

Irene Forbes-Mosse

Alte Wege gehn ..

Novellen, Phantasien, Poesie

Mit Hinweisen
auf Vernon Lee



Verlag Autonomie und Chaos
Leipzig \ Berlin

Diese Veröffentlichung ist die vierte und letzte Wiederveröffentlichung von Arbeiten Irene Forbes-Mosses (1864-1946). Zuvor erschienen:

EIN KLEINER TOD. PROSA, LYRIK, ZEUGNISSE (2016)

DON JUANS TÖCHTER. DREI NOVELLEN. (2016)

Mit dem Text *Die Kaleidoskope der Irene Forbes-Mosse (MvL)*

PERIWINKEL UND VALLADEH. NOVELLEN (2018)

ALTE WEGE GEHN... wurde für A+C zusammengestellt aus anderen Werken Irene Forbes-Mosses. Dazu kommen biographische Zeugnisse, zwei Texte von Forbes-Mosses enger Freundin Vernon Lee, eine biobibliographische Dokumentation zu dieser (von Helga Kaschl, Wien) sowie ein Nachwort des Herausgebers (Mondrian v. Lüttichau)..

Titelvignette: Fliese im Tempietto del Santo Sepolcro der Kirche San Pancrazio de Florence (1467); Quelle: wikimedia (Sailko)
<https://commons.wikimedia.org/wiki/User:Sailko>. (Lizenz CC-BY-SA-3.0-migrated)

© 2021 Für diese Zusammenstellung
Verlag Autonomie und Chaos Leipzig – Berlin
© Dr. Helga Kaschl (Wien) für ihre Arbeit
ISBN 978-3-945980-61-3

*Diese Veröffentlichung kann zur privaten Verwendung
kostenfrei heruntergeladen und ausgedruckt werden.*

Inhalt

Die Gräber im Garten	5	Freesia in Florenz	173
Wiederkehr nach vielen Jahren ...	6	Die Verlobung	206
November	7	Der verwilderte Garten	244
In Memoriam	8	Die Dohlen	244
Eisblumen (1901)	9	Die arme Seele	245
Der Pelikan	10	Eine Stimme	246
Die Wölfe	18	Gespenster	247
Wandlungen einer Äbtissin	28	Kischineff	248
Die fremde Prinzessin	60	Dem unbekanntem Gott	249
An eine antike Büste	61	Der verschlossene Garten	250
Zugvögel	62	Exkurs: Irene Forbes-Mosse & Vernon Lee	251
Wanderschaft	63	Die verlassenen Götter	262
Fiesole	63	Appassionata	263
Die schweigende Stadt	64	Drei Rispetti	264
Glück in Dornen	65	Auto da fe	265
Unvergessenes	137	Des Herzens Wiegenlied	266
Chiaroscuro	137	Nächtliche Reise	267
Die schönste Kirche	138	Widmung (II)	268
Schöner Traum	138	Trennung	268
An ***	139	Meinem Pathchen einen Pathenbrief	269
Sommernacht	139	Regenliedchen	270
Alte Andenken	140	Mitleid	271
* 141		Die kleine Prinzessin	285
Etüde	142	Silbernacht	287
Da lachte sie	167	Zwei Tänzerinnen	292
Einer Toten	168	Fremde Erde	295
Eisblumen (1926)	169	Späte Gedichte	319
Widmung (I)	170	Nachwort des Herausgebers	331
In der Nacht	170		
Die gefangene Königin	171	Anhang	
An Multituli	171	Chronologie & Bibliographie	340
		Äußerungen	
		zu Irene Forbes-Mosse	342
		Vernon Lee: <i>The Poet's Way</i>	351
		Helga Kaschl: Vernon Lee	357



(Mai 1934)

Die Gräber im Garten¹

Roths Dach im Sonnenschein
Mit bemoosten Ziegeln,
Ach, mein Herz, gedenkt es Dein,
Fliegt auf Sehnsuchtsflügeln.
Wettergraue Sonnenuhr,
Kann ich Zeichen deuten?
Sprichst von Freuden der Natur,
Glück der alten Zeiten,

Ohne Habsucht, ohne Hast,
Ungesucht gefunden,
Mancher Engel kam als Gast
Jener stillen Stunden.

Kleine Kirche, träumst auch Du?
Zwischen rost'gen Gittern
Gleiten Strahlen ab und zu,
Die auf Gräbern zittern.

Die so rasch vergessen, sind
Doppelt nun gestorben;
Söhne, Töchter, Kindeskind
Haben viel erworben,

Kommen selten wieder her
Wo die Fenster träumen,
Augenlider schlummerschwer,
Zwischen Lindenbäumen.

Schläft, Ihr Guten, schlafet lind,
Sturmwind Euch nicht schrecke,
Lilien Euer Hofgesind,
Epheu Eure Decke! ...

¹ Aus: MEZZAVOCE (1901) [Fußnoten vom Herausgeber MvL]

Wiederkehr nach vielen Jahren in die kleine alte Stadt²

Ich seh' Euch wieder, stille Gassen
In dieser milden Sommernacht,
Der alte Platz liegt ganz verlassen
Und alle Brunnen sind erwacht.
Und an so manchem Giebelhaus
Geht die Erinnerung ein und aus.
Ich wand're schon vor Morgengrauen
Aus dieser Stadt, die ich geliebt,
Wenn alle Gräser sich bethauen
Und mancher schöne Traum zerstiebt.
Dort, wo die letzten Häuser sind,
Da steh' ich still im Morgenwind.

In diesem Haus ward ich geboren
Wo nun die fremden Leute sind,
Auf seiner Schwelle traumverloren
Sass ich, ein stillvergnühtes Kind;
Die Schwalben flogen heim zur Ruh'
Und zwitscherten einander zu.

Vom Feld die Arbeitsleute kamen,
Von allen Dächern stieg der Rauch,
Ich grüsste alle sie beim Namen,
Das war so freundlich alter Brauch.
Jetzt sieht mich alles anders an:
Wer bist Du, fremder alter Mann?

Das ist nicht mehr mein Jugendgarten,
Was hier so fremd und förmlich steht,
Das waren andere Blumenarten,
Die meines Vaters Hand gesät
Aus Holz das kleine Gartenthor
Und Bienen rings im süssen Flor.

Ihr Rosen, Rittersporn und Lilien,
Ihr Malven, Astern und Aglei,
Die Amseln sangen dort Vigilien,
Und süsse Abendlitaneien.
Und hoch die Sonnenblume stand
In ihrem goldnen Messgewand.

² Aus: MEZZAVOCE (1901)

— — — — —
 Auf moosbewachsenen Todtensteinen
 Liegt oft ein Hündlein ausgestreckt,
 Ein Bild der Treue den Gebeinen,
 Die längst der grüne Rasen deckt.
 So hütet, wen das Glück verliess,
 Still der Erinnerung Paradies.

November ³

Leise, unaufhörlich die Blätter fallen,
 Kampflös, ergeben, wie müde Hände sinken,
 Kaum kräuselt sich der See, der sie empfängt.
 Bei jedem leisen Kuss
 Nur ein Erschauern.
 Feiner und feiner werden die Zweige,
 Ihr zartes Netzwerk hebt sich klar
 Vom herbstlichen Himmel, der so tief
 Mein Herz ergreift
 Wie kaum im Frühjahr.
 Erde, Du süsse, überreife Frucht,
 An die ich noch einmal die Lippen presse,
 Sei mir gegrüsst, sterbende Schönheit!
 O wie Dein Hauch mich bewegt
 Wie Liebesworte, wie Heimathsworte!
 Gleich goldnen Wällen aufgethürmt
 Sind Ahornblätter und Buchenblätter
 Am Rande des moorigen Ufers,
 Nur in der Mitte lächelt ein Spiegel
 Und fasst das blaue Himmelsbild.
 Lieblich ist auch dies Abschiedsagen
 Wie nach dem Tagwerk ruhende Hände ...
 Stumm und leuchtend fahren zwei Schwäne
 Gleitend vorbei und lauschen dem Schritt
 Des enteilenden Herbstes.
 Schweigend stehn, gewärtig des Winters,
 Fest und geduldig die Bäume ...
 Leer die Nester, die Vöglein verschwunden,
 Noch hält der Sturm den Athem an:
 Auf meiner Seele segeln stille Schwäne.

³ Aus: MEZZAVOCE (1901)

Fester Ihr Verlassnen will ich Euch umfassen,
Wärmer Euch betten in meiner Liebe!
Wie der Rosenbusch, wenn drohend der Frost naht,
Den Vöglein glühende Früchte beut,
So biet' ich Euch mein Herz!

In Memoriam ⁴

Wunden hat der Tag gebracht,
Heilet sie die stille Nacht,
Führt mich an der Geisterhand
In mein schönes Kinderland.
Lässt mich schaun Dein lieb Gesicht,
Sah es ach so lange nicht,
Lag doch einst an Deiner Brust
Hab' von Kummer nichts gewusst.
Seh' Dich still und schmerzlich schön
Zwischen Silberbirken gehn,
Weiche Schleier, weisses Kleid,
Lächeln der Vergangenheit!

⁴ Aus: MEZZAVOCE (1901)

Eisblumen⁵

Draußen im Decemberwetter
Fliegen Runzeln, dürre Blätter,
Sind des Sommers todte Seelen ...
Hoffnung, höre auf zu quälen,
Lass dem Winter seinen Ruhm,
Malt ans Fenster Blatt und Blum'.
Farrenkraut und Heckendornen
Mit den spitzen Stachelsporen,
Zwischen Schilf und Schachtelhalmen
Ragen eisbesterte Palmen,
Schlangenmoos und Mistelzweig,
Gilt dem alten Zaubrer gleich.

In den stillen Winterwegen
Seh' ich Reiterlein sich regen,
Auf den weissen Elfenrösschen
Nach dem schneeverpelzten Schlösschen,
Wendeltreppchen frosterstartt,
Wo das schöne Fräulein harrt.

Durch das glitzernde Geländer
Gleiten ihre Jagdgewänder,
Silberhörner tönen leise
Und der Fluss träumt unterm Eise,
Weiss und leuchtend angethan
Jagen sie den wilden Schwan.

Denn so Schönes kann man sehen
In den weissen Traumalleen,
In den zarten Birkenhainen,
Bis im Thau die Fenster weinen ...
Unbarmherzig Sonnenlicht
Ach, zerstör' mein Märchen nicht!

⁵ Aus: MEZZAVOCE (1901)

Der Pelikan⁶

Zwei Menschen wanderten im toskanischen Land. Sie hielten sich fern von den großen Städten. Nicht aus Menschenscheu; denn große Liebe ist wie der Panzer des Ritters ohne Furcht und ohne Tadel. Aber es war in der Frühlingsvollendung ein Ermatten über sie gekommen, und in den kleinen, grauen Nestern, wo das Land mit tausend blühenden Obstbäumen, die Hügel hinan, gegen die alten Mauern zu Felde zog, ließen sich die letzten Tropfen mit trägeren, tieferen Zügen trinken. Hier waren nur einfache Menschen, die die Erde umgruben oder vor den Häusern saßen mit ihren Handwebstühlen und Korbflechtereien: irgendein graues Steinwappen über der Tür deutete wohl zurück in alte, streitsüchtige Zeiten, aber in diesem gleichmütigen Sonnenschein dachte man nicht an sie, streichelte ein Kätzchen, lächelte einem braunen Mädchen zu, das mit schönen überfließenden Kupfergefäßen vom Brunnen kam; da war kein Peitschenknallen, kein Menschengedräng, keine großen, weltberühmten Bauten, die beiden aus ihrem Behagen aufzuschrecken, wenn sie durch das silberne Land schlafwandelten, das sie anzublinzeln schien wie eine heimlich Verbündete. Ohne Plan gingen sie, hügelan und hügelab, zwischen Mauern auf engen gepflasterten Wegen, über die der Schattentanz der Ölbäume zitterte, oder die Mauern hörten auf, und man sah weit aus ins Grau, ins Silber, von Mandel und Pfirsich und Kirsche weiß und rosig getupft; feine Kirchtürme ragten, zart und erlesen, und immer neue Hügel taten sich auf, breitschultrig und grau und gütig.

So kamen sie einmal zu einer kleinen Kirche, bei der ein paar verwitterte Denksteine standen und lagen, von wildem Salbei umwuchert; seitwärts eine niedere Mauer, als Gärtchen umschließend, wo eben der Pfarrer, mit geschürztem Kleid, die Gießkanne in der Hand, zwischen Artischocken und Brokkoli und süßduftendem Goldlack umherging. Als er die Fremden erblickte, kam er herbei, trocknete sich die Hände und

⁶ In: Irene Forbes-Mosse: LAUBSTREU (Stuttgart 1925, S. 7-20) – Die Geschichte bezieht sich möglicherweise auf die Wiederbegegnung mit Italien (nach dem Tod John Forbes-Mosses und nach dem Ersten Weltkrieg).

stellte seine Führerdienste freundlich und selbstverständlich zur Verfügung. Denn in dem Kirchlein war ein schönes Grabmal von berühmter Hand, das weiß und unverletzt in der Verlassenheit ruhte, wie in Italien nicht selten, wo in weltvergessenen Winkeln die zartesten Wunder leben, als sei die Schönheit mit zerrissener Perlenschnur durchs Land gegangen, achtlos, wohin die schimmernden Tropfen rollten.

Sie traten in die Dämmerung der Kirche. Überall schälte sich der Bewurf von den Mauern, daß der zartrosa Ziegel und Überreste früher Fresken sichtbar wurden: hier eine flehende Hand, ein Stück blauen Gewands, dort ein runder Baumwipfel, mit Früchten und Vögeln beladen. Aber der Altar glänzte in neuer Ölfarbe und vergoldetem Zierat, und an den Wänden hingen die Stationen des Leidenswegs in grellbunten Bildern. Da – in einer Seitenkapelle – blieb alles zurück, das Grabmal lag rührend in seiner wehrlosen Schönheit und hatte doch – wie einst eine reine Jungfrau ihre Heimatstadt vor der Pest bewahrte – die verwitterte Kapelle vor Kelle und Kalktopf und schlimmerer Unbill bewahrt.

Eine Schwester hatte es ihrem Bruder errichtet in jener Zeit, da man durch Werke selig und unselig wurde und es dafür wohl weniger Gedankensünden gegeben hat. Die Furchen des hageren, nachdenklichen Gesichts waren leicht bestäubt; in jeder Mantelfalte, zwischen den ums Schwert gefalteten Fingern hatte sich Staub angesammelt; so war der Ausdruck, trotz des dämmerigen Lichts, deutlich, gleichsam unterstrichen. Es lag freigebige, menschliche Güte auf diesen Lippen, ja ein wenig gutmütiger Spott zuckte in der Wange, schien hinüberzuwinken in eine spätere Zeit; aber die Stirn war entschlossen und sorgenvoll, und die Hände, zum Halten wie zum Geben tauglich, würden nicht lange die betende Stellung bewahrt haben, hätten sie gefühlt, wie jemand den schönziselierten Schwertknauf berührte.

An der Mauer gegenüber war die Grabstelle der Schwester, eine lateinische Inschrift an der Wand, und auf der Erde, da, wo ihr Sarg versenkt war, eine Marmorplatte mit eingemeißeltem Wappen und Federgekräusel. Sie hatte nur wenig Jahre nach dem Bruder gelebt, seinen Namen geehrt, sein Gut verwaltet und hier, bei seiner Ruhestätte, in der spitzfindigen Demut jener Zeit als Franziskanerin gekleidet, die ewige Ruhe gefunden, nachdem sie ihr Eigentum verteilt und im Hofe ihres Landhauses täglich all die Elenden, die Bettler und Kranken und Krüppel gestärkt und verbunden hatte. Aus

den alten Scheiben fiel Regenbogenlicht wie ein Schmetterlingsschwarm über die Ranken und Zacken des Wappenschildes. Ach, war es nicht schön und stolz, nach stillen, nützlichen Jahren hier zu ruhen, dem einen nahe, dem ihr ganzes Leben, wie selbstgesponnene und -gewobene Leinwand unter die Füße gebreitet war? Was auch sonst ihre kleinen, verbrauchten Jungfrauenhände geschafft und gewirkt, wieviel Wunder sie gewaschen, wieviel Brot sie verteilt hatten, diese Liebe war der Wein ihres Lebens gewesen ...

Die Frau trat zum Grabmal des Bruders zurück und legte ihre Hand in die sanfte Mulde zwischen Schulter und Brustwölbung, erschaffen, um ein schlafendes Haupt zu stützen, und bei Frauen eben groß genug, um ein Kinderköpfchen aufzunehmen.

Und es ging ihr ein schmerzliches Entzücken durchs Herz, wie eine Seligkeit, die man nicht nennen, nicht festhalten kann, kurz vor dem Erwachen in der Frühe, wenn der Traumfaden immer feiner wird und abreißt ohne Schluß.

Als sie nun wieder aus der Kirche herauskamen, sah die Frau, sich wendend, um Abschied zu nehmen, zu einem kindlich in Stein geschnittenen Nest über dem Türbogen empor, darin sich ein Pelikan für seine Jungen die Brust zerfleischte.

"Das ist," sprach der Pfarrer, ihrem Blick folgend, "unsere Heilige-Mutter-Kirche, die sich den Sündern und Verirrten hingibt und die Traurigen und Mühseligen an ihr Herz nimmt wie der Pelikan seine Kinder ..."

Wie katholisch, dachte die Frau. Dieser freundliche Mann will jedem, der mit den Wellen kämpft, ein Ruder hinhalten, ihn daran zurückziehen in die große Familienarche. Seine Religion hat Winkel und Schnörkel und Ruhepunkte wie die alten gotischen Dome, in deren Zacken und Simsen Tauben nisten.

Dann schnitt der Pfarrer Goldlack für sie ab, und wie sie so dastand, halb noch zurückgewendet, hätte sie in der Demut ihres Herzens am liebsten still ein Kreuz geschlagen; auch tat es ihr leid, daß er gemerkt hatte, daß sie nicht zu seiner Kirche gehörten, und so götig und ausführlich hatte er ihnen doch alles erklärt. Darum hätte sie das symbolische Zeichen, das niemandem schaden kann und dem alten Mann heilig war, gern angebracht; aber sie war nicht allein und verpaßte den Augenblick, und wenn man in Gefühlsdingen nachdenkt, unterläßt man Dinge, die eigentlich so einfach sind.

Nach Jahren kam sie allein zurück. Sie bewohnte ein kleines Fremdenheim am äußersten Gürtel der Stadt, wo sie in kurzer Zeit ins freie Land gelangen konnte. Es war Sommer, und den ganzen Tag ging die Feile der Zikaden von den Platanen der Ringstraße. Feigen gab es in Überfluß, an jeder hing die reife Süßigkeit wie ein klarer Bernsteintropfen; aber Rosen gab es nicht mehr. Die Erde war wie gebacken, die Hecken an den Wegen staubgepudert und leblos; auf der Windseite hatten die Zypressen einen grauen Überzug, die Luft schmeckte nach Staub; es würde noch Wochen dauern, bis Regen kam. Wenn sie dann am Abend ihr Fenster auftat und die noch glühende Luft hereindrang, dachte sie jedesmal an jungen Buchenwald in ihrer Heimat, wenn sich die Kronen nach einem Regenschauer dehnen, oder an die Wiesen daheim, noch ungemäht, wo zwischen Erlehen und Haseln der Bach schlüpft, übervoll, durchsichtig braun mit goldenem Sonnengekringel; aber doch sehnte sie sich nicht fort. Ihre Bekannten hatten längst die Stadt verlassen, aber das Losreißen wurde ihr schwerer denn je, ach, überall hatten sich Wurzeln ihres Herzens festgesaugt. Nun war die Zeit, da die fliegenden Buden der Limonadenverkäufer aus der Erde schossen, mit unzähligen, vielfarbigen Flaschen, mit Papiergirlanden und baumelnden Zitronen geschmückt; arme Kinder gingen und kauften sich Eis, löffelweis, für zwei Centesimi, und das winzige Schwesterchen, dem ein kleiner Papierfächer am Ärmchen hing, leckte zuerst, und der große Bruder leckte auch, aber eigentlich tat er nur so, damit das Schwesterchen alles bekäme. Militärmusik spielte auf den Plätzen, und schöne sonnenbraune Ammen, die mit ihren bunten, getollten Haarbändern wie eine Versammlung königlicher Georginen breitschultrig auf allen Bänken saßen, die Bambini mit den Samtaugen streichelnd und ihre braunen Brüste darreichend, schwatzten mit heiseren toskanischen Kehllauten und wiesen beim Lachen ihre kleinen, gesunden, feuchtglitzernden Zähne. Aber auch drinnen in der Stadt verlegt sich das Leben mehr und mehr auf die Straße. Aus all den Rembrandthöhlen der Schuster und Schreiner tauchten alte und junge Gestalten und schafften vor offenen Türen; und bei offenen Türen auch übte der Barbier seine Kunst aus, in seiner weißen Jacke geschmeidig wie ein Hermelin. Als wäre man mitten in einer Komödie von Goldoni geraten oder als sollte im nächsten Augenblick die Musik zum "Liebestrank" einsetzen und Doktor Dulcamaras Wunderkarren auf den Platz rollen. Nun war die Zeit, daß die Statuen und

Gemälde in den verlassenem Galerien ihr zu winken schienen: "Wie, du willst gehen? Bleibe, wir sind allein, wir wachen und reden, Heidengötter und Christengötter, alle hat uns die Schönheit angehaucht mit ihrem unvergänglichen Kuß." Um sie alle wob die Einsamkeit immer wider jene feine, befremdende Luftschicht, die erlesene Kunstwerke umgibt, anlockend und abwehrend und niemals ganz bezwungen.

Aber das liebste von allem waren ihr die stillen Höfe der Kirchen, die früher Klöster gewesen sind. Mit ihren großen, schläfrigen Katzen, dem heißen sonnigen Fleck in der Mitte und darüber ein Stückchen tiefblauen Himmels; plötzlich ein leuchtender Taubenflug, wie rauschte das durchs Herz! In den Klosterhöfen schimmerten die fedrigen Sterne an den Myrtenbüschen, bitter würzig; aber die Oleanderblüten lagen gebräunt und verwundet auf den Steinplatten der Kreuzgänge; unaufhaltsam destillierte die Sonne das flüchtige Öl aus Kräutern und Blättern. Stundenlang konnte sie da sitzen, auf einem Mäuerchen, einem Säulentrümmer ... bis schließlich der freundliche Kustode kam und sagte, es würde geschlossen ...

Es war gegen Abend, als der Einspänner sie nach jenem Kirchlein fuhr, das sie seit damals nie wiedergesehen hatte. Die grausamen, quälenden Jahre waren nun vorbei, als sie Augen und Ohren zuhielt, nur um nicht erinnert zu werden, als sie Ruhe nur fand an Stätten, wo sie früher nie gewesen. Jetzt hatte sich etwas geändert. Denn es war vieles seither über sie hereingebraust, Dinge, von denen man weiß, daß sie immer in der Welt waren, daß sie niemals unmöglich sind; aber am eigenen Weg hatte man sie nie erwartet, und auf einmal sind sie da und legen einem die Hand auf die Schulter – wie wenn einer verhaftet wird, der sich sicher fühlte im Menschengewühl. Ach, diese harten, einfachen, trostlosen Dinge, die dagestanden hatten und gewartet ... Und jetzt, auf einmal, hatte sie Heimweh nach jenem ersten brennenden Leid, heute schien es ihr kostbar, denn es war traumhaft verwoben mit Lebensdrang und Ungeduld und Entzücken, nun suchte sie in der Erinnerung, und siehe, der Schmerz war dumpfer geworden, aber das Freundliche, das Entzückende jener Tage lebte auf, und Stunden gingen an ihr vorüber und lächelten ihr zu, den Finger an den Lippen.

Ach damals, wie alles zu versinken schien, jung war damals ihr Herz; jeder Nerv hatte sich kläglich gewunden und um Gnade gefleht, wie ein verbranntes Kind das Händchen hält und nicht glauben will, daß das je vorübergehen kann. Aber es hatte

sich doch gewandelt; denn die großen, harten Dinge waren gekommen und die Zeit war gegangen, grau und unbekümmert, und sie war nun wieder hier und witterte und horchte und suchte ihr erstes Leid in zitterndem Heimweh. Fand es wieder an abgeschrägten Straßenwinkeln, wo man zwischen Mauern hinuntersieht, und ganz in der Ferne sind die unvergessenen Hügel, zart und karg und traurig im Abendrot, die Straße führt hin, führt ins Paradies ... fand es wieder, wenn sie ein Lorbeerblatt zwischen den Fingern rieb oder wenn am Abend der Geruch von schwelendem Rebenholz durch die Luft zog ... fand es wieder, wenn sie nachts, halb schon im Schlaf, die ächzenden Karren hörte, den heiseren Gesang der Männer, die, einen Grashalm im Mund, auf ihren Lasten ausgestreckt, die Pferde im Sternenlicht lenken.

Der Wagen hielt; an dieser Stelle ging das letzte Stückchen Wegs steil aufwärts. Die Frau stieg aus; auch damals waren sie hier ausgestiegen, um das kleine eifrige Pferd zu schonen. Der Himmel öffnete seine Perlmutschalen über der matt atmenden Welt. Der kleine Garten war leer, der Pfarrer nicht zu sehen, aber drinnen in der Kirche putzte eine alte Frau den Altar mit Papierlilien. Sie schritt nach der Seitenkapelle. Dort war es beinah Nacht, das bunte Fensterglas schwarz, nun die Sonne es nicht mehr durchglühte. Aber der stille Mann schimmerte treueduldig in seiner Einsamkeit, auf seinem Antlitz fand sie das feine, sorgenvolle Lächeln wieder, als warte er auf einen Ruf, auf eine Antwort und sähe ein, daß er sich für heute bescheiden müsse; ja, noch lebendiger schien ihr der Mund, schienen ihr die kraftvollen Hände, als ob das Herz noch immer, stillgeschäftig, seine Eimer vollschöpfte und wieder ausgösse in das Geäder des ruhenden Leibes. Ja, da war auch die Mulde zwischen Schulter und Brust, groß genug, daß man den Kopf hineindrücken konnte, dort Stein zu werden in tiefem, wunschlosem Schlaf. Sie fühlte Tränen in der Kehle und biß sich auf die Lippen, den Weinen war ihr keine Erlösung. Schritte hallten durch die Kirche, es war die Frau, die zuschließen wollte für die Nacht. Da wandte sie sich ab und ging, und hinter ihr blieb der Schlummernde allein. Nun stand sie draußen, die Luft war um sie wie linder Atemzug. Über ihr leuchtete das Nest des Pelikans im letzten Licht. Da schien ihr, als sei's das Sinnbild der Frauenliebe, die gern das Letzte hingibt und ihr Glück bezahlen muß mit Geduld und Gefahr.

Ob es uns gutgeschrieben wird, daß wir Menschen alles so teuer erkaufen, dachte sie. Wie heißt's doch immer, wenn die Richter mitleidig sind und ein Einsehen haben: die Untersuchungshaft soll angerechnet werden ... Bei uns daheim hing ein Knüttel am Stadttor, darunter stand: Wer seinen Kindern gibt das Brot und leidet später selber Not, den schlag man mit der Keule tot. Das war sehr alte, und doch ganz moderne Weisheit, viel moderner als deine, alte Pelikanmutter! ... Bin ich meiner Mutter dankbar, daß sie mich in dies Leben brachte? dachte sie wieder. Maskenfeste in Labyrinthen, hie und da ein Umschlingen, bleibe, ach rede zu mir, dieselbe Sprache reden wir ja. Oh, nur bis der Weg sich teilt, dann wieder allein, fremde Zungen ... Und wenn man dann nicht mehr zu jemand sagen kann: es war alles gut, Nacht und Licht, Süßigkeit und Bitterkeit, nur Dank fühle ich, Dank sei dir heute und immer – oder wenn man im Morgengrauen erwacht und an die Augen von Schwerkranken denkt, wie auch sie den Tag erwarteten, der keine Hoffnung brachte, und die Fensterscheiben fingen an hell zu werden ... o das! Schöne, schöne Erde, warum wird es uns so schwer gemacht!

16

Der Tag war ganz verschwunden, das steinerne Nest über ihr sah grau und geisterhaft in die Luft, wo die Fledermäuse anfangen hin und her zu zucken. Unter ihr, im Dunst, erwachten viele Lichter; dort war Leben und Lärm, hier oben war es totenstill. Sie dachte an den alten freundlichen Pfarrer. Unsere Mutter Kirche, hatte er gesagt. Ob sie wirklich die Menschen trösten konnte, wenn sie sich so hineinwühlten, wie Kinder in das Kleid der Mutter? Versprach sie ihnen doch vieles, hatte schöne, schauernde Worte der Verheißung; man mußte ihnen glauben, so schön waren sie. Und das eben war es wohl, was die Kirchen immer wieder stützte und aufrecht hielt: die Sehnsucht nach den Toten.

Sie ging langsam den steinigen Weg hinunter, zwischen Mauern, über denen dunkle Köpfe sichtbar wurden. Ein kleiner Spitz lief oben entlang und gab ihr kläffend das Geleit. Das heiße Feilen der Zikaden hatte längst aufgehört, aber aus allen Gräben und Mauerritzen zirpten nun die Grillen, kühl und zart. Das war wie daheim auf den großen Waldwiesen, wo jetzt die Glockenblumen standen und das Zittergras. Sie horchte auf und schlug die Hände ineinander. Nun wollte sie heimreisen; sie hatte

gefunden, was sie suchte. Nur noch vereinzelt klang der Grillenton, wurde immer weniger, je mehr sie sich der Stadt näherte. Es war ganz dunkel geworden, hier dauerte die Dämmerung nur kurze Zeit. Sie es saß sehr aufrecht, mit weit offenen Augen. So fuhr sie zurück durch die laute, windstille Nacht.

Die Wölfe⁷

An Lujo Brentano

Das Herrenhaus war damals schon grau und verwittert, und wenn im Winter der Schnee lag und die Krähen in den Rüstern vor dem Tore hockten, glich es mit seinem tiefen Dach selber einer uralten Krähe, grau und weiß und in sich geduckt. Auf einer Seite war der Hof, Treppe und Treppchen, gemütliche Brunnchen, die rieselten, und schwarze unheimliche Ziehbrunnen, wo es gluckste; dort fuhren die Reisewagen herein, kotbespritzt, oder Reiter kamen und die Pferdehufe polterten auf der hölzernen Brücke. Jenseits breiteten sich Felder aus; Ebereschsbäume standen an der Landstraße, mit leuchtenden Büscheln am blauen Herbsthimmel; und weiterhin Heideflächen und Torfmoore mit glitzernden Flockblumen übersät. Und da und dort niedrige Kätnerhäuser und Klumpen ungestalter Eichen, wie gichtige Riesen im Nebel.

Aber auf der anderen Seite des Hauses war der Äpfelgarten voll alter moosiger Bäume, die viel Blüten trieben, aber nur spärliche, holzige Frucht. Er lag an einem Abhang, von einer niedern Mauerbrüstung umschlossen. Wo im Juni Ampfer und Wiesenbart in der Sonne blühten, weiter unten aber auch Binsen und Kletten und große Vergißmeinnicht, denn dort wurde die Erde schwarz und moorig und man fühlte sie zittern unter den Füßen.

Grad gegenüber stand der Wald, finster und dicht, wie ein schweigender Tyrann. Da war kein Vorspiel von Laubholz und Gesträuch, wo die Sonne Platz hat, sich zu lagern, und Erdbeerkraut und Heidelbeeren die alten Stümpfe bekleiden: nein, er setzte gleich mit einem strengen, düstern Akkorde ein, er schlug einen schweren Mantel um die Seele, sobald man eintrat.

Dorthin durfte das kleinste Fräulein nicht. Einmal hatte der alte Vetter Klaus sie auf sein Pferd genommen und war mit ihr einen schwarzen, hallenden Weg hineingeritten, aber allzu rasch wieder umgekehrt, und sie grämte sich, grämte sich, als sei ihr ein Kelch von kühl-dunklem Wein vom Munde gerissen worden. Denn der Weg war wie

18

⁷ Enthalten in: DIE LEUCHTER DER KÖNIGIN (Berlin 1913: S. Fischer Verlag)

ein Trichter gewesen, ganz am Ende nur ein heller, lockender Punkt: dorthin wollte sie, das sog und zog wie in der Kirche, wenn die Kerzen brannten und Wachsduft in die Kuppel aufstieg, die ihre gewölbten Kelchblätter sanft über dem Mysterium faltete. Dann hatte sie im gradlehnigen Kirchenstuhl oft gemeint, ein goldner, schimmernder Rachen schlürfe sie ein, und sie müsse aufstehn und immer nähergehn und zu den Kerzen sprechen: Macht mir ein wenig Platz, seht ihr nicht, wie ich brenne?

Das kleine Fräulein war von vier Töchtern die letzte im Hause. Zwei waren verheiratet, die dritte im adligen Kloster, wo sie Anwartschaft auf eine Freistelle hatte; schon als Kind hatte sie sich immer ein wenig abgesondert und war oft zum Besuch bei den alten, freundlichen Damen, von wo sie mit runden verschnürten Schachteln voller Gebäck und verzuckerter Früchte heimkehrte, die sie sorgsam verschloß und heimlich aufknusperte, was ihr beizeiten die verstohlenen Bewegungen und den raschen, argwöhnischen Blick einer Ratte gegeben hatte.

Zum Leben gehörte so manches: Luft und Licht, Speise und Trank, Bewegung und Ruhe. Und jeder hatte etwas von alledem, und oft ist's so knapp bemessen, daß man nur grade besteht. Aber daneben gibt's noch eine tiefe verborgne Schicht, wohin die feinsten, suchenden Wurzeln der Seele reichen, unbewußt oft, und doch so unfehlbar sicher, wie Blinde in der Nacht den Weg finden. Etwas von dem kein anderer weiß und ohne das doch kein Blühen ist.

Für das kleine Fräulein nun war's das Haus der Gärtnersleute und die Geschichten der Gärtnersfrau, wo sie diese heimliche Nahrung fand.

Die Gärtnersfrau war noch jung, aber krank, sie saß wie eine fremdländische Spaliersfrucht an der Südmauer ihres weißen Häuschens und sah still, mit schwarzumwimperten Augen, in die stille Luft. Sie konnte kaum mehr nach der Wirtschaft sehen: aber der Gärtner, der die schweren Nelkenhäupter hochband und alle Tage das Fallobst auflas, das ein heimlicher Wurm nicht hatte reifen lassen, war ein langmütiger Mann, und wenn mittags die Suppe verbrannt und die Kartoffeln hart waren, sagte er nichts, seufzte nur ein wenig, wenn er vor seinen Bienenstöcken stand und den Bienen zusah, die so fleißig schaffen konnten. Dafür summten und brummten sie aber ohne Unterlaß, und das tat sein Wieneke nie. Einmal nur, am Anfang, war's zu scharfen Worten gekommen, als der Mann eines Tags seinen guten Rock hatte

anziehen wollen und es sich zeigte, daß die Mäuse ihn ganz zerfressen hatten, weil die Frau im Winter kein einzigmal danach gesehen. Da hatte es Sturm und Regen gegeben. Aber am Morgen, in aller Herrgottsfrühe, war sie aus dem Bett gekrochen und hatte mit einer Scherbe auf den großen Kürbis vor dem Haus die Worte geritzt: "Lieber Schatz, sei wieder gut ..."

Seitdem hatte der Gärtner nie wieder ein Wort gesagt, wemns ihn auch manchmal wurmte, denn er war ein gesetzter Mann und seine Mutter hatte ihn von klein auf an Ordnung gewöhnt.

Das kleine Fräulein lief, wann es nur immer konnte, zur Gärtnersfrau, und dies war nicht schwierig, denn seine Hofmeisterin war alt und wunderlich und kam fast nie aus ihrem Zimmer im Westturm heraus. Dort hielt sie sich unzählige gurrende Tauben in Käfigen an den Wänden, rief sie alle bei Namen, die sie in alten empfindsamen Büchern gefunden hatte und hielt zärtliche Gespräche mit ihnen. Sonst saß sie auch viel mit verbundnem Kopf beim Ofen, wo der Kaffeetopf brodelte, und nahm Melissengeist auf Zucker, wenn Gewitterluft war. Der Schullehrer kam freilich alle Tage, aber wenn das Kind seinen Katechismus und seine Fabel einigermaßen hersagen konnte, nahm er's mit dem übrigen nicht so genau, und es war leicht, ihn unter dem Vorwand, zu botanisieren, in den Gemüsgarten zu locken.

War es Sommer, so saß man in der Bohnenlaube, in den Akazien summten die Bienen, und die Luft war schwer von Honigduft. Im Winter aber war's heimlich in Wienekes Küche: es hingen Zwiebelketten und Kräuterbündel von der Decke; die Katze kam schnurrend und mußte auf den Schoß genommen werden, und vor den kleinen grünlichen Scheiben drängte sich der Schnee und blinkte ins Zimmer hinein, wo auf dem Sims der Myrrentopf stand und das Gesangbuch lag. Es war viel wärmer bei Wieneke als auf dem Schloß, wo nur kleine Feuer in den Kaminen brannten und Mutter und Tante mit ihren Strickrahmen und Spielkarten bei zwei Kerzen saßen. Vaters Pelz war schäbig, wie er da mit auf dem Rücken gekreuzten Händen auf und ab ging, und Mutter zankte alle Tage in der Küche, es würde zuviel verbraucht. Die Wände freilich waren mit zerschlissner Seide bespannt, und der Fußboden war so glatt, – man hätte darauf schlittern können, und der alte Mops glitt auch immer an der einen Stelle aus.

Wieneke wußte die schönsten Geschichten, nicht nur von Hexen und Gespenstern, wie sie alle Frauen im Dorf erzählen konnten, sondern auch Eigenerlebtes aus ihrer Kinderzeit, als sie, ein Waisenkind, zu einer alten Frau mit roten Augen gekommen war und, um nicht zu verhungern, von der Alten ausgeschickt wurde, die tägliche Nahrung zusammenzubetteln oder wenn's ging, zu nehmen, was Gott am Wege wachsen ließ. Holz und Pilze hatte sie gesammelt, und Rüben an den Feldrändern ausgezupft, und Äpfel gemaust, wenn sie fein säuberlich unter den Stämmen lagen, wie in Osternestern. Sie war in den todesstillen Tannenwäldern umhergegangen, wo es kühl und düster war, bis dann auf einmal ein großer, schräger Sonnenbalken niederglühete und alles auf seinem Wege zu Gold machte: "Nun kommt der Herre Jesus gegangen", hatte sie gedacht und die kleinen zerkratzten Hände fest in die Schürze gewickelt und an die Brust gepreßt.

Wieneke war damals auch mit Zigeunern herumgestreift, hatte an ihren Feuern gesessen und aus ihren Töpfen genascht, wo alles durcheinander brodelte und dampfte, gewilderte Hasen und gestohlene Hühner, ja auch Igel und Krähen. Und sie und die Zigeunerkinde hatten sich Ketten aus Vogelbeeren gemacht und Ringeltänze getanzt, in der Waldlichtung, im weißen Mondlicht, während die Alten schnarchten und der kleine zottige Hund das Wägelchen bewachte. Auch die Köhler waren ihr wohlbekannt; sie zogen dort so hin und her; wo sie grad ihre Meiler hatten, da bauten sie sich Hütten und waren noch schwärzer als die Zigeuner; ihre Kleider und Hände, alles war harzig und roch bitter – die Frau zog mit feinen Nüstern die milde Luft ein – ach, dort im Wald, das roch eigentlich schöner als Linden und Geißblatt und Klee ... Denn wer sich einmal an Bitterem berauscht hat, der macht sich aus dem Süßen nicht mehr so viel.

"Warum darf ich nie in den Wald," fragte das Kind; "nur in der großen Kutsche, den breiten Weg in der Mitte, wenn wir zu Tante Äbtissin fahren, aber nie in das Dunkle hinein, und niemals zu Fuß."

"Ja, da ist's nicht geheuer," sagte die Frau, "und der Herr Vater wird es wohl nicht gestatten" – sie senkte die Stimme – "wegen er hochseligen Tante und den Wölfen."

"Davon weiß ich nichts", sagte das kleine Fräulein, und es wurde ihr ganz kalt zwischen den Schulterblättern. "Erzähl mr's, o Wieneke, ich bitte dich!"

Und nun hörte sie die Geschichte von der armen Annalena, so wie Wieneke sie von ihrer Pflegemutter gehört, und deren Mutter war Küchmagd im Schloß gewesen, grad als sich das alles begab.

.....

Es hatte sich aber also zugetragen: Die selige Annalena hatte eines Tages, als sie eben erst vom Fieber genesen war, dem Jäger drei junge Wölfe abgebettelt, wie er sie gerade umbringen wollte; sie waren noch ganz klein und wollig. Er mochte ihr's nicht abschlagen, weil sie todkrank gewesen und seltsam leidvolle Augen hatte, wenn sie recht heftig um etwas bat. Sie war nun einmal so eigen mit allem Getier und hätte besser in den Garten Eden gepaßt als in ihres Vaters Haus, wo die kleinen Kinder in der Wiege schon die Händchen nach Armbrust und Jagdspieß reckten. Der Jäger trug die kleinen knurrigen Gesellen zurück in ihr warmes, raschelndes Nest, und nahm hin und wieder das bittende Kind mit, das ihnen allerhand schrecklichen Abfall aus der Küche mitbrachte, vor dem es sich sonst wohl geschüttelt hätte, aber wenn sich's um die jungen Wölfe handelte, konnte es sich selbst wie ein kleines Raubtier über die Hühnerköpfe und Hasenläufe freuen, die ihm die Küchenmagd ins Körbchen tat.

22

Wenn sie später am Waldrand saß, geschah es wohl bisweilen, daß ein spitzer, schnobernder Kopf mit schrägen, glühenden Augen aus dem Dickicht fuhr und sie unbeweglich anstarrte. Auch erzählte sie, es käme manchmal nachts ein schlankes, braunes Tier in ihr Zimmer, das gleiche einem Hunde, setzte sich neben ihr Bett und schlug mit dem Schweif au die Diele. Sie hätte keine Angst, sagte sie, denn es sähe sie so freundlich an, als wollte es eben anfangen zu erzählen. Einmal habe sie ihm gesagt, es möge sich's doch bequem machen, da sei das Tier auf ihr Bett gesprungen und habe sich um sie hergeringelt, und nie hätte sie so schön geschlafen, es hätte nach welchem Laub und Thymian gerochen, und im Schlaf hätte sie den Atemzug gespürt, wie einen warmen Blasebalg. Aber man dachte, es müsse ihr geträumt haben, oder es sei ein Hund ihrer Brüder gewesen, der sich zu ihr geschlichen, und schließlich glaubte sie selbst, die anderen könnten wohl recht haben.

Es kam die Zeit, da beschlossen ward, daß Annalena heiraten sollte; der Freier war ein begüterter Herr, dessen Wälder an die Wälder ihres gnädigen Herrn Vaters grenzten. Er hatte schon zwei Frauen begraben und war noch immer ohne den

erwünschten Leibeserben. Er war feist und rot und schnaufte stark, wenn er mit seiner Perücke und dem Stock mit goldenem Knauf aus der Kutsche stieg. Annalena jammerte; sie wollte nicht zu dem dicken, häßlichen Mann in sein blankes Haus, in den Garten mit Hecken und Labyrinthen und den schrecklichen Grotten, wo man plötzlich mit Wasser bespritzt wurde oder sich lang und dünn oder breit und krummbeinig in einem Spiegel erblickte. Aber ihre Mutter eine dürre Frau, die einstmals schön gewesen, hatte ihr kaum Gehör gegeben und dann gefragt, "ob Annalena sich etwa einbilde, daß sie den Vater aus Liebe geheiratet – in ihrer Zeit seien solche Ausdrücke nicht gebräuchlich gewesen. Es sei aber ein vorlauter Geist in die Mamsells gefahren, das käme von dem Romanlesen und dem gefühlvollen Schnickschnack, aber dazu würde sie nun bald keine Zeit mehr haben, und das sei ein Segen."

Dann schickte der Bräutigam, der, wie reich er auch war, ungerne etwas verkommen ließ, Kleider und Kanten seiner Seligen zum Geschenk, und nun wurde zertrennt und zugeschnitten und wieder angepaßt: Annalena stand steif wie eine Puppe in den engen Schnürleibchen von Brokat und geschwärzten Silberspitzen, über die wohl schon die Tränen ihrer Vorgängerinnen geflossen waren.

Am Vorabend der Hochzeit, als alle brav gegessen und getrunken hatten, und was übrig von den kunstvoll aufgetürmten Gerichten an die Dorfleute und Armen verteilt worden, und nachdem eine Schar junger Landmädchen unter dem Absingen teils scherzhafter, teils empfindsamer Strophen der Braut schöngeflochtene Körbchen mit Früchten, Eiern und selbstgesponnenem Garn überreicht hatten, schlugen plötzlich die Hunde im Hof und im Vorsaal wie rasend an. Es ließen sich vier fahrende Musikanten melden. Da es anfang zu dunkeln, wurden sie in die lange Galerie geführt, deren hoher Fenster sich rückwärts, dem Äpfelgarten und dem Walde zu, öffneten.

Seltsame Gestalten. Eine alte Frau mit wirrem, grauem Haar, einen Sack über den Rücken, in einen schäbigen Pelz gekleidet, den ein Strick um den Leib zusammenhielt, welche, nachdem sie sich auf die Erde gehockt, abwechselnd auf einer Maultrommel und einer kleinen Harfe spielte, die sie aus ihrem Sack hervorgeholt. Auch stieß sie von Zeit zu Zeit einen langen, klagenden Ton aus, wobei die Kerzen angstvoll aufzuflackern schienen. Mit ihr kamen zwei junge Männer, fast noch Knaben, und ein schmalhüftiges Mädchen zur Tür herein. Der eine, mit düsterrotem, abstehendem Haar, schmalen,

pfiffigen Augen und einer Narbe über dem Gesicht, spielte die Laute; der zweite, untersetzt zottig, finsternen Blicks, ging etwas lahm und entlockte seiner Geige schmerzliche Töne, wie wenn der Wind durch verlassene Häuser geht, lockende Töne wie das Gurgeln des Wassers, wo eine Erdfuge es einschluckt, tief im Schilf, dem man nachsteigen möchte in den grünen, verstohlenen Sumpf.

Das Mädchen, von brauner Gesichtsfarbe, mit dichtem, düsteren Haar, das sie pagenartig verschnitten trug, in zerschlissenem Rock, vielfarbig gestreift, und grünem, vertragenen Sammetjäckchen, dessen enge Ärmel bis zu den braunen schmalen Händen reichten, führte eine Triangel bei sich, an das sie, im Schreiten und Wiegen des Tanzes, wie träumend anslug. Ab und zu aber traten die beiden andern zurück, und nun vollführte sie auf einer kleinen Flöte, die Alte umtanzend, mit derselben ein schauerlich lächerliches Duett, daß es klang, als ob sie sich bissen und kratzten, und war doch eine wilde Liebe darin, die Liebe des wilden Blutes, das zusammengehört.

Die Zuhörer hatten zuerst über den drolligen Aufzug, die Musik und die Sprünge gespottet und die Nase gerümpft, aber sie waren allgemach still geworden, und seltsam: wie sie da steif und stumm an den Wänden und Kartentischen, auf Sesseln und Taburettten herumsaßen, schien es, als wären ihre Körper die dünnen, durchsichtigen Hüllen, aus denen Mücken und Wasserjungfern ihren Flug nehmen für den einen, kurzen Sommertag, der ihr Leben bedeutet; als wären es nur die starren, knisternden Hüllen, die zurückblieben; denn sie selbst, ihre armen, dürftigen Seelen, waren weit weg, hinter den Klängen her, verstört und willenlos.

Töne kamen und riefen, wie mit Stimmen vorwurfsvoller Kindheit; fernes Lerchengeschwirr hoch in der Bläue, und der Hauch frühester Morgenstunde ging wie ein Messer durchs Herz, Stunden, wenn die Seele sich auftut, ohne Rückhalt, ohne Eigennutz. Dann waren es tiefe Rufe der Nacht, die ihr Senkblei hinabsandten in die Herzen, und die erste Liebe wachte auf, die so früh erstickte, die, die nichts will, nicht Ehre, nicht Lust, nicht einmal Antwort, die nur folgen muß, im zerrissenen Kleid, ob sie gleich nicht weiß, wohin der Weg führt ...

Und nun fester schreitender Rhythmus, gedämpft erst, behutsam, wie die Füße der Wächter durch die schlafende Stadt, nun atemlos, mit nassen, schleifenden Fahnen, den Abhang empor über Steine und Gestrüpp, wo man sich hinter Felsen duckt, wenn die

Sonne aufgeht, und die Muskeln der Hand am Lanzenschaft sich spannen, wenn man hinausspäht in den Dampf ... Und jetzt – ein Wenden des Hauptes, o Freundes Antlitz, rosig angestrahlt neben mir, Helmschatten über den Brauen, der zu Todesschatten wurde, als der Abend kam ... ach, fühlte ich je zuvor deine ganz, quellenreine Treue? ... Du bist mein bestes Kleinod gewesen auf Erden – gewesen, ja, denn ich fühl's, heute noch gehst du mir verloren.

Schließlich spielte die Geige ganz allein, die andern summten und brummten nur leise dazu, wie ein Wald im Hintergrund säuselt und summt ... Und die Geige wanderte dahin, wie das Wachstum einer Jugend, die sich dehnt und die Krallen am Baumstamm probiert und ihrer Kraft bewußt wird. Erst noch umfängen von Menschenzärtlichkeit, aber ungeduldig schon, der herberen Luft nachwitternd ... Immer höher ging's und steiler, die Muskeln spannten sich, da waren harte feindliche Dinge, die man zertritt, und rote leuchtende Dinge, die man zwischen den Lippen auspreßt und trinkt und von sich wirft, und nun ein letzter Aufschwung, fast ein Gestöhn, und die Seele war ein einsamer Baum geworden hoch droben auf dem Bergkamm, seine Äste weiteten sich in der Luft, seine Krone reckte sich dem Licht, aus den Wunden quoll goldenes Harz in der Sonne; da war kein Sehnen, keine Empörung mehr ... nur tiefes, tiefes Atemholen wie am ersten Schöpfungstag. –

Als die Geige mit großem, rauschendem Strich geendet, der sich wie ein letzter Umblick, ein Dehnen der Arme nach Ost und West, groß und wonnevoll ausbreitete, saßen die Zuhörer wie gelähmt. Der Bräutigam stierte mit glasigem Blick, nur seine schweren, schlaffen Backen zitterten merklich. Da war es gewesen, daß die Braut in ihrem Silberstaat, blaß wie der Kalk an der Wand, mit großen, brennenden Augen aufstand und zu den Musikanten trat. Das braune Mädchen ließ die Triangel sinken und legte den schmalen Arm um ihren Leib, die andern umringten sie, eilig doch ohne Hast, und zusammen schlüpfen sie hinaus in den finsternen Garten.

Da aber kam Bewegung in die Gesellschaft. Fluchend stürzten die Söhne des Hauses und der heftig schnaufende Bräutigam ihnen nach. Man hörte Rufen und Schreien und das Knacken von Ästen unter eiligen Schritten. Dann hatte ein gräßlicher Aufschrei alles andre übertönt, und als die Diener mit Laternen und Windlichtern kamen, lag der

Bräutigam mit durchbissener Kehle am Rande des Waldes, rief mit gurgelnder Stimme "Wölfe – Wölfe!" – und verschied.

Annalena wurde erst ein paar Tage später im tiefsten Dickicht aufgefunden. Sie schien alles Geschehene vergessen zu haben, hatte sich Ketten aus Vogelbeeren gemacht und war in ihrem ganzen Gebaren wie um zehn Jahre zurückversetzt in ihre unvernünftige Kindheit. Da weder Güte noch Strenge, weder Gebete noch Gelübde ihrer hartgeprüften Eltern ihren Zustand änderten, ihr Anblick aber für dieselben tiefbetäubend war, so wurde ihr der kleine Teepavillon am fernsten Ende des Gartens zur Wohnung eingeräumt, wo sie in der Obhut einer Magd ihr nicht mehr allzulanges Leben verbrachte. Still und in sich gekehrt, aber ohne Tücke, lebte sie dort die Jahre, die ihr noch beschieden waren, und benahm sich in keiner Weise anders als irgend sonst eine friedfertige Person von beschränktem Verstande. Als einzige Seltsamkeit, durch die sie sich von ähnlichen, beklagenswerten Kreaturen unterschied, kann bezeichnet werden, daß sie stets bei Dunkelwerden das Essen, welches sie sich tagsüber – und zwar in dem Maße, daß sie selbst oft Hunger litt – abgespart hatte, auf die Türschwelle stellte, "für arme, verirrte Tiere", wie sie der Magd auf deren Frage zur Antwort gab; dann auch, daß sie am Abend stundenlang auf dem Mäuerchen, auf einer kleinen Maultrommel, die sie immer bei sich trug, leise quinkelierend, und den Blick auf den Waldrand geheftet, als warte sie zuversichtlich auf jemand, der von dorthier kommen würde.



Luis Ricardo Falero: Walpurgisnacht. Der Aufbruch der Hexen (1878)

Wandlungen einer Äbtissin⁸

I

Nachdem der Tod, unser aller Meister, der hochbetagten Gräfin Meta den Krummstab aus den kleinen, tyrannischen Händen gewunden hatte, war Marie Walburga, Freiin zu Trostberg, zu ihrer Nachfolgerin erwählt, oder sagen wir, von den Ereignissen dafür ausgespart worden.

In den Jahren, die dem Weltkrieg⁹ folgten, waren die Damen, bis auf wenige, in ihre Familien zurückgekehrt. Ein für sie empfindlicher Abstieg. Als Stiftsinsassinnen hatten sie Oberstenrang, einen Logenplatz im Theater und in der Hofkirche gehabt, ebenso das Anrecht, die Stiftskutsche zu benützen, in Begleitung des Lakaien Schreyvogel, der mit der Ernsthaftigkeit eines Küsters die Visitenkarten der Damen abgab, ohne je die in der Kutsche hinter braunseidenen Gardinchen halb versteinert Sitzenden anzumelden. Nun bei den Geschwistern, Neffen und Nichten untergebracht, hatten sie es teils gut, teils weniger gut, manchmal auch herzlich schlecht getroffen. Jedoch die seit Kriegsende mehr und mehr geschrumpften Mittel des Stifts ließen nicht zu, daß sie unter seinem alten, schön geschweiften Dach verblieben.

Die Äbtissin zwar, eben jene uralte Gräfin Meta, hatte aus dem eindrucksvollen Barockhaus, in dem sie nun fast sechzig Jahre lebte und fünfunddreißig davon regierte, nicht weichen wollen. Unter strengsten Einschränkungen behauptete sie ihren Platz, bis ein Höherer sie abberufen würde. Sämtliche Staatsgemäcker wurden abgeschlossen, vor allen Dingen der zu ebener Erde gelegene Saal, von dessen Wänden die hermelintragenden Kurfürsten und ihre tief dekolletierten Frauen und Nebenfrauen niederblickten – sie alle hatten das Stift dotiert – ebenso der hohe, schwer zu heizende Speisesaal, die Bibliothek und das sogenannte Spielzimmer, das einigen schachbrettartig eingelegten Tischchen diesen Namen verdankte. Sie selbst behielt nur

⁸ Aus: FERNE HAUSER (Stuttgart 1953) – Es handelt sich hier um eine Veröffentlichung aus dem Nachlaß; insofern kann nicht unbedingt davon ausgegangen werden, daß die Autorin die darin enthaltenen Erzählungen in dieser Form veröffentlicht hätte.

⁹ Gemeint ist der Erste Weltkrieg.

ihr ziemlich spartanisch eingerichtetes Schlafzimmer und das kleine anstoßende Kabinett – derselbe durchgehende Kachelofen erwärmte beide – dessen Wände eine Menge alter Farbstiche zierte, von den Antiquaren umlauert, wie auch eine hell schlagende, englische Standuhr, ein kostbares Stück, wenn auch fragwürdiger Herkunft, denn sie stammte von einer welfischen Ahnin, der sie Georg der Dritte – oder war's der Vierte – aus ganz persönlichen Gründen der Dankbarkeit dediziert hatte. Gräfin Meta glitt jedesmal mit Geschick auf einen anderen Gegenstand der Unterhaltung über, wenn Besucher die Uhr bewunderten und nach ihrer Herkunft fragten: Lohengrin hätte von ihr lernen können.

Der Haushalt, bisher großzügig geführt, war sehr vereinfacht worden. Jeanettchen, die schwerhörige Dienerin der Äbtissin, nahm sich der Küche an, und dem Lakaien Schreyvogel wurden auch die Pflichten eines Gärtners und Hauswarts übertragen; er führte nun in den Vormittagsstunden ein hemdärmeliges und grünbeschürztes Dasein.

Auf der anderen Seite der oberen Diele, den Zimmern der Äbtissin gegenüber, wohnten die vier dem Stift verbliebenen Damen, nämlich die schon erwähnte Marie Walburga Trostberg, die fünfundsiebzigjährige, schwer rheumatische Adelheid von Treskow und die verwitwete Frau von Teichlosen, Exzellenz, die streng genommen unter lauter Jungfrauen nichts zu suchen, dank fürstlicher Protektion aber hier ein Refugium gefunden hatte; denn der selige Teichlosen war in dem kleinen Bundesstaat Kultusminister gewesen, seine Witwe aber machte mit ihrem festungsartige Äußern einen so durchaus unverehelichten Eindruck, daß der Gemahl zum Mythos geworden war, jenen Spuren aus der Steinzeit vergleichbar, die von den Geologen festgestellt, vom Laien nur geglaubt werden. Als vierte der Damen war noch Fräulein von Kupferschmidt zu nennen, doch war sie nicht eigentlich stiftsfähig, da erst ihr Vater besonderer Verdienste um das Postwegen halber geadelt worden war. Durch Übernahme häuslicher Pflichten, die man dem ohnedies belasteten Jeanettchen nicht aufladen mochte, hatte sie es verstanden, sich unentbehrlich zu machen.

Nachdem also die ehrwürdige Gräfin Meta – es sprach wenigstens die Wahrscheinlichkeit dafür – in den Himmel eingezogen war, wurde Marie Walburga an ihrer Statt zur Äbtissin ernannt, bezog die Zimmerflucht der Verewigten und ward der persönlichen Dienste des schwerhörigen Jeanettchens teilhaftig. Eignete sich doch

keine der andern, ihr an Jahren weit überlegenen, zu dem Posten: Adelheid von Treskow wegen fortgeschrittener *Arthritis deformans*, Frau von Teichlosen wegen des nun einmal stattgehabten Kultusministers, der ja beibleibe kein Fehltritt gewesen war, sich in diesem Fall aber wie ein solcher auswirkte; Fräulein von Kupferschmidt aber wegen der mangelnden Ahnenreihe. Marie Walburga hatte das vierundvierzigste Lebensjahr hinter sich und konnte, als helle Blondine, ihr Alter nicht verleugnen: das einst entzückende Oval war nicht mehr fehlerlos, die Wangen fingen an zu welken, und unter den Augen zeigte sich jenes erste Erschlaffen, das mit den Jahren zu Tränensäcken werden sollte, wozu eine schwere Zeit, die man durchlebte, auch allen Anlaß gab.

Immerhin war sie ungewöhnlich jung für das ihr übertragene Amt, und als sie das erstemal den Platz der Verewigten an der Mittagstafel einnahm, errötete sie wie schuldbewußt und sprach das Tischgebet stammelnd und fast unhörbar.

Seitdem waren ein paar Jahre vergangen, und vieles war anders geworden im Vaterland, wenn auch nicht so anders als man zuerst befürchtet hatte. Denn auch hier wurde nicht so heiß gegessen wie gekocht. Es war erstaunlich, wie sich die Risse wieder zusammenzogen, vielfach überkleistert mit jenem nie ausgehenden Klebstoff der Gewohnheit, der Bequemlichkeit, der brüchige Dinge, aller Wahrscheinlichkeit, aller Logik entgegen, am Leben erhält.

Auch die Finanzern des Stifts begannen sich zu erholen; eine Besserung, die wohl zumeist den Bemühungen des ehemaligen Hofbankiers Gideon Goldstein zu verdanken war, der mit fast widernatürlicher Seelengröße das Stiftsvermögen aufzubessern begann, denn er war sich der Ansichten der Damen, was Rassefragen betraf, durchaus bewußt. Innerhalb weniger Jahre hatte er das lecke Schiff kalfatert und wieder flottgemacht.

Einige der Versprengten kehrten zurück, bisher geschlossene Fensterläden öffneten sich, Marie Walburga ließ im Speisezimmer einen Dauerbrenner setzen und präsierte mit Anmut einer nunmehr neunköpfigen Zahl.

Heute nun kehrte die Äbtissin, diese noch ansehnliche, wenn auch schon leise welkende Hirtin, zu ihrer kleinen Herde zurück. Von einem oberbayrischen Luftkurort kommend. Wenn irgend möglich, verlebte sie ihre Ferien unter der weißblauen Fahne, die nun wieder so heiter über alten, gegiebelten Städten und musikdröhnenden Biergärten flatterte. Dies Land, das als erstes den Fieberausbruch der Revolution erlebt hatet, entwickelte sich nach Überwindung jener, seiner bierbraunen Seele im Grunde zuwideren Erregungsstoffe wie ein geimpfter, nunmehr gesunder Säugling, und die Gemeinde Roseggers und Ganghofers, zu der auch Marie Walburga gehörte, fand sich wieder ein, zahlreicher denn je.

Freilich, auf anderem Gebiet hatte sich das moderne Gift schon allzu tief eingefressen. Die Art, zum Beispiel, wie Töchter achtbarer Familien – vom Adel redete sie nicht, wohl aber von Beamten, Professoren und Justizräten, Leuten mit denen man immerhin zuweilen in Berührung kam – sich in den Bergen und an den Seeufern aufführten, sich an- oder vielmehr auszogen, ihr lautes Wesen mit jungen Männern ... es benahm ihr den Atem. Diese Beine, diese Rücken, diese Lippen! Wohin waren die herzigen Dirndlkleider verschwunden, die Schnecken um die Ohren, die Zöpfe! Sie sahen alle aus wie vom Chantant.¹⁰ Marie Walburga war nie in einem Chantant gewesen, aber die illustrierten Blätter sorgten ja dafür, daß man Einblicke gewann. Gott, wie hatte sich alles verändert! Wenn sie an die Zeit dachte, da die hochselige Herzogin über Isodora Duncans unbestrumpfte Vorführungen die schwersten Bedenken geäußert und wochenlang mit dem Intendanten gerungen hatte, ob ihr das Foyer des Theaters zu bewilligen sei! Ach, diese modernen *Girls*! Denn deutsche Mädchen konnte man sie nicht nennen. Vorlaut, nein, schnodderig – gräßliches Wort! – mit ihren schlaksigen Bewegungen, wie freche Straßenjungen! Und den halben Tag lang im Badeanzug.

Als sie aber heute früh, nur in Hemd und Schlupfhöschen gekleidet, ihr Bild im Spiegelschrank des Münchener Hotels erblickte, war es ihr blitzartig durch den Sinn gegangen, daß sie selbst mit ihren schmalen Hüften und tadellosen Beinen in einem jener anstößigen Kostüme sich nicht übel ausnehmen würde. Doch eingedenk des

¹⁰ Café-chantants waren in Frankreich (vor allem in Paris) im 19. Jahrhundert meist Bars für Industriearbeiter, in denen ein einfaches Holzpodest als Bühne für Gesangsdarbietungen und andere Unterhaltung diente. In Deutschland entsprach dies etwa dem 'Tingeltangel'.

Lutherworts, daß wir fremden Vögeln nicht wehren können, über unseren Häuptern zu fliegen, wohl aber, auf ihnen zu nisten, verscheuchte sie die frivole Vorstellung. Bald darauf saß sie, schlank und rassig, wenn auch etwas farblos in ihrem sandfarbenen Schneiderkleid, beim Frühstück, das ihr zum letztenmal von einer Zenzi – oder war's eine Resi – heiter zuredend serviert wurde. Worauf sie der Hausdiener Xaver, der alle Symptome weiblichen Eisenbahnfiebers durch sein nervenglättendes "is schon' recht" vertrieb, an die zweite Klasse des bereitstehenden Zuges geleitete. Denn Marie Walburga versagte sich vieles, enthielt sich der früher selbstverständlichen Zigaretten, zum Kaffee, hatte Velhagen und Klasing¹¹ abgeschafft – wenn sie aber reiste, reiste sie zweiter: Damencoupé.

Ein Suitcase aus goldbraunem Krokodilleder, eine ebensolche Handtasche und eine weiche, teuer aussehende Reisedecke belegten den einen Fensterplatz. Da der andere rückwärts zur Zugrichtung war, was ihr stets übel bekam, ließ sich Marie Walburga nahe der Tür nieder. So brauchte man nicht über Füße und Beine zu voltigieren, wenn man in den Korridor wollte. Zwar, den Speisewagen benützte sie nie, es war kostspielig, und Gott allein wußte, wie es in der engen Küche zuging. Ihre Vorräte waren wie immer tadellos hergerichtet und verpackt, Serviette, Besteck und ein kleiner Teller fehlten nie, wie sie auch lieber verdurstet wäre, als direkt aus der Flasche zu trinken, die den verdünnten Rotwein enthielt. Sie nahm die Illustrierte aus dem Gepäcknetz. Ein Stündchen ließ sich wohl mit dem Kreuzworträtsel hinbringen; gewiß würde auch diesmal der Kanton Uri, der General Isolani und die ganz unvermeidliche Uta darin figurieren.

Droben in ihrem Vulkanfaserkoffer – neben dem schönpolierten Krokodil dort am Fenster nahm er sich recht schäbig aus – ruhten allerhand Mitbringsel – Souvenirs nannte man's früher – die sie in dem kleinen Bergbazar für ihre Damen erstanden hatte. Nicht als ob diese an den geschnitzten Falzbeinen, den bemalten Briefbeschwerern und Kuhglocken eine unbändige Freude haben würden; aber es gehörte sich so. Wenn die Äbtissin aus der Sommerfrische zurückkam, legte sie beim ersten Mittagessen einer jeden der Damen eine kleine Surprise – beileibe nichts Nützliches – unter die Serviette.

¹¹ Die illustrierten "Velhagen & Klasings Monatshefte" erschienen ab 1886.

So hatte es die hochselige Gräfin Meta gehalten, und Marie Walburga hütete die Tradition.

Nun trat sie noch einmal ans Fenster, im Augenblick, da schon alle Wagentüren zugeschlagen wurden und die Zurückbleibenden jene halbidiotischen letzten Ratschläge in die Fenster hineinriefen, die man oft auf Bahnhöfen zu hören bekommt. Ein Mann mit Speckfalten im Genick erklimmte noch gerade, eine Knackwurst und eine Tüte voll Mostrich in der Hand, das Trittbrett, und schon merkte man an den zurückweichenden Steinbögen, Mauerplakaten und Gepäckkarren, daß sich der Zug sanft gleitend auf den Weg gemacht hatte. Gleichzeitig empfand Marie Walburga, die noch am Fenster stand, einen Anhauch diskreten Wohlgeruch, wie von Sandelholz und sehr erlesenen Zigaretten. Sie wandte sich um: "Verzeihung" – fast wäre sie über einen Fuß gestolpert; ein zierlicher, hochspanniger Fuß in graues Wildleder, ein schlankes Bein in graues Seidengewirk gekleidet. *Bien chaussée et bien gantée*, dachte sie mit wehmütiger Ironie.¹² Ihr Vater, der selige Hofmarschall, hatte der Tochter, die sich im übrigen keinerlei Kleiderpracht gestatten konnte, diesen Grundsatz vorgehalten, ja eingehämmert. Leider war es heutzutage unmöglich, den Theorien einer Zeit nachzuleben, die trotz mancher Einschränkungen vergleichsweise luxuriös gewesen war.¹³ Auf ihren Platz zurückkehrend, warf sie zwischen den Lidern einen Blick der Fensterecke zu. Nicht mehr ganz jung ... eine Ausländerin, stellte sie fest. Ach ja, die hatten es gut gehabt mit ihren Dollars, ihren Pfunden. Nun hatten wir ja auch wieder ehrliches Geld ... aber o, so wenig! Sie seufzte. Dann aber durchfuhr sie ein kleine Schauer, halb der Ablehnung, halb der Sympathie, als die Unbekannte mit seltsam betörendem Stimmklang – mehr Oboe als Geige – ihre Entschuldigung mit einer ebensolchen erwiderte.

Einige Tage, ehe die Äbtissin den bayrischen Luftkurort verließ, um ihren Platz im adeligen Stift wieder einzunehmen, hatte an einem andern, einem sehr andern Ort eine Unterhaltung stattgefunden, die für sie bedeutsam werden sollte.

¹² Gut beschlagen und gut behandelt (eventuell aus dem Umkreis der Pferdewirtschaft). – Möglicherweise ein Zitat nach Oscar Wilde: "Elle a des mains et des pieds exquis, est toujours bien chaussée et bien gantée, et peut disserter brillamment sur n'importe quel sujet pourvu qu'elle en ignore le premier mot." *Sie hat exquisite Hände und Füße, die allzeit gut beschlagen und gut behandelt worden sind, und kann sich aufs Brillanteste über jedes beliebige Thema verbreiten, vorausgesetzt, sie versteht nichts davon.* (Essais I, 157) Jedoch handelt es sich offenbar um eine idiomatische Wendung, die auch im Englischen zu finden war, so in der Zeitschrift *The Knickerbacker* (New York, March 1845, s. 414), in einem Lied "A Ditty – for the Guitar": "(...)I will not call my mistress bright / As is the opening Day, / Let others scatter dew and light – / Qu'elle est bien chaussée! / Bien gantée, bien chaussée! / Ah, parfaitement chaussée! (...)"

¹³ Für manche!

Des Teufels Großmutter nämlich, eine sich jeder Zeitrechnung entziehende Dame, war unter der üblichen Begleitung hüpfender Flämmchen im Palast ihres Enkels, des regierenden Herrn erschienen. Dieser hatte sich gerade von einer Rekrutierungsreise ausgeruht, die ihm zwar etliche Erfolge, aber auch Enttäuschungen eingebracht hatte, und befand sich in der grunzigen Stimmung, die oft den vom Nachmittagsschlaf Erwachenden überfällt und nicht gerade günstig ist für Bittsteller oder andere lästige Besucher.

Man stellt sich des Teufels Großmutter allgemein als ein ziemlich ordinäres altes Weib vor, grau und ungekämmt und mit einem einzigen wackelnden Zahn bewehrt; oft auch auf einem Besen reitend. Wie anders aber erschien die infernalische Douanière an jenem Tage! Wohlkonserviert, zierlich und behend, zeitlos, aber mit unleugbarem Schick gekleidet, einen Widerschein spitzbübischer Schelmerei in den Augen, eine jener Frauen, denen kein Mann einen Dienst verweigert, eine jener Nicht-mehr-jungen, von denen man sagt: "Wie entzückend muß sie in ihrer Jugend gewesen sein", ohne zu bedenken, daß gerade die mannigfachen Erfahrungen durchlebter Jahre ihrem Antlitz die reizvolle Beweglichkeit gegeben haben, wie auch die lebenswürdige, ja schier charakterlose Toleranz gegenüber menschlichen Schwächen, wie sie nur jene so herzerwärmend ausstrahlen, welche nie mit Steinen werfen, weil sie ja selber – ach Kinderchen, ich weiß, ihr braucht mir nichts zu sagen – im allerzerbrechlichsten Glashaus sitzen.

Des Teufels Großmutter hatte lange nicht mehr auf Erden gastiert. Und da war eine harte Entbehrung. Denn sie litt an Ruhelosigkeit, und ihr Verlangen nach Ortsveränderung war unstillbar. Darum auch ihre Reisen immer weitläufiger und planloser wurden, und das ärgerte den Enkel, denn er war im Grunde ein Pedant, und wenn er sich die Mühe gab, einen Reiseplan zusammenzustellen, wünschte er, daß man sich daran hielt. Aber Oma gab vielleicht an, nach Norwegen zu wollen, oder nach St. Moritz, um sich abzukühlen in der reinen Schneeluft, aber dann landete sie in Sizilien, oder ritt schleierumhüllt auf Kamelen, lange veilchenfarbene Schatten werfend auf gelbem Wüstensand. Sie war ganz unberechenbar. Und ob sie auch nie die Angel auswarf, ohne daß irgendein Fisch daran gezappelt hätte – sie spielte damit, bis es ihr langweilig wurde, und schließlich warf sie den armen Schlucker zurück ins Meer

irdischer Möglichkeiten. So hatte sie manchen wertvollen Fang verscherzt, und als sie das letztmal von einer langen Werbefahrt heimkehrte, ohne eine einzige schäbige Seele mitzubringen – dekretierte der Herr des Hauses eine hundertjährige Reisepause.

Heute nun war der Termin abgelaufen, und die vergnügungssüchtige Großmutter kam, um Beelzebub einen neuen Grenzpaß abzuschwatzen. Bubi, wie sie ihn zu seinem Ärger sogar in Gegenwart der Hausangestellten nannte, wehrte müde und übellaunig mit der Hand ab, wie um eine zudringliche Wespe zu verscheuchen. Da sie aber mit der Hartnäckigkeit einer solchen nicht abließ – und was tut ein Mann nicht um des Friedens willen? – gab er schließlich gelangweilt nach. Dies sei nun aber ganz bestimmt das letzte Mal. Wenn sie auch diesmal wieder ihren Teil des Kontraktes nicht erfüllte, gebe es überhaupt keinen Urlaub mehr. Dauer? Er wollte sich nicht festlegen – es käme ganz auf ihren Fleiß und ihre Erfolge an. Für eine Badekur wären ja sechs Wochen genügend. Aber na – damit wäre sie wohl kaum zufrieden. Überhaupt: Badekur! Humbug! Gab es nicht hierzuland die schönsten heißen Schwefelquellen, mit allen Schikanen? Wechselduschen, Massage, Elektrizität, sowohl in Einzelwannen wie auch im Gesellschaftsbassin! Nun – sie solle erstmal berichten – und wegen Nachurlaub würde man dann sehen ...

Mit verschmitztem Lächeln nahm die Dame den dargereichten Paß in Empfang, der beim Umblättern noch knisterte und kleine Funken versprühte. Wie bei Pässen üblich, war die eingeklebte Photographie nicht schmeichelhaft. Aber sie wollte keine Einwendungen machen und strich dem Enkel dankend mit einer etwas katzenartigen Gebärde über das Haar. Bubi fuhr zurück, er liebte derartige Liebkosungen nicht. Zugleich hob er eine Braue, und das untere Augenlid zuckte leise, als er sie ansah. So geben befreundete Schmuggler an Grenzstationen einander unbemerkt Zeichen. Dann erhob er sich mit einem Seufzer und geleitete sie zum Ausgang. Geisterhaft, mit leisem Fauchen öffnete und schloß sich die Türe.

II

Ihre Exzellenz Frau von Teichlosen begab sich zur Ruhe. Sie hatte all das abgelegt, was dem Kulturmenschen am Tage unentbehrlich scheint und wessen er sich bei sinkender Nacht so gern entledigt. Ihr "falscher Waldemar", der aus einer Zeit stammte, da seine Farbe noch mit der ihres Scheitelhaars übereinstimmte, hing, mittels einer Sicherheitsnadel befestigt, glatt und dunkel von der Lehne ihres Fenstersessels herab. Von ihrem Bett aus überblickte sie das ganze, mit Möbeln und Andenken überfüllte Zimmer.

Über diesem Bett, das aus poliertem Nußbaum war und aus der Epoche der "Muschelaufsätze" stammte – eine Bezeichnung, die vielleicht in fernen Jahrhunderten die Sprachforscher und Archäologen beschäftigen wird – hing ein Spruch. Er hatte schon über ihm gehangen, als noch in seinem Zwilling der Kultusminister ruhte. Frau von Teichlosen hatte den Zwilling verkauft, als sie sich entschloß, in dies ausgesprochen einschläfrige Haus einzusiedeln. Aber den Spruch hatte sie behalten. "Siehe, der Hüter Israels, er schläft und schlummert nicht", stand in gotischer Schrift auf geädertem Papier, das Birkenrinde vortäuschen sollte.

36

Auch Frau von Teichlosen schlief und schlummerte nicht. Mehr sitzend als liegend – ein beginnendes Herzübel erforderte eine von beträchtlichen Kissen gestützte, majestätische Lagerung – überdachte sie die Tagesereignisse. Es war ja nichts Erhebliches, was sie in Gedanken verzeichnete, aber mit feinem Spürsinn witterte sie, daß etwas Neues, Fremdes in dies stille Haus eingezogen war. Kann doch ein einziges Blatt am Zweig verraten, woher der Wind weht. So leicht entging ihr nichts. Hatte sie doch gleich am Tage nach Marie Walburgas Heimkehr etwas Ungewohntes an ihr wahrgenommen. Nicht allein die dunkler gewordenen Braue, der Glanz der Augen, das rote, früher so blasse Lippenpaar; auch an ihrem Gang, ihrer Haltung, ihrem Stimmklang war etwas anders geworden. undefinierbar, ja, aber sie spürte es, wie nervöse Menschen kommende Gewitter spüren. Und auch Aussprüche der Äbtissin waren es, die auf einmal schwankende, ja man konnte wohl sagen, morastige Grundsätze verrieten. Sie mußte an jene gefrorenen Gebilde des Hofkonditors denken, wie sie in besseren Zeiten an Festtagen auf der Tafel erschienen: hier und dort sah

man's bedrohlich sickern, hier zerschmolz ein Namenszug, dort neigte sich ein Flügel eines schildtragenden Amors; und man wußte, nicht beim ersten, nicht beim zweiten, aber beim dritten und vierten Einstich würde der Bergrutsch stattfinden. Nicht mehr hörte man von Marie Walburga verdächtig geröteten Lippen die ihr früher so geläufigen Worte der Verdammung über eine neue, pietätlos Zeit. Hatte sie doch erst gestern geäußert, die Mode der kurzen Röcke habe die in Deutschland bisher betrüblich rückständige Fukultur auf das in andern Ländern längst bestehende Niveau gehoben, endlich sehe man anständiges Schuhwerk, wie es zum Beispiel in Italien schon immer der Fall gewesen.

Da aber war Frau von Teichlosen kobraartig hochgeschnellt und hatte mit bebender Stimme gesagt, sie wolle den Italienern gern ihre Seidenstrümpfe und Stöckelschuhe und verräterische Denkart gönnen – nicht umsonst habe man Anno 15 von Treubruchnudeln gesprochen – sie besitze etwas, das besser sei: ihr gutes, deutsches Gewissen.

Heute nun hatte die, die ganz unbegreiflicher Weise ihre Vorgesetzte war, die das Recht hatte – wenn sie's auch nicht ausübte – vor den ältesten Damen als erste durch die Türe zu gehen und beim Nachmittagstee den rechten Sofaplatz einzunehmen, die ferner die Auszeichnung genoß, den von seiner Majestät der unvergeßlichen Gräfin Meta eigenhändig verliehenen, nach altgotischem Original angefertigten Krummstab ihnen allen voranzutragen – heute hatte sie bei der Gelegenheit der skandalösen Vorgänge in der Familie Schreyvogel ihrer leichtfertigen Denkart Worte geliehen, die einen Abgrund offenbarten.

Annchen, Schreyvogels einziges Kind und infolgedessen von den Eltern in unverantwortlicher Weise verwöhnt, Annchen, blond und füllig wie die widerlichen Gestalten von Rubens, die die herzogliche Galerie verunzierten; Annchen, die sich seit einem halben Jahr mit dem jungen Braunagel, Maschinenschlosser und natürlich Sozialdemokrat, wenn nicht Schlimmeres, abends in den Anlagen herumtrieb; Annchen also hatte sich in Begleitung ihres sogenannten Bräutigams zu Herrn Pastor Gutfleisch begeben, um das Aufgebot zu bestellen. Ein Blick hatte genügt, um den Pastor, einen mehrfachen Familienvater, zu überzeugen, daß in der Tat eine baldige Trauung geboten war. Pflichtgemäß sprach er Annchen, seiner einstigen Konfirmantin,

seine Mißbilligung aus und bedeutete ihr, daß sie ohne Schleier und Myrthe vor den Altar zu treten habe. Daraufhin hatte der junge Braunagel eine Bemerkung getan – nein – Frau von Teichlosen konnte es hier am Teetisch nicht wiederholen.

Aber statt in den Chor der Entrüstung einzustimmen, der alsbald zu summen begann, hatte Marie Walburga nur wie geistesabwesend vor sich hin gelächelt und gesagt: "Ach, unser kleines Annchen, da müssen wir ihr wohl ein Efeukränzchen stiften, irgendwas Grünes muß es doch sein, so ein bißchen bacchantisch zu ihrem krausen Haar. Hat sich ja auch ein bißchen bacchantisch aufgeführt, das gute Kind. Ach, Jugend, Jugend! Wer mag da richten!" Und dabei hatte sie sich lächelnd in der Tischrunde umgesehen.

Während die andern Damen ob der Laxheit ihrer Domina in tödlicher Verlegenheit dasaßen, war die alte Gräfin Kesselringk, die trotz ihrer achtzig Jahre einen entschieden frivolen Einschlag hatte, in ein ganz ungehöriges Gelächter losgeplatzt. Gott, diese Balten, dachte Frau von Teichlosen, vor dem Kriege hatte man sich doch gewaltige Illusionen über sie gemacht. Das waren eben die verrotteten russischen Verhältnisse. Und ihre verruchte Literatur! Anna Karenina und dergleichen. So was färbt ab. Und auch ihre sogenannte Religiosität stand auf tönernen Füßen. Hatte sie doch die Gräfin, als diese nach dem ersten Schlaganfall – eine deutliche Mahnung – auf der Couchette lag, mit der Bibel auf den Knien angetroffen. Ja, das schon, aber unter der Bibel – unsagbar – ein französischer Roman; schon an dem Titel hatte man genug. Die Luft natürlich blau von Rauch und auf dem Tischchen neben ihr veritable Pariser Pralinés von Rumpelmayer¹⁴ – Gott allein wußte, wo die Alte in diesen schweren Zeiten sowas hernahm. "Nur herein, nur herein, beste Teichlosen", hatte sie gesagt, eine Anrede, die der Ministerswitwe von seiten einer Unverehelichten, wenn auch bedeutend Älteren ungehörig erschien, "bleiben Sie, meine Gute, nehmen Sie ein Bonbon, gleich wird das Vögelchen singen." Damit meinte sie eine Kombination von Uhr und Spieluhr, in Form einer Mahagonisäule, mit allerlei Gerank und tanzenden Nymphen aus Goldbronze verziert, die natürlich, wie bei baltischen Altertümern üblich, aus dem Besitz des letzten Herzogs von Kurland¹⁵ stammte. Wenn die Stunde

¹⁴ Anton Rumpelmayer (1832–1914) war ein österreichischer Konditor und k.u.k. Hoflieferant, der auch in Frankreich tätig war.

¹⁵ Peter v. Biron (1724–1800). Ab 1785 gehörte ihm Schloß Friedrichsfelde (Berlin).

voll war, öffnete sich ein Fensterchen über dem Zifferblatt, ein emailliertes Vögelchen erschien und stimmte ein minutenlanges, asthmatisches Gezwitscher an.

Nach mehrjährigem Intermezzo bei ostpreußischen Namensvettern war die alte Gräfin heimgekehrt zu ihrer Spieluhr, ihren Parfums, ihren Bonbonnières und französischen Romanen. Mit sich zurück brachte sie ihren ganz unerschütterten Glauben an einen allverstehenden Gott, dessen unerforschliche Ratschlüsse freilich oft recht verzwickt und unvernünftig schienen, und, es ließ sich nicht leugnen, man hätte es selber anders gemacht. Dies aber meinte sie, sei die Schuld unserer Kurzsichtigkeit und es würde uns später alles klar werden. Bei der Endabrechnung über das Vergehen unserer schwachen Natur aber würde es der Allwissende nicht so genau nehmen, denn da würde es andere, schlimmere Dinge geben, über die er zu Gerichte sitzen müßte. "Und es ist ja gewißlich alles nur Gnade," pflegte sie zu sagen, "so wollen wir doch unserm Herrgott vertrauen. Warum auch sich fürchten? Fürchten ist überhaupt meiner Leute Sache nie gewesen. Nicht einmal vor den Bolschewiki. Warum also vor Gott?"

Ach ja, sie nahm die Dinge doch sehr auf die leichte Achsel. So auch Annchens Fehltritt, den sie äußerst lasch beurteilte: "Gott, meine Damen, was wollen Sie? Mädchen aus solchen Kreisen! Die essen doch auch Hering und Reisbrei mit demselben Messer, und sonntags riechen sie nach grüner Seife. Wie sollten sie in diesen Dingen heikel sein wie junge Damen aus dem kaiserlichen Institut, rechts die Mama und links die Gouvernante! Ärrbarrmen Sie sich – das kann doch niemand verlangen!"

Aber Frau von Teichlosen und Fräulein von Kupferschmidt, welche letztere bei dieser Gelegenheit ihre sykophantische Art der Äbtissin gegenüber ablegte, hatten Worte der Empörung über das Ärgernis gefunden, und die Stimmung am Abendtisch wurde frostig. Früher als üblich gab Marie Walburga das Signal zum Auseinandergehen.

Frau von Teichlosen lehnte sich mit einem kleinen Seufzer zurück. Dies abendliche Wiederkäuen der Tagesereignisse, kurz vor dem Einschlafen, war von ganz eigenen Seelenschauern begleitet. Denn es ist genußreich, die Vergehungen seiner Mitchristen, wenn auch blutenden Herzens, vor dem höchsten Tribunal anzuzeigen und auseinanderzubreiten.

Während Frau von Teichlosen, man möchte sagen mit Staatsanwaltsgefühlen, ihre Beobachtungen registrierte, ließ sich der Gegenstand derselben auch mancherlei Gedanken durch den Sinn gehen. Weniger klar und bewußt als die Ministerswitwe, befanden sie sich doch in einem unruhvollen Auf und Ab von Selbsttäuschung und Erkenntnis.

War es dieser goldne Spätherbst, der ganz anders als der schwüle, flügel schwere Frühling den Tatendrang anstachelte, die Lebenslust aufperlen ließ, waren es vielleicht die geheimnisvollen Mittel, die ihr der Zufall – ja der Zufall, denn der liebe Gott hatte gewiß nichts damit zu schaffen – in die Hände gespielt hatte; irgend etwas war anders geworden, erfüllte sie mit Unrast. Ja, da war irgendeine Macht, die sie zog und trieb, mit Angst und doch mit Glücksahnung erfüllte, als walte ein neues Gesetz in ihr, dem sie sich zögernd ergab. Dort auf dem Toilettentisch, in der kleinen Sammettruhe unter den ihr teuren, aber durchaus uninteressanten Briefen einer verstorbenen Erzieherin versteckt, lag das geschliffene, mit goldnen Arabesken bemalte Flakon, das seit einigen Monaten, kaum merkbar zuerst, nun aber immer deutlicher, ihr Äußeres erstaunlich verjüngt und – sollte sie's begrüßen oder beklagen – auch ihr Inneres verändert hatte. Wenn sie an dem ihr immer noch unheimlichen Behälter roch, schienen die Wände sich knisternd zu dehnen, und es war, als ob sie Wasser in die Ohren bekäme: es rauschte, und sie saß wie im Nebel. Da war eine schmale Hand, die sich ihr katzenhaft schmeichelnd auf den Arm legte, ein Duft, ein Dunst umgab sie, und eine fremde Stimme – betörend war diese suchende, diese tastende Art, das Deutsche auszusprechen – redete über den beginnenden Herbst, das Altern der Natur, das Altern der Menschen: ach ja, welkende Haut, ergrautes Haar und dies Erschlaffen der Halslinie, die allmählich das betrübliche Aussehen einer "Wampe" einnimmt, wenn nicht dagegen eingeschritten wird; ja und noch vieles andere, von dem man lieber nicht spricht. Aber das sei eben die bei deutschen Frauen leider so verbreitete Gleichgültigkeit gegen die eigene Erscheinung. Sind wir denn Bienen oder Ameisen, deren ganzes Dasein nur in der Erfüllung eines dumpfen, ziemlich freudlosen Gebärtriebs bestünde oder aber dahinginge in Beschäftigungen, die uns innerlich widerstreben müßten, auf muffigen Schulen und Universitäten und später dann in ebenso muffigen Banken und Büros? Welch sinnloser Raubbau! Und doch gäbe es

Mittel, sogar unter ungünstigsten Verhältnissen, diesem Erschlaffen, diesem Abbröckeln Einhalt zu tun ... Zum Beispiel, ja, aber die Gnädigste dürfe es nicht übelnehmen, hier, dieser blonde Flaum an der Gnädigsten Oberlippe, zur Zeit nur ein Flaum, aber in ein paar Jahren würde es ein Bärtchen sein; und diese feinen Fältchen unter den Augen, ganz apart, wie zartes, verknittertes Seidenpapier; aber es würden Tränensäcke daraus entstehen, wie man sie auf den einst so verbreiteten Bildern des eisernen Kanzlers zu sehen bekam – nun ja, ein vergrämter, tief verärgelter Staatsmann, warum nicht, aber eine immer noch schöne, reizvolle Frau? ... Hier in dieser Tasche seien Mittel gegen solche Schäden. Warum altern? Es sei doch gar nicht nötig. Und dann hatte die Krokodiltasche ihren parfümierten Schlund aufgetan, die schmalen, kralligen Händchen holten allerhand Döschen hervor, und – war's der Duft, war's die betörende Stimme, die auf sie einredete, Maria Walburga war willenlos geworden, willenlos wie im Sessel des Zahnarztes, nur daß nichts Schmerzhaft-Bohrendes vor sich ging, sondern ein sanftes, einlullendes Streicheln, kaum fühlbarer, als was sie als Kinder "Schmetterlingsküsse" nannten, wenn sie und ihre kleinen Kusinen sich mit den Augenwimpern über den bloßen Arm fuhren. Schließlich gab ihr die Fremde noch ein rubinrotes Flakon mit golden eingeritzten Zeichen: das sei das Wichtigste, allabendlich fünf Tropfen, es enthalte Lebensfeuer, Verjüngungskraft; Geheimnis der Firma ... aber ganz allmählich, anfangs kaum bemerkbar ...

Marie Walburga hatte wie gelähmt dagesessen, die Zaubermittel waren in ihrer kleinen Handtasche verschwunden. Mitten in ihrer Willenlosigkeit erhob sich doch ein Protest: "Noblesse oblige" und "sich nichts schenken lassen" – so wie ein paar tief eingerammte Pfähle aus einer Überschwemmung emporragen. Zugleich das peinliche Bewußtsein, daß sie in ihrem Täschchen nur gerade noch so viel hatte, um am Ziel ihrer Fahrt Droschke und Träger zu bezahlen, nicht aber diese Wundermittel, die gewiß entsetzlich teuer waren. Auf ihre verlegenen Einwände sagte die Unbekannte: "Schreiben Sie mir Ihren Namen und Adresse auf, Gnädigste, hier, in mein Notizbuch, das genügt vollkommen. Später begleichen Sie dann Ihre Schuld ... aber nur, wenn die Wirkung nach Wunsch war."

"Ja, aber wohin?" fragte Marie Walburga.

"Ich werde mich schon melden," – die Augen der Fremden zwinkerten, als sei das irgendein heimlicher Scherz – "doch in der nächsten Zeit wechselt mein Aufenthalt allzu oft. Aber hier, ich bitte – meine Visitenkarte."

*La Marchesa de las Brasas Estintas*¹⁶, née de Flambowitz, las die Äbtissin. Also Spanierin, wie interessant, und geborene Slawin, darum die weiche Aussprache; Balkan, Herzegowina, dies Wort hatte etwas an sich, das dem Typus der Fremden entsprach, einschmeichelnd und doch gebieterisch. Ja, sicher redete man dort solches Deutsch, behutsam wählend, wie ein Reh die Füße aufsetzt. Sie nahm das Notizbuch, suchte nach dem Bleistift. "Ja," sagte die Fremde und lachte etwas schrill, "in alten Zeiten hätte man sich nun wohl eine Ader geritzt, heutzutage: Füllfeder – immerhin unauslöschliche Tinte" – sie reichte Marie Walburga einen Federhalter hin, diese schrieb, es war eine rote Flüssigkeit darin.

"Wie Dr. Faust," sagte die Fremde, "nun gehört mir Ihre Seele; ich werde sie gut verwahren." Und wieder lachte sie. Der Äbtissin waren Scherze über das Seelenleben fast ebenso zuwider wie Mitteilungen über Verdauungsvorgänge; stumm gab sie das Notizbuch zurück und machte dazu ihr hochmütigstes Trostberggesicht. *Wie ein personifizierter Almanach de Gotha*, dachte die Geheimnisvolle und lächelte vor sich hin. Aber sie glitt leicht über die kleine Verstimmung hinweg. "Nun also, Gnädigste, ich werde Ihnen meine Adressä mitteilän und ho-offä auf allerbästän Erfolg!" Ein klein bißchen, zuckte es durch Marie Walburgas Gedächtnis, redet sie doch wie Kurt Trostberg, wenn er Mikoschgeschichten erzählte ...¹⁷

"Ich glaube, ich muß hier von Ihnen Abschied nehmen", sagte sie. "Leidär, leidär, schöne Frau", antwortete die Unbekannte, und das war doch eine seltsame Art der Anrede, fand die Äbtissin.

Ja, es zeigten sich Lichter, der Zug fuhr schon ganz langsam – hielt. Es war ein Knotenpunkt mit Wagenwechsel, und jetzt, am Ende der Ferien, ein ziemliches Menschengewühl. Marie Walburga mußte sich eilen. Mit einigen Dankesworten nahm sie Abschied; es war ihr unbehaglich zumute. "Oh, keinen Dank, bittä," sagte die

¹⁶ Las Brasas Estintas: die ausgelöschte (ausgestorbene) Glut.

¹⁷ Die Wiener Presse bzw. die österreichische Gesellschaft gefiel sich im 19. Jahrhundert darin, sich über die Ungarn lustigzumachen. Der wilde, hochmütige Ungar war ein Standardtypus in Wiener Witz-Blättern. Einem fiktiven ungarischen Baron Mikosch wurden primitive und obszöne Witze in den Mund gelegt; unter seinem Namen wurden zahlreiche Witzsammlungen veröffentlicht.

Fremde, "es ist ja nichts geschenkt im Labän." Dies war das letzte, was die Äbtissin von ihr hörte, aber das kleine, umschleierte Gesicht, halb Sphinx, halb Kätzchen, sah ihr noch einige Sekunden nach. Dann mußte Marie Walburga ihrem Träger folgen, die Treppe hinab, einem anderen Geleise zu. Rauch und Lärm und eilende Menschen umgaben sie.

Die englische Standuhr schlug fein und eilig, ping- ping - zwölfmal. Oh, dachte Marie Walburga, wie viele Menschen mochten eben jetzt, gleich ihr, die Stunde schlagen hören. In Trauer um verlorenes Glück, in Angst um die fliehende Zeit, ach, vielleicht auch - ihre Hände schlangen sich ineinander - in Erwartung naher Seligkeit. Bilder kamen, Bilder zerflossen. Aber es war kühl geworden, sie erhob sich von ihrem Platz an dem kleinen, mit Photographien überladenen Schreibtisch. Schlank und hoch stand sie vor dem Pfeilerspiegel in ihrem glatten Abendkleid aus schwarzem Atlas und zog die Nadeln aus dem Haar, dem schweren Blondhaar der Trostbergs ... Aber hübsch sind doch jetzt die Bubiköpfe, dachte sie plötzlich. Diese blonde Flechtenkrone machte den Kopf zu breit, es ging nicht an, die kleinen amüsanten Filzhelme darüber zu stülpen, wie sie jetzt Mode waren. Die Stiftsdamen trugen immer noch dieselben runden, von Straußenfedern umkränzten Hüte, wie vor zwanzig Jahren. Und Schneiderkleider mit Fischbeinen. Das unterlag nicht der Mode, war dezent und jeder Situation gewachsen. Ach, aber ... schwer war das Zeug. Nun stand sie schon wieder im Schlupfhöschen, dehnte sich - welch leichtes, weites Schreiten! Sie riß eine seidene Decke vom Tisch und wand sie sich um die Hüften, ganz eng. Nun tat sie ein paar Schritte: *Tumte, tumte, tumte tum ... ja ...* so war der Rhythmus - sie trällerte - dieser abscheulichen ... dieser entzückenden Tänze, die man überall tanzte. Woher nur kannte sie die Melodie? Sie tanzte in ihr Schlafzimmer hinüber, hielt vor dem Toilettentisch still, auf der die kleine Truhe stand, wo das Zauberelixier unter den Briefen ihrer Erzieherin (*Deine mütterliche Freundin E.W.*) verborgen lag. Ach, sie war müde, die Kosmetik wollte sie sich heute abend schenken, nur die Tropfen mußte sie einnehmen, es war wichtig, das regelmäßig zu tun. Sie nahm das Flakon heraus, sie zählte die Tropfen ... O Emilie Wiedenhorn, wenn du mich sähest - dachte sie und mußte lachen. War da ein kleiner Kobold, der sie am Ellbogen stieß, oder glaubte sie, es könne nicht

schaden, den Vorgang ein wenig zu beschleunigen? Das winzige Löffelchen, das sie zum Munde führte, war beinahe voll.

Von dieser Nacht an entwickelten sich die Dinge ziemlich schnell. "Es ist ein böser Dämon über uns gekommen", seufzte Frau von Teichlosen. Fräulein von Kupferschmidt, die sich innerlich von der Äbtissin losgelöst hatte und mit zwei anderen Damen nach dem Tee ein Stündchen bei der Ministersgattin zubrachte, seufzte ein Echo. Sie nannten dies eine Stunde der Einkehr und der Gewissenserforschung. Beichtvätern ist diese Art der Erforschung bekannt; sie müssen oft die Ergüsse hemmen, wenn diese sich, schwemnteichartig, über anderer Leute Verfehlungen ausbreiten. Die Damen verließen allemal das Teichlosensche Gemach mit einem Ausdruck in den Mundwinkeln, als kämen sie eben aus einer sehr guten Konditorei. Man lebte doch wie am Rande eines Kraters. War nicht die Äbtissin vor vier Wochen mit einem regelrecht geschnittenen Bubikopf erschienen? Man denke sich: Bubikopf und Krummstab! Ging sie nicht auf einmal "halsfrei"? Und ihre Röcke wurden immer kürzer. Und hatte sie sich nicht durch geheimnisvolle Toilettenkünste eine Jugendlichkeit zugelegt, die von der einer Zwanzigjährigen kaum mehr zu unterscheiden war? Und diese plötzliche Lebhaftigkeit der einst so Gemessenen, dies Augenfunkeln, sobald ein männliches Wesen in die Nähe kam! Einfach würdelos. Wie ungehörig auch, daß sie, ganz unnötigerweise, selber auf die Bank ging und Gideon Goldstein auf seinem Privatbüro aufsuchte! Warum nicht brieflich? Oder per Telefon? Hingen doch Bilder von Schauspielerinnen und Balletteusen über dem Ledersofa; zwar stammten die noch vom alten Goldstein her, der ein großer Theatermäzen gewesen, aber es paßte sich nun einmal nicht, es war wirklich ganz ungehörig, daß eine Äbtissin auf einem Sofa saß, über welchem Kreaturen in Tarlatanröcken die Beine in die Luft streckten. Goldstein – pflegte sie zu sagen – gebe ihr famose Börsentips. "Mag sein," sagte Ihre Exzellenz, "desto schlimmer, meine Damen. Es ist mir peinlich, ein solches Wort vor Ihnen auszusprechen, aber ich nenne das – Prostitution."

Eigentlich war es nur die hochbetagte Gräfin Kessenringk, die zu Marie Walburga hielt. "Nein, Kindchen, wie hübsch Sie heute wieder aussehen, das tut den alten Augen wohl", sagte sie, wenn jene am Morgen ins allgemeine Wohnzimmer trat. Oder sogar,

ganz unverfroren: "Da muß wohl Amor im Spiele sein, Walburgchen, Sie blühen ja auf wie eine Rose von Jericho." Nun, sie war halblind, die arme Alte, und merkte nicht, daß Schminke und Puder – nichts anderes konnte es sein – die Zauberer waren; allerdings mit unglaublichem Raffinement aufgetragen.

Ja, das waren so Anzeichen. Wie weiße Flöckchen auf der vorjährigen Kirschmarmelade, wie Rauch, wie Fieber Anzeichen sind von heimlich glimmenden oder gärenden Kräften. Diesen aber nachzuspüren, hielt Frau von Teichlosen für das ihr angewiesene Amt. Zwar mit Jeanettchen war nichts auszurichten. Ihre Harthörigkeit umgab sie wie ein Wall, es ging doch nicht an, sie mit Brülltönen auszufragen. Auch hätte sie nie etwas verraten, denn sie war aus festem Royalistenholz geschnitzt: *right or wrong*, meine Herrin. Aber Frau von Teichlosen gab sich so leicht nicht für besiegt, und es begann ein stilles Spionagesystem seine klebrigen Fäden um Marie Walburga zu spinnen, nach dem berühmten Lehrsatz, daß der Zweck die Mittel heilige. Worüber sich reden ließe, sobald man Gewißheit hätte, daß der Zweck auch wirklich heilig sei.

Im Coiffeurgeschäft, wo sich die Äbtissin ihr fast überreiches Blondhaar waschen ließ, wußte man von nichts: Nein, seit dem Bubikopf sei Hochwürden nicht mehr dagewesen. Auch Apotheker Wendehals verneinte, besondere Toilettenartikel ins Stift geliefert zu haben. Aber was wollte das bedeuten. Apotheker hatten ja wohl Schweigepflicht, gerade wie Ärzte. Frau von Teichlosen war zumut wie einem Angler, der stundenlang bei Gewitterschwüle und Schnakenstichen ausgeharrt hat, ohne daß auch nur der kleinste Stint angebissen hätte.

So ging die Zeit dahin, und eines Tages gewahrte Marie Walburga mit Schrecken, daß sich der Inhalt des rubinroten Flakons merklich vermindert hatte. Sie wurde haushälterisch und nahm die kostbaren Tropfen nur noch in homöopathischen Dosen und mit längeren Intervallen zu sich. Wenn sich nun die Marchesa nicht mehr melden sollte? Der Gedanke, bald wieder die Spuren ihrer für eine helle Blondine kritischen sechsundvierzig Jahre aufzuweisen, war ihr äußerst zuwider. Denn das geheimnisvolle Elixier erfüllte sie mit Lebenslust, ja mit Lebenshunger, und das bloße Wort "Resignation" weckte in ihr eine stille aber desto intensivere Raserei. Man hatte doch manchmal gehört oder gelesen, daß solche im Grunde dem göttlichen Willen zuwiderlaufenden Verjüngungskuren, wenn plötzlich unterbrochen, einen ebenso

plötzlichen Verfall zur Folge hatten. Wie sollte das werden, wenn dann, im erbarmungslosen Frühlingslicht, die Untaten der Zeit an ihr deutlich wurden? Wie so ein ausgedienter Plüschsessel in der Märzsonne, von Motten zernagt, mangelhaft und gedemütigt ...

Die Tage wurden zu Wochen, die Wochen zu Monaten ... der Zaubertrank näherte sich seinem Ende, doch es war immer noch etwas übrig.

III

Marie Walburga war am ersten Mai geboren. Am Walpurgistag. Dem zu Ehren trug sie den in ihrer Familie sonst nicht gebräuchlichen Namen. Der Tag – und besonders die Nacht – der Hexen, ein Fest, das in alten Zeiten auf dem Brocken stattfand, bei Mondschein und Katergeheul, mit Besenritten und allerhand Teufelskram, nun aber, im Zeitalter der Zeppeline und Flugmaschinen, der Scheinwerfer und Lautsprecher, in Vergessenheit geraten war.

Bei keinem geburtstäglichen Zusammensein mit den Damen fehlte es an neckischen Anspielungen, wobei sich besonders die alte, jeden Aberglauben wie eine Delikatesse genießende Gräfin Kessenringk hervortat. Ja, einmal hatte sie aus allerhand Seiden- und Brokatflicken – Überresten baltischer Pracht, die sie in einem großen Quastenbeutel verwahrte – eine niedliche Puppe hergestellt. In grünen, silberdurchwirkten Damast gekleidet, ein Federhütchen auf dem Haupt, aus dem die Augen – Gräfin Kessenringk hatte mit einem angekohlten Streichholz nachgeholfen – feurig und schmachkend hervorblickten, saß sie rittlings auf einem zierlichen Besen aus Haselnußzweigen.

Nachdem sich in diesem Jahr der offizielle Teil der Feier – Gratulantenempfang, Punschtorte und Südwein – abgespielt hatte, zogen sich die Damen zurück, um Kräfte zu sammeln. Denn auch der Abend sollte sich festlich gestalten. Hatte doch Gideon Goldstein der Äbtissin ein Grammophon verehrt, das heute zum erstenmal erklingen würde. Dem schloß sich dann – traditionsgemäß – die Geburtstagsbowle an.

Marie Walburga saß in ihrem Schlafzimmer, sie fühlte sich abgespannt und hatte heftiges Verlangen nach dem Zauberelexier. Ein paar Tropfen würden ihre gesunkenen

Lebensgeister erwecken, aber es war kaum noch ein Fingerbreit davon übrig: sie mußte sparen. Sie hielt das rote Flakon in der Hand, ein Abendsonnenstrahl weckte Zauberglut, es war wie eine Feuersbrunst, in die sie blickte. So, dachte sie, mußte es im Innern des Aetna aussehen, wo die Alten – Emilie Wiedenhorn hatte es in der Geographiestunde mit elegischem Tonfall vorgetragen – den Eingang zur Unterwelt wähten. Ihre Augendeckel wurden schwer, wie gut würde ein Nickerchen sein. So stundenlang Glückwünsche entgegennehmen, wo man doch im Innersten wußte, daß sich das Glück sozusagen immer im Nebenzimmer aufgehalten hatte, in welches man selber nie gelangt war, nie gelangen würde, das machte müde. So saß sie eine Weile und fühlte, wie eine Art Desperation¹⁸ sie überfiel und kleine Falten sich an ihren Mundwinkeln ingraben. Aber dann horchte sie auf – mein Gott, kam da noch ein verspäteter Gratulant? Wie lästig. Aber was war das für ein diskretes Tuten und Fauchen, das ganz plötzlich verstummte, wie nur erstklassigen Automobilen eigen, die ohne jede wahrnehmbare Anstrengung stehen bleiben, leicht und selbstverständlich, wie die Prima Ballerina auf der großen Zehe. Sie trat ans Fenster. Schreyvogel, mit seinem silbergrauen Haar und der neu aufgebügelten Livrée, ganz ancien régime und eigentlich recht ausdrucksvoll, half eben einer zarten, wie in Wolken gehüllten Gestalt aus dem Auto, die von jener still eindringlichen Eleganz war, der man vor und seit dem Krieg in der kleinen Residenz nur selten begegnete...

IV

Als sich später die Damen über das Erscheinen und Verschwinden der Marchesa de las Brasas Estintas unterhielten, waren ihre Ansichten sehr geteilt, wenn auch in einem Punkt übereinstimmend: sie hatten alle den Eindruck von etwas Gleitendem, Flüchtigveränderlichem gehabt. Aber der einen war sie alt und verlebt, der andern jugendlich, der dritten wohlkonserviert erschienen; die eine fand sie liebenswürdig, die andre arrogant. Frau von Teichlosen hatte der Fremden die Hochstaplerin auf den

¹⁸ Verzweiflung

ersten Blick angesehen, Adelheid von Treskow meinte, ihr Lächeln sei das eines gütigen, aber schwer enttäuschten Herzens, Fräulein von Kupferschmidt, die sich viel auf ihre kleinen, weißen Potelépfoten einbildete, rügte die katzenartigen Krallen, mit denen die Fremde die Bridgekarten verteilt und zusammengerafft hatt. Gräfin Kessenringk wieder fand sie magnetisch und entdeckte Ähnlichkeiten mit der verstorbenen Baronin Manteuffel, was von ihren Lippen als höchstes Lob galt, ließ sich aber – die sonst so redselige – auf weitere Aussprache nicht ein.

Immerhin hatte während des Besuchs eine angeregte, ja heitere Stimmung im Kreise der Damen geherrscht. Es schien ein Fluidum von der Fremden auszugehen, das sie alle belebte.

Ungezwungen und gesprächig erzählte die Marchesa von ihren Reisen, rühmte besonders die Eleganz und klimatische Unübertrefflichkeit der pyrenäischen Bäder, wo sich die Frische der Meereswellen mit anregender Gebirgsluft vereinigt und ein fast exotischer Baumbestand die Glut der Sonne mildert. Als man es aber später genauer überdachte, hatte die Dame auf alle Fragen woher und wohin doch nur ganz unbestimmte Antworten gegeben. Ja, sie war auf Reisen, im eigenen Kraftwagen, schon seit etlichen Monaten, hatte auf einer Fahrt, die sie, einer Panne halber, per Bahn machen mußte, ihre hochzuverehrende Gastgeberin kennengelernt und wollte, nun sie wieder in die Nähe kam, nicht verfehlen, derselben ihre Reverenz zu machen, und gleichzeitig ein unverfälschtes, altadeliges Damenstift kennenzulernen, wonach sie schon immer das größte Verlangen gehabt. Zwar – setzte sie mit bedeutsamem Augenzwinkern hinzu – gäbe es in ihrer engeren Heimat auch Damenkränzchen und Damenklubs, aber das seien doch Vereine sehr anderer Art. Eine Bemerkung, die bei Frau von Teichlosen sofort den Verdacht auslöste, man habe es hier mit einer abgefeymten Mädchenhändlerin zu tun.

Die feindliche Einstellung der Ministerswitwe war der Marchesa ohne weiteres klar, und sie vermied es, sich auf Gespräche mit derselben einzulassen, machte aber, zu der Äbtissin heimlichem Ergötzen, kleine, humoristische Randbemerkungen zu den lapidaren Aussprüchen Ihrer Exzellenz, ähnlich den Sprüngen eines spielerischen Kätzchens, das auf dem Dachfirst einer alten Turmeule begegnet.

Nachdem man bei Plauderei und Kartenspiel den Tee eingenommen hatte, dem später die traditionelle Bowle folgen sollte, ließ sich der ehemalige Hofbankier Gideon Goldstein melden. Sein Diener Josua folgte ihm wie der Abendstern dem Monde, einen schwarzen Kasten tragend. Gideon selbst schleppte schwer an einer Mappe, die Grammophonplatten enthielt. Von der Äbtissin freundschaftlich heiter, von den übrigen Damen höflich, von Ihrer Exzellenz eisig begrüßt – denn, dachte sie, was würde der selige Kultusminister sagen, wenn er sie hier am selben Tisch mit einem Wechsler und Manichäer sitzen sähe? – wurde er der Marchesa vorgestellt, die ihn, wie Frau von Teichlosen bemerkte, mit gefallsüchtigem Augengefunkel und katzenhaften Windungen begrüßte, eine durchaus würdelose Art einem bürgerlichen und noch dazu jüdischen Manne gegenüber. Ja, und war es nicht, als habe zwischen diesen beiden sofort ein elektrischer Kontakt stattgefunden? Ach, wie so oft in der Gegenwart koketter Frauen der Fall, sanken die übrigen Anwesenden unwillkürlich in die Rollen des Chors, der Statisten, die bei Gelegenheit Freude, Staunen oder Schrecken auszudrücken, sich aber jede Einmischung in die Handlungen der Hauptakteure zu enthalten haben.

49

Das Grammophon gab zunächst durchaus anerkannte Musikstücke von sich: Glucks Iphigenie-Ouvertüre wechselte ab mit klassischen Quartetten, dann hört man den ersten Teil der Mondscheinsonate: Ansorge¹⁹ als Interpret, wie Gideon im Flüsterton verkündete. "Herrlich," seufzte Frau von Teichlosen, "so kann doch nur ein Deutscher unsern Beethoven erfassen", worauf Gideon schuldbewußt stammelte, er habe sich versehen, es sei Paderewski.²⁰ Nun kamen Arien in den verschiedensten Stimmlagen, unter denen "O Isis und Osiris"²¹ den Vogel abschoß, von einer vibrierenden Baßstimme vorgetragen, die im Rückgrat der Damen prickelte wie elektrische Massage.

Bis dann die Bowle nebst pikanten Brötchen erschien.

Gideon, als einziges männliches Wesen im Damenkreise, erhob sein Glas und brachte, etwas kurzatmig, die Gesundheit des hochverehrten Geburtstagskindes und des erlauchten, aus weiter Ferne hier eingekehrten Besuches aus, wobei er "Ehret die

¹⁹ Conrad Ansorge (1862-1930), Schüler Franz Liszts, Lehrer von u.a. Eta Harich-Schneider, Wilhelm Furtwängler, Eduard Erdmann. Ab 1895 in Berlin.

²⁰ Ignacy Jan Paderewski (1860-1941), bedeutender polnischer Pianist und Politiker.
<https://www.youtube.com/watch?v=lbaCvvtxEKU>

²¹ Mozart: Zauberflöte (die 'Freimaurer-Oper')

Frauen" und "Das Mädchen aus der Fremde" fugenartig in seinen Glückwunsch einflocht.²² Dabei verschluckte er sich, was die Marchesa durch joviales Beklopfen seines wohlgepolsterten Rückens alsbald in Ordnung brachte. Dann aber dankte sie ihm in ihrem fehlerhaften und doch erlesenen Deutsch. Marie Walburga ließ sich von ihm die Hand küssen, und alle stießen miteinander an. Immer wieder füllte Gideon die Gläser mit festlichem Schwung, und Frau von Teichlosen beobachtete mißbilligend, wie die Marchesa das ihre studentenhafte und ohne abzusetzen in den Mund kippte: wie in einen Feuerschlund goß sie den perlenden Trank.

Als Sarastros letzter tiefer Ton – man hatte "O Isis" da capo verlangt – gleichsam im Keller verklungen war, blätterte Gideon noch einmal in der Mappe mit den Grammophonplatten.

"Wie wäre es, Hochwürdigste, mit einem Tango? Einem langsamen, fast tragischen Tango? Kein Menuett könnte statischer sein. Darf ich die Ehre erbitten?"

Aber die Äbtissin verneinte; sie habe die neuen Tänze nicht gelernt.

"Sie werden sie noch lernen," rief die Marchesa, ein bißchen zu schrill, "bei uns tanzt man sie allgemein." Und damit hatte sie sich dem Hofbankier genähert, und wie ein Stahlspan vom Magneten angezogen, umschlang er sie willenlos. Es war ein wunderlicher Anblick: der kleine, dicke Goldstein, ein graziöser Tänzer, wie oft bei fetten Leuten der Fall, und die schwächliche, etwas überragende Marchesa, die ihn mit ihrem Feuer ansteckte und zu den außerordentlichsten Variationen anstachelte. Die Damen saßen versteinert. Nur die dünnen Vogelbeinchen der betagten Gräfin Kessenringk bewegten sich rhythmisch unter dem schwarzen Moirée ihres Schleppekleides: es ging ja nicht an, sie würde sich lächerlich machen, und doch ... am liebsten hätte sie mitgetanzt.

Marie Walburga aber war, von plötzlicher Unrast ergriffen, ans Fenster getreten, nun lehnte sie dort, eine schmerzhaft lebendige Schwermut schwoh in ihr an. Diese Töne ... diese Töne! Bilder kamen und gingen, einzelne Worte, halbe Sätze tauchten empor, aus Büchern, die sie heimlich erglühend gelesen und schuldbewußt wieder zugeklappt hatte, Worte auch, die sie im Vorbeigehen gehört, abends im Park, wo die Liebespaare auf Bänken sich schamlos umschlangen. Vergessen ... und doch irgendwo aufbewahrt.

²² Beides kommt aus Gedichten Friedrich Schillers.

Düfte umwehten sie, nicht der Flieder und die Maiglöckchen ihrer Kindheit, nein, Gardenien waren es – Gardenien jener einzigen Reise in den Süden, wie sie dort, kurzgestielt, schwerduftend auf flachen Körben feilgeboten wurden, und die ihr ein Unbekannter – o, sie war noch nicht neunzehn damals – mit schönen sprechenden Augen unter den Kolonnaden dargereicht hatte ... O warum, warum hatte sie sich abgewandt? Und dazwischen – immer wieder – ein Ton, ein Ruf, war's Oboe, war's Waldhorn: "Komm, komm, eile dich ..." Ja, fort von hier, fort aus all dem staubigen Kram, fort in die Länder, wo solche Töne entstehen, wo Zitronenblüten wachsern auf den Wegen liegen und schöne, braune Menschen stehn und warten ...

Die Grammophonplatte hörte auf, sich zu drehen. "Nun tanzen wir die Farandola", rief die Marchesa und klatschte in die Hände. "Farandola?" frug Gideon verduzt. "Jawohl, hier ist sie ja", sagte die Marchesa und reichte ihm eine Platte. Gideon hatte sie nicht gewählt, es mußte wohl ein Versehen sein, aber als galantem Mann war ihm der Wunsch einer schönen Frau Befehl. Er stellte die Platte ein. Dann stürzte er ein Glas Bowle hinunter. Sie war, wie Damenbowlen immer, zu süß, aber herrlich kalt, und er war heiß und durstig geworden.

"Wie die Gnädigste befiehlt," krächzte er, das Glas absetzend, "da müssen wir Grande-chaîne machen; geben Sie sich die Hände zur Kette, meine Hochverehrten! Zweimal rund um den Saal, dann in den Garten, in diese milde, silberne Mondnacht: wie singt doch unser unvergleichlicher Schumann? 'Es war als hätt' der Himmel ..' Auf! Meine Damen, zeigen Sie, was die Töchter edelster Geschlechter vermögen ..."

Und nun begann die Farandola.

Über die weiteren Vorkommnisse an jenem Walpurgisabend wurde nie etwas Genaueres, Unbestrittenes bekannt. Dasselbe Modell, dieselbe Landschaft, derselbe Vorfall, von verschiedenen Temperamenten, Gesichtswinkeln aus erlebt und aufgezeichnet, kann die einander unähnlichsten Bilder und Beschreibungen ergeben. Und es war alles an der seltsamen Fremden zerfließend gewesen, die Perlmutterfarben, wie Umrisse fliehender Wolken. Wer hätte es festhalten können? Die Marchesa war noch in derselben Nacht weitergereist, ohne die Äbtissin mitzunehmen, der sie doch eine Fahrt im Mondschein lockend angeboten hatte.

Denn die Farandola, die zuerst anmutig und würdevoll unter den Augen der Kurfürsten und deren Frauen und Nebenfrauen ihre Ghirlanden geschlungen hatte, war bald zu den geöffneten Türen des Gartensaals hinausgestoßen in die silberne Mondnacht und hatte dort zwischen Buchsbaumpyramiden und Sandsteinamoretten immer wildere Kreise gedreht. Bis die meisten Damen, solcher Bewegung ungewohnt, die Pelerinen um die Schultern ziehend, sich im Gartensaal wieder zusammenfanden. Aber wie der vom Spaten des Gärtners abgetrennte Teil eines Regenwurms sich immernoch weiter windet, so hatte das im Garten verbliebene Farandolafragment seinen Tanz um den Rasenplatz fortgesetzt. Gideon, trotz seiner Beileibtheit ein passionierter Tänzer, machte die verwegenen Pas: vielleicht ein durch die Marchesa angefeuerter Ehrgeiz, vielleicht vererbte Erinnerung an das Solo, das einst König David vor der Bundeslade tanzte. Erstaunlich waren auch die Sprünge, der hochbetagten Gräfin Kessenringk, erstaunlich, wenn man ihr Alter, ihre Würde und Gebrechlichkeit bedachte. Den Besenstiel mit dem Püppchen in der freien Hand, die Schleppe über dem Arm, tanzte sie, beinahe mänadenhaft, als letzte in der Kette. Unermüdlich, mit glänzenden Augen und geblähten Nüstern, schienen sie alle wie besessen und folgten der Musik, die hier draußen, wohin das Grammophon nicht mehr drang, der wartende Chauffeur der Marchesa, ein ausnehmend schöner Mensch, elegant in rotes Leder gekleidet, auf einer Mundharmonika ertönen ließ: ein Gitarrenschwirr, ein Wimmern wie von Holzbläsern, ein Schellengeklingel wie von Tamburinen, das dem unscheinbaren Instrument gar nicht zuzutrauen war. Er war's, der nun die Farandola anführte, die Marchesa folgte ihm, eine Hand auf seiner Schulter, während sie mit der anderen die Äbtissin nach sich zog; den Schluß machten Gideon und die Gräfin Kessenringk, letztere den Besen mit der Puppe wie eine Thyrsusstab schwingend.

Am unteren Ende des ovalen Platzes, dort, wo auf vermoostem Sockel ein flötenblasender Pan seine Ziegenohren spitzte, stand wartend das Auto der Marchesa mit glühenden Augen im Dunkeln. Heute Nacht, hatte sie gesagt, müsse sie weiter; es sei der letzte Termin, ihre Angehörigen gäben schon Zeichen höchster Ungeduld. Was ja auch wirklich der Wahrheit entsprach. Wohin fuhr sie nun wohl? Sie hatte nichts Näheres gesagt. "Fern im Süd das schöne Spanien, Spanien ist mein Heimatland – ", murmelte Gräfin Kessenringk; wie viele ihrer Generation, beherrschte sie eine

erstaunliche Menge deutscher Gedichte.²³ Aber die Marchesa hatte nicht darauf reagiert.

Zum drittenmal näherte sich die Farandola dem wartenden Auto. Der Chauffeur schien mit erhobener Hand den musizierenden Gott auf seinem Postament zu grüßen. Dann ließ er die Mundharmonika in seiner Tasche verschwinden, rückte Lederwams und Kappe zurecht, öffnete die Wagentür und stand in vorbildlicher Versteinerung. Auch die Tänzer standen still, alles umher war still, nur in den knospenden Baumkronen war ein Windesseufzen zu spüren.

"Kommen Sie, liebste Äbtissin," flüsterte die Marchesa mit verschleierter Stimme, "im Wagen sind Mäntel und Decken, die Luft ist mild, und ich habe Ihnen noch einige wichtige Ratschläge zu geben; machen wir also eine kleine Schleife."

Marie Walburga zauderte. Aber nun fiel ihr ein, daß das rote Flakon nur noch wenig enthielt und sie bisher keinen ungestörten Augenblick gefunden hatte, um neue Füllung zu erbitten.

Der Chauffeur legte stützend die Hand unter ihren Ellbogen, schon hob sie den schmalen Fuß, um einzusteigen.

Gräfin Kessenringk stand hinter ihr, blaß und nachtwandlerisch. Seitdem die Musik schwieg, erwachte wie sie aus verwirrenden Träumen. Um sie her nur ein kühles Gesäusel – Baumgipfel, die sich leise bewegten; als ob ein Dunst sich zerteilte. Etwas war von ihr gewichen ... ja ... aber lag da nicht am Wege eine alte, alte Haut, in die sie nun wieder hineinschlüpfen mußte, ob gern oder ungern, die alten Lehrsätze und Urteile, alles das, was man kannte und anbetete, von Kindheit an, vor allen Dingen wohl ... die Gewohnheit? ... Sie strich sich mit der feinen verwitterten Hand über die Stirn – was hatte sie, uralte Frau die sie war, hier in dieser Frühlingsnacht zu schaffen!

Ein Klirren auf dem Kies weckte sie, vor ihren Füßen glitzerte es. Sie bückte sich. Es war Marie Walburgas Äbtissinnenkreuz mit den leuchtenden Rubinen, in der Mitte und an den vier Enden die heiligen Wundmale symbolisierend. Die Kette war zerrissen.

"Walburga, Ihr Kreuz –", sagte sie leise. Sie hielt das Symbol opfernder Liebe empor, es strahlte im Schein der Automobillampen. Von seinen Strahlen getroffen, schien der

²³ Emanuel Geibel (1815-1884)

Chauffeur sich zusammenzukrümmen, er war kleiner und schwärzer geworden und ließ die Hand sinken.

Aber Gräfin Kessenringk schien zu wachsen. Es war ein Glanz über sie gebreitet, der nicht allein vom Monde kam. Ihre Stimme war stärker und tiefer geworden.

"Walburga, mein Kind," sagte sie ernst, "legen Sie Ihre Insignien wieder an. Das Christenkreuz, unser Schmuck und unsere Zuversicht."

In diesem Augenblick umgab sie eine Würde höher als alles, was die Witwe des Kultusministers in ihren erhabensten Momenten vermocht hätte.

Marie Walburga stand bleich, in unbegreiflichem Erwachen. Sie fühlte es dumpf: etwas entglitt ihr, auf immer. Ob sie auch nicht deutlich erkannte, was es war. Aber folgsam nahm sie das Kreuz aus der Hand der alten erprobten Freundin. Und sie drückte es an die Lippen.

Die Marchesa war eingestiegen. Nun beugte sie sich vor, ihre Augen schossen grüne Funken. Wie eine schwarze Pantherin aus ihrer Höhle, so funkelte sie: "Wenn Sie jetzt nicht auf mich hören, Baronin, kann ich nichts mehr für Sie tun", zischte sie. Aber die Äbtissin war von anderer Macht gebannt. Stumm schüttelte sie das blonde Pagenhaupt und drückte das Kreuz an die Brust. Dabei blickte sie nach oben. Als stünde sie auf dem Holzstoß und warte auf das Knistern der Flammen.

"So leben Sie glücklich, wenn es Ihnen gelingt. Ich überlasse Sie dem Altern und allem Widerlichen, was es mit sich bringt. Schade um Sie. Natürlich werden Sie später Tugend nennen, was nur Mutlosigkeit war. Damit trösten sich viele Ihresgleichen. Aber glauben Sie mir: die Reue um Versäumtes ist die bitterste Reue. Meine Reverenz, Hochwürdigste."

Sie winkte dem Chauffeur mit der schmalen Hand, und lautlos, geisterhaft, aber eine Funkenschleppe nach sich ziehend, setzte sich der Wagen in Bewegung; über den silbernen Kies, durch das schwach erleuchtete Tor, in die Finsternis hinein.

Im selben Augenblick entlud sich die Elektrizität, die sich während dieses, für Maibeginn ungewöhnlich warmen Abends zusammengeballt hatte: einem furchtbaren Blitz folgte das obligate Donnergepolter.

Gräfin Kessenringk sah sich nach Hilfe um. Aber Gideon, der als taktvoller Mann eine feine Witterung dafür besaß, ob seine Gegenwart erwünscht sei oder nicht, war

schon vor einigen Minuten wie jener oft genannte Kanadier in den Taxusbüschen verschwunden. Und nun war es erstaunlich, wie die kleine, verkrümmte Gräfin Kessenringk die so viel jüngere und größere Marie Walburga stützte und schob und Stufe um Stufe zum Gartensaal hinaufführte.

Dort kamen ihnen die Damen wie erschreckte Küchlein flatternd entgegen. Draußen regnete und stürmte es. Aber obgleich sie die Domina war, hatte sich Marie Walburga nie recht in die Rolle der schützenden Gluckhenne finden können. So verabschiedete sich rasch von ihren Schutzbefohlenen und ging aufrecht, wenn auch totenbläß in ihre Gemächer.

V

Während sich diese Begebenheiten abspielten, war Frau von Teichlosen unsichtbar, aber nicht untätig gewesen. Von der Musik aufgelockert und durch den Genuß der Bowle angeregt, war das Dienstpersonal beisammen geblieben, statt, wie es sich gehörte, in den über Räumen die sogenannte "Nachtordnung" vorzunehmen.

Die einzige, ja, wie sie meinte, gottgesandte Gelegenheit wahrnehmend, hatte sich Ihre Exzellenz in Marie Walburgas Privaträume begeben. Schnuppernd und aufmerksam, halb Spürhund, halb Rutengänger, schritt sie in den ihr fremd gewordenen Stuben hin und her, hier eine Schublade, dort eine Schranktür öffnend. Das verdächtige Flakon in ihr Taschentuch gewickelt, eilte sie dann, verstoßen wie eine Maus, in ihr eigenes Zimmer, wo sie hinter dem Wandschirm, der ihren Waschtisch dezent umgab, einige plätschernde Manipulationen vornahm; eigentlich unnötigerweise, denn das Flakon war beinahe leer. Dann legte sie es – ebenso lautlos – wieder an seinen Platz zurück. Worauf sie sich mit dem ganzen Tugendglanz der Pflichterfüllung auf dem Antlitz, in den Gartensaal zurück begab, wo sie gerade zurecht kam, um die Äbtissin, von Gräfin Kessenringk gefolgt, geisterbleich aber aufrecht an sich vorbei wandeln zu sehen.

Ein paar Jahre waren seitdem vergangen. Im Vaterland hatte sich manches ereignet. Nicht nur die üblichen Wandlungen, wie sie die Zeit mit sich bringt, die das grüne Laub gelb werden und abfallen läßt, um dem Jungen, dem Neuen Platz zu machen; nein, es war sturzbachmäßig.

Auch im adeligen Damenstift hatte sich vieles verändert. Zunächst war da der Tod. Er hatte zu wiederholten Malen angepöcht. Als erste mußte die hochbetagte Gräfin Kessenringk dem Wink seines knöchernen Fingers folgen. Sie tat es ohne Furcht. Ein wenig schmerzliches Zaudern ließ sich nicht verkennen. Doch war's nicht Angst um ihren alten, gebrechlichen Leib oder ihre sündige und doch heitere Seele, sondern Sorge um Marie Walburga, die sie auf der dunklen Schwelle zögern und einen letzten Blick tun ließ auf eine haßerfüllte Welt, in der sie das Wesen zurücklassen mußte, an dem einzig noch ihr Herz hing. Wenn sich auch seit jener Nacht ein Schleier zwischen sie und die viel jüngere geschoben hatte, jene Feindlichkeit nämlich, die die Gerettete unbewußt gegen die Retterin empfand, die ihr eine Erfahrung erspart hat, nach der sie doch bis in die Fingerspitzen verlangte.

Ja, Marie Walburga hatte sich verändert. Nicht nur äußerlich; wenn auch ihr plötzliches Altern auffiel. Ihr volles Blondhaar, das sie nun wieder zu einer Krone aufgesteckt, in Flechten trug, hatte allen Glanz verloren, ihre Haut welkte und war unter den Augen erschlaft. Noch immer trug sie das Haut schön und königlich – aber die jugendliche Halslinie – wo war sie hin? Gleichlaufend damit ging eine seelische Veränderung, von vielen gepriesen, von einigen bedauert. Die Äbtissin führte den Krummstab nunmehr mit Ernst und Würde, und bei Gelegenheiten fielen Worte von ihren Lippen, die ihre neuerdings gefestigten, man möchte sagen betonierten Grundsätze kund taten.

Ein- oder zweimal – in einer jener Stunden, von denen Dante sagt "intenerisco il cuore", da ein abendlicher Glanz, ein Amselflöten, ein zärtlicher Duft ihr Herz übermannte, hatte Gräfin Kessenringk die Hand der Äbtissin ergriffen. "Kindchen, Kindchen", sagte sie weich. Denn es war ihr, als habe sie ihr etwas abzubitten. Fast schüchtern, aber beharrlich hatte sie ihr in die Augen geschaut. Und meinte, aus diesen kühlen, blauen Brunnenschalen müsse auf ihren Anruf undinenhaft eine Menschenseele aufsteigen; mit all ihren Schwächen, ihrem Liebreiz: ach, ihr altes Herz sehnte sich so

sehr. Aber der Spiegel blieb unbewegt. Hatte Marie Walburga vergessen, oder wollte sie nicht erinnert sein? Schließlich kam's auf dasselbe heraus. Seufzend legte die alte Dame ihre Hand wieder in den Schoß. In ihrem tiefsten Herzen erwachte die Einsicht, daß liebenswerte Sünder die Welt reicher beschenken als unentwegte Gerechte. Aber als sie so weit gekommen war, war auch ihre Zeit um.

Vollen Triumph kostete die Ministerswitwe. Denn sie war es doch gewesen, die durch kluges Handeln den frivolen Geist gebannt hatte. So wenigstens dachte sie. Wenn sie auch aus bestimmten Gründen nicht darüber sprach, so lächelte sie doch vielsagend, wenn die Rede auf die Wandlung der Äbtissin kam. Bald darauf aber verließ sie das Asyl, das sie im Stift gefunden. Ihrem sittlichen Ernst und ihrer vaterländischen Denkart entsprechend, wurde sie zur Beraterin des Mädchenbundes "Thusnelda" ernannt; eine Dreizimmerwohnung mit allem Komfort war damit verbunden.

Das Stift blieb, trotz der sich immer weiter erstreckenden Reformen, die andere Institutionen beseitigten, dennoch bestehen. Bei dem hohen Alter seiner Insassinnen lohnte es sich nicht, es den neuen Idealen gemäß umzuformen. Der Tod hatte fleißig gejätet: man konnte ihm das Weitere überlassen.

Gideon Goldstein freilich mußte die Verwaltung des Stiftsvermögens, der er sich mit einem fast künstlerischen Ehrgeiz gewidmet hatte, anderen Händen übergeben. Er schloß seine Bank und zog sich zunächst nach Bentschen²⁴ zurück, seinem Geburtsort, wo ihm noch eine ältliche Verwandte lebte, eine kleine, geschäftige Frau, die einen braunen Atlasscheitel trug. Doch fühlte er sich trotz ihrer Fürsorge, trotz der delikaten polnischen Karpfen und rituell gebratenen Gänse, die sie ihm vorsetzte, nicht heimisch und nicht froh, wenn er es auch vor ihr zu verbergen suchte. Denn er vermißte vieles, an das er gewohnt gewesen: vor allem jenen harmlos freundlichen Verkehr in der kleinen Residenz, jene Toleranz der guten Erziehung mit ihren anmutigen, wenn auch veralteten Formen, all das, was die Italiener in dem unübersetzbaren Wort "gentilezza" zusammenfassen, und was im Begriff ist, wie gewisse altmodische Rosensorten, der Welt verlorenzugehen.

²⁴ Zbąszyń (deutsch Bentschen) ist eine Stadt in Polen. Der Versailler Vertrag entschied die Grenzverschiebung, so daß Bentschen seit 1920 (wieder) als Grenzstadt zu Polen gehört. Westlich der 1920 festgelegten Grenze wurde auf deutscher Seite in den 1920er Jahren die Gemeinde Neu Bentschen (heute Zbąszynek) gegründet.

Nein, er fühlte sich nicht glücklich in seiner alten Heimat, und in dem Gratulationsbrief, den er alljährlich zum ersten Mai abschickte, sprach er es aus.

"Aber", sagte Marie Walburga, nachdem sie zu Ende gelesen hatte, "wer kann behaupten, daß es Zweck unseres Erdenlebens ist, glücklich zu sein?" Sie sah fragend umher. Die alten Damen, über gemeinnützige Handarbeiten gebückt, blickten nicht auf, denn sie wußten nichts zu erwidern.

Was nun die Heimkehr der Marchesa de las Brasas Estintas betrifft – auch diesmal ohne alle Erfolge –, so wurde sie von dem mit Recht erzürnten Familienoberhaupt aufs ungnädigste empfangen und zu dreihundertjährigem Hausarrest verurteilt. Ihr nächstes Auftreten auf dem an Rätseln reichen Stern, den wir unsere Erde nennen, wird niemand, der dies liest, erleben.

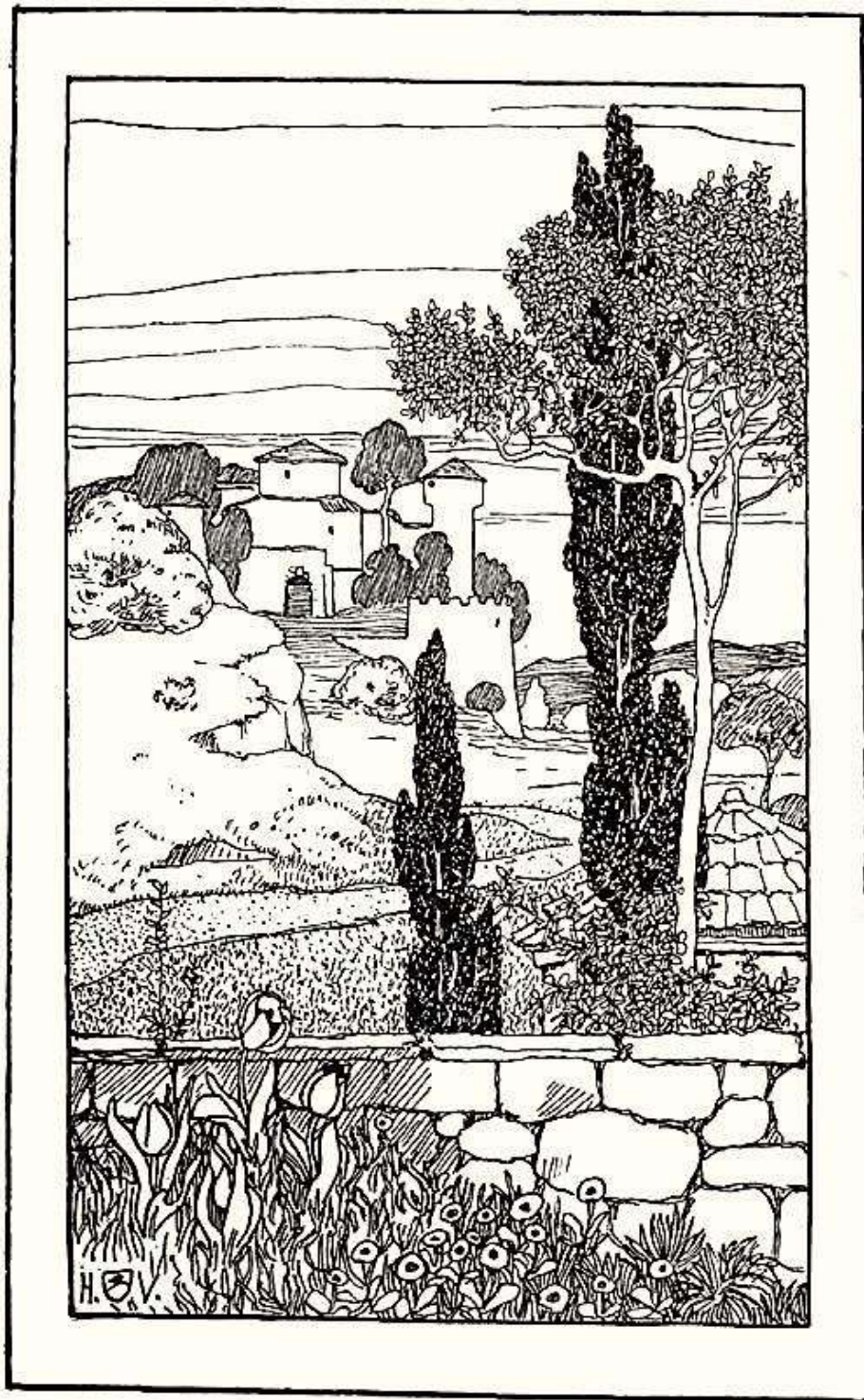


Abbildung von Heinrich Vogeler (in MEZZAVOCE)

Die fremde Prinzessin²⁵

In liches Grau thät sie sich kleiden,
 Wie ihrer Heimath Silberweiden,
 Die sanft zur Fluth geneigt an den Kanälen stehn:
 Wie still die grossen Schiffe kamen
 Mit ihren nord'schen Götternamen!
 Sie beugt sich auf den Arbeitsrahmen
 Und fühlt wie ihr so heiss die Augen übergeh'n.
 Ihr muthigen Gallionsfiguren,
 Wie zogt Ihr Eure Silberspuren
 Von Ost nach West hinaus im grünen Ocean,
 Wo Meerfrau mit geschuppten Schweifen
 Neugierig Eure Bahn durchstreifen
 Und an die glatte Holzwand greifen:
 Wie glotzten sie im Schein des blassen Monds Euch an!
 Wie durchs Gemach die Winde sausen!
 Und um sie her in steifen Krausen,
 In Goldbrocat ein Kranz von Edeldamen steht ...
 Wie schön sie sind, wie leis sie treten,
 So steht in stolzen Tulpenbeeten
 Ein wildes Blümchen mit Erröthen
 Das launisch wohl der Sturm im Lenz dorthin verweht.
 Wie freundlich sie sich um sie sorgen,
 Wie ist in Demuth Stolz geborgen,
 In jedes sanfte Wort ein blanker Hohn gelegt ...
 Sie sprechen laut von ihrer Reise
 Und zischeln doch – o leise, leise –
 Weil sie nach ihrer Heimath Weise
 Ihr silberblondes Haar in langen Flechten trägt.
 Und seufzend tritt sie an ein Fenster ...
 Des Südens starrende Gespenster,
 Wenn heiss der Mittag träumt, dann schleichen sie einher,
 Hier geht ja auch die alte Sage,
 Dass an dem Sanct Johannistage
 Zur Mittagszeit, wer's kühnlich wage,
 Den fremden Reiter sieht mit schwerem Schild und Speer.
 Der hatte Ruhm und Gold erworben
 Derweil daheim sein Lieb gestorben,
 Sein Glück wie früher Thau in Sonnengluth zerrann ...
 Und tief ergraut, mit schlaffen Zügeln,
 Die staub'gen Füsse in den Bügeln,

²⁵ Aus: MEZZAVOCE (1901)

Hin schwankt er zu den kahlen Hügeln
 Wo ihn ihr süßser Gruss nicht mehr erreichen kann.
 Und einmal nur mit düstern Mienen
 Blickt er auf seines Glücks Ruinen,
 Und dann kehrt er zurück, woher er kam – zum Meer.

— — — — —
 Ihr durstigen Olivenhaine,
 Nach Wasser lechzen selbst die Steine
 – Wie längst vertrocknete Gebeine –
 Im grellen Sonnenlicht, im Flussbett wasserleer,
 Wo zwischen Ziegen, magren Schafen
 Die braunen Hirtenkinder schlafen,
 Sanft eingelullt sind sie vom ew'gen Grillensang –
 Lacerten huschen hin und wieder,
 Der Epheu dehnt die zähen Glieder
 Und zieht der Thurmuhr Zeiger nieder ...
 Vielleicht ist darum auch der Tag hier doppelt lang! ...
 O düstrer Reiter kehre zurücke,
 Du mit dem stillgesenkten Blicke,
 Mit tiefgegrabnem Weh am festgeschlossnen Mund!
 Dein schweres Haupt wollt' ich liebkosen,
 All meine süßen Jugendrosen
 Schenkt' ich dem Armen, Freudelosen
 Und Perlen fändest Du auf meiner Augen Grund.
 Und wenn ich auch kein Glück erbitte,
 O Gott! so lass in uns'rer Mitte
 Doch immer Güte sein mit süßsem Opferrauch ...
 Lass Arme Aermere beschenken,
 Lass Durst'ge ihre Brüder tränken,
 Am Abend dann die Häupter senken
 Und ohne Schuld vergehn in Deinem ew'gen Hauch.

August Bertuch in Dankbarkeit zugeeignet

An eine antike Büste²⁶

Stilles Bild, o holdes Schweigen,
 Sanft geschlossnes Lippenpaar,
 Schönen Hauptes traurig Neigen
 Wie ergreift mich's wunderbar!

²⁶ Aus: MEZZAVOCE (1901)

Menschen klagen ihre Leiden,
Zählen ihre Freuden auf,
Hier im Dämmerlicht uns Beiden
Tönt's wie ferner Ströme Lauf.

Deine Lippen sind beredter
Da sie also kühl und stumm ...
Wäre ich ein Wunderhäter
Weckt' ich nicht Dein Heiligtum,

Möchte nicht Dein Räthsel lösen,
Trüge Dich in stillem Glück,
Fern von Thoren und von Bösen
In Dein altes Land zurück!

Dédié à Eugène Burnand

Zugvögel ²⁷

62

So lass mich mit Dir ziehen
Im stillen Sternenscheine,
O nur wir zwei alleine
Im menschenleeren Raum.
In fremden Städten gehen
Wir Abends durch die Gassen,
Die Brunnen sind verlassen
Wir gehen wie im Traum.

An dunkler Kirchenthür,
Auf grauen Treppensteinen
An Deiner Brust zu weinen ...
Was giebst Du, Welt, dafür?

Wenn rings der Abend quillt,
Hört man die Wasser rauschen,
Ich will dem Brunnen lauschen
Der all mein Dürsten stillt

²⁷ Aus: Mezzavoce (1901)

Wanderschaft²⁸

In den Strassen will ich singen,
 Fühl' ich auch mein Herz zerspringen,
 Vor den Häusern fremd und gross ...
 Abends wenn die Schatten fallen,
 Menschenschritte rings verhallen,
 Sitz' ich – unbekannt von Allen –
 Wiege traurig Dich im Schooss.
 Ruhlos mit den dunklen Schwalben,
 Mit den Blättern, mit den Falben
 Ziehn wir weiter, ich und Du ...
 Dort wo mildre Lüfte wehen,
 Gnadenbilder auf uns sehen,
 Kirchenthüren offen stehen,
 Deckt uns bald die Erde zu!

63

Fiesole²⁹

An bröckelndes Gestein lehnt' ich so schwer und matt,
 Von Rosen ganz umblüht und blickte auf die Stadt,
 Des Oelbaums Silberblatt wob seinen Schattentanz,
 Ein Blinder sass am Weg und sprach den Rosenkranz.
 Dort unten rauscht der Fluss voll Menschenqual und Pein,
 Und seine Quelle war so selig doch und rein,
 O grüne Dämmerung, o Götterlieblichkeit
 Wo seid Ihr hingeflohn vor unsrer Traurigkeit?

Die Tage gehn dahin mit blassem Angesicht:
 So mancher sitzt am Weg und sieht die Sonne nicht,
 Die alte Nebelfrau will uns mit Garn umziehen;
 Hindurch, mein Herz, hindurch, lass tausend Fackeln glühn!

²⁸ Aus: MEZZAVOCE (1901)²⁹ Aus: MEZZAVOCE (1901)

Die schweigende Stadt³⁰

Es träumen im Mittag die schweigenden Gassen,
Von Tauben durchschwirrt und von Menschen verlassen ...
O ruhende Welt
O Du glühendes Feld
Wo die Blumen am Wege erblassen.
Fern, fern sind die Wolken und athmenden Heiden
Und gleitenden Wasser im Schatten der Weiden,
Das Spinnchen im Thau
Ueber glitzernde Au
Spannt sein Rad wie aus Silber und Seiden.

Dort grünen die Birken, hier blühen die Mandeln,
Auf Blumen und Steinen mag Schönheit wandeln,
Manch zitternde Hand,
Pflanzt in dorniges Land
Holdseliges Denken und Handeln.

Wie düster die Bogen sich wölbend verzweigen
Und steinerne Ritter sie liegen und schweigen,
Auf die Schilder gestreckt,
Bis ein Tönen sie weckt
Wie von himmlischen Harfen und Geigen.

Und die Andern, die ruhmlos zur Erde gesunken,
Die schüchtern und stolz ihre Leiden getrunken,
Ohn' Hast, ohne Zorn,
Wie das fallende Korn,
Wie die letzten, verglimmenden Funken ...

Sie liegen und tragen als strahlende Krone
Die Liebe, die hier ihnen wurde zum Hohne,
Nicht Weide, nicht Kreuz,
Keine Boten des Leids ...
Rothe Rosen streut ihnen zum Lohne.

³⁰ Aus: MEZZAVOCE (1901)

Glück in Dornen³¹

Dem lieben Andenken
von E. C.

*Ihr Rosen weiß, Ihr Rosen rot,
Nun habet Dank für Euer Blühen,
Für Euer Zögern, Euern Tod
Nach kurzen Tagen ohne Mühen.*

*Was Euerm süßen Kelch entquillt,
Habt ihr so leicht dahingegeben,
Nun weht der Abend durch's Gefild,
Ihr sinkt zur Erde ohne Beben;
Ihr habet das Gebot erfüllt
Und scheidet ohne Reu vom Leben.*

Erstes Kapitel.

65

In jenen Nächten konnte Britta nicht schlafen. Zuerst war's, weil der Mond so hell auf die Diele schien; sie war aufgestanden und hatte sich in den Lichtstrahl gestellt, so weiß, und ihre Füße so weiß; das Herz klopfte ihr, als sei sie einem Geheimnis auf der Spur. Dann war sie dem Strahl nachgegangen bis ans Fenster und hatte hinausgeschaut, festgebannt, als könnte sie etwas versäumen. Der Rasenplatz fahl, wie verbrannt, im klaren Licht; die Baummassen zu beiden Seiten zusammengedrängt, gedrungener als am Tage, und schräg über die weißschimmernden Pfade scharfe, schwarze Striche: die Schatten der Rosenstämmchen, unter denen gesprenelte Petunien wucherten. Gradaus über die Wiese ging ihr Blick. Dort ganz am Ende war die Südmauer, wo an verwitterten Spalieren die blauen amerikanischen Trauben reiften, duftbestäubt, unter raschelnden rostroten Blättern.

Und über all die sandigen Wege spannen sich kleine rosenfarbne Winden.

³¹ aus: Irene Forbes-Mosse: BERBERITZCHEN UND ANDERE (Berlin 1910, S.21-160)

In der Mitte der Wiese war das Rondell, in das die Pfade mündeten. Hier stand Fortuna, mit dem moosgrünen Füllhorn, vorwärtsschreitend, als wolle sie dem Rosengestrüpp entgehn, das mit langen, dornigen Ästen den Sockel umrankte und hinaufgriff zu ihrem nackten Knie. – So lange Zeit schon stand sie hier und lächelte, in Sonnenglut und Mondeskühle, wenn der Novembersturm durch die Alleen fuhr oder im Winter alles still lag unter der weichen Beschwichtigung des Schnees. Als der Großpapa ein kleiner Junge war, mit langem Lockenhaar und offenem Hemdkragen und komischem Spenzerchen, wie auf der Silhouette im Gartensaal, hatte sie schon so gelächelt, mit schlankem, gebogenem Hals, mit zurückflatterndem Kleid, ein bißchen eilig, als ob sie nur auf der Durchreise sei . . . und das Glückssymbol hoch über die Dornen haltend, die immer höher wucherten, sich immer gieriger danach streckten.

Britta hatte sich nach diesem nächtlichen Abenteuer – denn sie empfand es als ein Abenteuer – tüchtig verschlafen. Als sie aufwachte, saß Mucki, wie ein frisch erblühter Krokus, an ihrem Bett. In einem berückenden Flanellanzug, weiße Schuhe an den schmalen Füßen, die in fliederfarbenen Socken steckten, die weiten Hosen aufgekremgelt, so daß man die seinen Knöchel und einen Teil des Beines sah. Schlaksig, aber gute Rasse – zu gut vielleicht. Onkel Grahnstedt, der sich darauf verstand, verglich Mucki im stillen mit den allzu rein gezüchteten englischen Hühnerhunden, wo immer drei von fünf an der Staupe eingingen, oder doch, wenn sie's überstanden, für den Rest ihres Erdenwallens ein schwaches Kreuz behielten.

Wenn Muckis Gesundheit es zuließ, dann studierte er Jura. Wenn alles normal verlief, würde er sich schließlich zu einem Landrat kristallisieren. Diese Laufbahn war ihm nach demselben Prinzip von den Umständen vorgeschrieben, nach welchem junge Mädchen, die zu keinem besonderen Fach Neigung spüren, Stützen der Hausfrau werden.

Aber nun war Mucki schon seit mehreren Monaten daheim. Er hustelte und wurde so schrecklich leicht müde, worüber er sich weiter keine Gedanken machte. Aber unangenehm war es, daß seine Hände, an denen sich die Nägel seit einiger Zeit seltsam wölbten, sich oft auf der inneren Fläche feuchtkalt anfühlten. Es war ihm gräßlich; immer hatte er sich bei anderen davor geekelt, und nun mußte es ihm selber so gehn.

In den häufigen und immer länger dauernden Pausen, während deren Mucki nicht studierte, hatte er sich eine intensive Bekanntschaft mit allerhand Propheten einer kühl-ästhetischen Lebensweisheit erworben und eine gewisse losgelöste Art über die Nächststehenden zu urteilen angewöhnt. So sagte er auch jetzt, als die Schwester sich erstaunt die Augen rieb, in seiner unpersönlichsten Kennermanier: "Ich sehe dich gern schlafen, Britta, du hast nicht diese barbarische Art, dich zusammenzurollen und bis an die Nase zuzudecken, die ein Überbleibsel aus der Zeit sein muß, als sich die Menschen in hohle Bäume einwühlten."

Britta lachte. – "Doch, doch, du kannst es mir glauben," sagte er nachsichtig – "du gehörst zu den Leuten, die *auf* dem Bett liegen, nicht *im* Bett."

Er trat ans Fenster. "Wie wär's, wenn wir nachher etwas ruderten?" fragte er, "ich habe ein paar Bücher, die könnten wir mitnehmen; feine Sachen . . ."

Britta dehnte ihre harten weißen Arme. Sie würde natürlich rudern, und Mucki würde im Boot liegen und Wasserrosen mit langen, glitschigen, übelriechenden Stielen aus ihrem schlammigen Erdreich ziehn, oder über "Einfühlung" reden, das war ja jetzt so ein Schlagwort; nun ja, also rudern!

"Es ist mir recht," sagte sie, "ich hatte zwar Mamsell versprochen, ihr mit der Wurst . . ."

"Britta, rede nicht davon. Wenn du dergleichen tust, ist's schon schrecklich genug. Du kannst aber nicht sagen, daß es meinetwegen geschieht, denn ich esse sie nicht."

"Na also – ich werde mich eilen, Mucki; nur ein Viertelstündchen – wie auf Pastors Sofakissen geschrieben steht, in Stahlperlen, Mucki – fühlst du dein Blut gerinnen?"

Der Bruder wanderte hinunter in das lange, kühle Eßzimmer, wo es immer etwas säuerlich nach Schwamm roch. Tante Gunda war noch nicht erschienen. Aber auf dem kleinen Harmonium unter dem Pfeilerspiegel lagen Bibel und Gesangbuch. Mucki beeilte sich, mit wieselartiger Geschwindigkeit zwei weiche Eier zu vertilgen, denn er hatte ein heiliges Grauen vor dem "Druidenkultus", wie er die Morgenandacht nannte. Diese Institution bestand erst seit dem Tode von Onkel Henning, den bei dem Gedanken an gemeinsame Familienerbauung mit Mamsell und Böttcher und der

hannoveranisch flötenden Kammerjungfer Ida – von Onkel Grahnstedt die Prozessionsraupe benannt – der Schlag gerührt haben würde. Aber nun war Tante Gunda immer tiefer ins Pastörlische geraten. Wenn sie im Herbst die Weihnachtsbesorgungen zu machen hatte, stieg sie im christlichen Hospiz ab und verbrachte dort, in einer Atmosphäre von Missionaren und Raubrittern, deren Namen auf ow oder itz endeten, Tage der Weihe, denen auch der Reiz der Verfolgung nicht mangelte, denn Onkel Grahnstedt, der gänzlich aus der Art geschlagen war, machte sich sowohl über die "Allianz" als auch über den Bund der Landwirte in geradezu empörender Weise lustig.

"Warum wählst du nicht lieber gleich den Sozialdemokraten?" sagte Tante so von oben herab. "Weil das in ihrer Art ebenso fürchterliche Bonzen sind", sagte Onkel gleichmütig. Es vereinigte sich überhaupt vieles, um Onkel Grahnstedt zu dem zu machen, was uns allen not tut: zu einer täglichen Geduldsprobe, die, wenn sie mit Ergebung ertragen wird, die Allmacht versöhnt, so daß wir mit schwereren Prüfungen verschont bleiben. Wenn er zum Beispiel in dem ihm persönlich angewiesenen Teil des Schlosses die Parkettböden mit grüner Ölfarbe streichen ließ, "weil das ein altes Jägerherz erfreut" – oder seine Zeitung, freisinnigster Richtung, auf allen Gartenbänken liegen ließ ("und wer kann wissen, wohin solch giftiges Samenkorn fallen mag", klagte Tante Gunda), oder wenn er bei Tisch von ihrer gemeinsamen Urgroßmutter zu reden anfing, welche die Geliebte eines regierenden Herrn gewesen sein sollte und von der das gute Meißner Service stammte. "Aber ihre Schönheit hat sich ja nun leider nicht auf uns vererbt, liebe Gunda."

Auch liebte Onkel Grahnstedt, wenn das Essen auf dem Tisch stand, "in Gleichnissen" zu reden. Besonders wenn das Gericht "Kohlwickelchen auf polnische Art" erschien, unterließ er es nie zu sagen: "also wiederum Maulwürfe in Leichentüchern". Sogar in Anwesenheit des Inspektors! Solche Witze waren doch wirklich nicht angebracht.

Tante Gunda machte dann ihr gekränktes Mondecargesicht³² und gedachte des "seligen Mandelsloh", der solcher Rohheit nicht fähig gewesen und dessen Bild, von

³² Die Marquise von Mondecar, eine Dame der Königin in Schillers *Don Carlos*.

einer Meute winziger Porzellanhunde aller Rassen umgeben, eine Etagère ihrer Wohnstube zierte: ein schwärmerisch blickender Herr mit dunklem Backenbart, schwarzweißkarierten Beinkleidern und priefsnitzartiger Halsbinde, mit dem sie – noch in der Krinolinenzeit – verlobt gewesen.

Auf einen verabredeten Pfiff schlüpfte Mucki hinaus und fand Britta auf der Terrasse, mit einem der herrenlosen Hüte angetan, die im Flur hingen und unter denen nur Onkel Grahnstedts grüne Leinwandmütze und Tante Gundas Monstrum aus Gaze und schwankenden Fliederdolden ein bestimmtes Geschlecht verrieten.

Die Geschwister gingen zwischen den alten, düstern Kastanienbäumen am Fließ entlang bis zu der Stelle, wo dasselbe in den Gartenteich einmündete. Dort lag der graue, rissige Kahn, zwischen Binsen und jungen Erlen, die Jahr um Jahr, Zoll um Zoll weiter in den See hinauswuchsen, so daß das "Angelhäuschen", welches sich noch in Muckis Kinderzeit auf drei Seiten im Wasser gespiegelt hatte, jetzt ganz von Gebüsch umgeben war.

Britta ruderte quer über den See, bis zu der Stelle, wo das Fließ wieder aus demselben hervorkam, klarer und tiefer als bei seinem Eintritt. Nun konnte man sich treiben lassen, durch Schilf und Binsen erst, wo überraschte Frösche bei ihrem Nahen klatschend untertauchten, dann an Hopfengärten und Gurkenfeldern vorbei, wo große Dillstauden in der Sonne dufteten, später durch Wiesen bis zur Sägemühle. Ganze Strecken lang waren die Ufer mit Erlen und Haseln eingefafßt. Man machte den Kahn an einem Baumstamm fest und saß da in tiefster Einsamkeit. Die Sonne schlüpfte durch die Blätter hinunter auf den klaren, sandigen Grund; winzige braune Fischchen standen stromauf mit goldenen Augen und erwarteten die herabtreibende Nahrung, und die Wellchen machten ein kleines zopfartiges Muster, wo sie sich, leise glucksend, am Bootskiel teilten.

Britta war das alles so selbstverständlich lieb, wie eine Mutter ihrem Kinde lieb ist. Das Behagen daran durchdrang sie wie Erdgeruch, diese Erde war sie, und sie war ein Teil dieser Erde; in dem tiefen Grunde steckte sie mit tausend Fasern, in die linde Luft dehnte sie sich mit tausend Ästchen. Aber Mucki mit all seinen neuen Büchern hatte solche ihr fremde Art dem allen nachzuspüren: er konnte sie plötzlich auf das Beben der

Blätter aufmerksam machen, das sie bisher mehr gefühlt als gesehen, oder wie die Strömung an seichten Stellen die schmalen Wassergräser umbog und gleichsam kämmend über sie weglief, – oder er deutete ins Land, wo es sich in langatmigen Wellen streckte, goldgelbe Lupinenschläge und daneben braune, aufgepflügte Ackerstreifen, wo die Eggen hinter den geduldigen Pferden herglitten, von hageren, helläugigen Knechten, mit alten Dragonermützen auf dem Kopf, geleitet. Er sagte irgend etwas über Farbe, über Umriß, etwas, das dem Bild wie einen Rahmen gab und es heraushob und in Brittas Hirn abphotographierte; und war ihr doch, als sei dadurch etwas verloren gegangen, weil sie nun, wenn sie die alten Rotschimmel pflügen sah, nicht mehr an die Pferde selbst dachte, an ihre Heimkehr mit schweren Füßen in den warmen Stall, an das Klirren der Ketten und Schnobern der Nüstern im Dunkel – wenn die Mäuse im Mondlicht nach der Haferkiste huschen und die Katze, zu Stein erstarrt, hinter den Stalleimern kauert – sondern nur an Muckis Blitzaufnahme, die oft von einem treffenden Zitat begleitet wurde. Es war immer ein Lauschen und Schnuppern, wenn er die Dinge beschrieb, oder er zeichnete beim Sprechen mit dem Daumen in die Luft, als fühlte er weichen Ton seinem Druck entgeschwellen und nachgeben. –

70

Wenn er ihr von einem Buche sagte: "das ist etwas Feines", so wußte sie, daß es sich oft nur um ein paar Zeilen handeln würde, die er ihr zwei-, dreimal wiederholen konnte, langsam nippend, als koste er alten Wein. Er fing den schönen Schmetterling, dem sie träumend nachgeschaut, er wußte durch die leise Unterstreichung des beschreibenden Wortes verschwommene Stimmungen in klare Linien zu bannen, wo ihr Gefühl alles in einen Nebel von Zärtlichkeit gehüllt hatte.

Und sie war immer bereit mit ihrer Bewunderung, mit ihrem Nachempfinden; freilich liebte sie auch manches, das vom Bruder als etwas Fremdes, sogar Feindliches empfunden wurde. So fühlte sie ihr Herz sich in Wonne zusammenziehen, wenn große Eilzüge donnernd in eine Bahnhofshalle einfuhren; so liebte sie Marschmusik und Glockengeläut, geflaggte Straßen und lustige, erhitzte Menschengesichter; und wenn um Pfingsten Schulkinder mit Botanisiertrommeln und Blätterkränzen durch den Park zogen und "ich bin ein Preuße" sangen, so bekam sie deswegen noch keine Gänsehaut wie Mucki, der sich bei allen patriotischen Kundgebungen krümmte wie von geistiger Seekrankheit befallen.

"Wenn du nun Landrat bist und mußt im Kriegerverein das Hoch ausbringen?" sagte Britta . . .

Mucki lächelte; er bekam ein paar scharfe Fältchen an den Mundwinkeln, daß er aussah wie ein kranker Jockei mit seinem blassen, bartlosen Gesicht, das oft so namenlos jung und nichtssagend, oft aber alt und voller Doppelsinnigkeit erschien. "Ach, dazu kommt es doch nicht", sagte er und kratzte seinen hohen Spann, denn die Mücken stachen durch den seinen fliederfarbenen Strumpf; und dann lachte er, denn Brittas Augen waren angstvoll geworden. "Ich bleib ja sicher stecken, wenn so ein muffliger Bonze mich examiniert, und ich muß die ganze Zeit seine angelaufenen Brillengläser anstarren, und er hat einen Siegelring am Zeigefinger – oder Watte in den Ohren – du weißt ja, da wird mir sofort übel . . . Na und überhaupt hat das alles gute Weile."

Ja, gute Weile hatte es, denn nun sollten die Geschwister in die Schweiz und den ganzen Winter dort bleiben. Erst wollte Tante Gunda mit und Britta sollte bei Onkel Grahnstedt bleiben, aber Mucki hatte erklärt, dann brächten ihn keine zehn Pferde nach Arventhal, denn Liegehalle und Intensivfütterung sei schon an sich kein Vergnügen, aber Tante Gunda als tröstender Engel, die ihm vorlesen würde, "Quo vadis" und ähnlichen Quatsch, und bei Tisch die Freifrau herauskehren – wie damals in Montreux – wo sie ein Gesicht machte, als ritte sie auf die Reiherbeize mit dem Falken auf der Faust, daß all den Majorswitwen und Justizrätinnen schwindlig wurde – und von "Majestät" sprach, mit dem gewissen Augenaufschlag der Auserwählten aus Potsdam – nein, das konnte er kein zweites Mal überstehn!

Der Arzt hatte ein Einsehen gehabt, und Tante mußte sich mit allerhand pikierten Redensarten in die veränderten Pläne fügen. Am betrubtesten war Onkel Grahnstedt. Er ging so gern mit der Nichte durch die Ställe und Felder – sie fühlte eine Art Mutterstolz, wenn eine moorige Wiese drainiert worden war, anders als Mucki, der über die schönen Sümpfe jammerte, die mehr und mehr ausgerottet wurden. Abends, nach dem Nachtessen, kamen die Geschwister oft noch in Onkels Sanktum, das mit zahlreichen ausgestopften Raubvögeln geschmückt war, die mit gespreizten Flügeln von der Decke herabhingen wie Lampen in einer Moschee. Es waren da auch schwarzlackierte Korbstühle, welche fürchterlich knirschten wenn man sich anlehnte

und allgemein gemieden wurden, auch schon deshalb, weil Onkel Grahnstedt sie alljährlich mittels Stiefellack in Stand setzte.

Britta spielte ein paar Sätze von Beethoven und allerhand wehmütige Volkslieder aus der Silcherschen Sammlung auf dem alten Tafelklavier, oder Onkel klappte das Kommersbuch vor ihr auf und zog sich dann wieder zurück in eine Ecke des grünen Rippsofas beim Ofen; aber Mucki saß, schmal und reglos, beim Fenster unter der Schmetterlingssammlung, mit helleuchtender Stirn im sanften Widerschein der Laterne draußen.

Diese Abende in dem großen, niedrigen Zimmer, wo die verfloderten Bücher im Glasschrank, Shakespeare und Faust, David Copperfield, Onkel Toms Hütte und "Mine Stromtid", Atta Troll, Hans Huckebein und "les Misérables" nachbarlich beieinander standen, diese Abende waren für den alten Herrn der erfrischende Nachttau, die tiefe, heimliche Erdschicht, in die seine Seele mit ihren feinsten, durstigsten Wurzelspitzen hinunterlangte.

Und von dem fliehenden Aktäon, der tobenden Jagd im Frühlingwald auf dem verblichenen Wandteppich, der über dem Klaviere hing, tönte es wie Hornruf der Jugend durch sein altes, gütiges Herz.

Der gute Onkel Grahnstedt! Einsame Wintertage würden es für ihn werden, dieses Jahr! Und später, wenn man sich wiedersähe . . . ach Gott, auch im besten Fall, es ist ja doch nie wieder dasselbe.

Mucki zog ein Buch aus der Tasche. "In diesem heimatlichen Rinnsal verankert," begann er, "will ich dir etwas lesen, das von Flüssen und Gebirgen erzählt, die wir wohl nie mit leibhaftigen Augen sehen werden." Er grinste still vor sich hin, denn er hielt sich selbst immer zum besten, wenn ihn etwas begeisterte. Es war eine beinah qualvolle geistige Schamhaftigkeit, gleichsam eine Eifersucht auf seine eigenen Gefühle, an der er litt. Mit schüchterner, klangloser Stimme, die ab und zu ein wenig bebte, las er, die schmalen Schultern zusammengeschoben, den Kopf gebückt, Maurice de Guérins Zentauren.³³ Britta hörte zu, vorgebeugt, mit halboffenen Lippen. Wie groß waren die

³³ Nach dem frühen Tod des französischen Schriftstellers Maurice de Guérin (1810-1839) an Tuberkulose begann seine sehr christliche Schwester Eugénie de Guérin (1805-1848), seine Schriften herauszugeben, starb jedoch vor Abschluß der Arbeit. Auch von ihr gibt es veröffentlichte Tagebücher und Briefe. – Die Erzählung *Le Centaure* wurde 1911 von Rainer Maria Rilke übersetzt. Da

Bilder, die vor ihren Augen kamen und gingen. Die Sätze schritten wie mit hallenden Hufen oder glitten dahin wie volle Ströme, die das Ufergras überschwemmen, ragten wie Vorsprünge, wandten sich und traten zurück, den Hügelketten gleich, von denen sie zu sagen wußten.

"Höre Britta, ist das nicht herrlich? – *›Zuweilen kam meine Mutter heim, vom Wohlgeruch der Wiesen umströmt, oder triefend von den Gewässern, in denen sie geschwommen‹* – denke sie dir, die Zentaurin, wie sie heimtrabt, mit nasser Mähne, Schlamm und Schilfblüten an den Schenkeln – zu ihrem Jungen, das da in der Finsternis, im tiefsten Schweigen geboren, seine Zeit verschläft oder mit noch weichen Hufen in den Höhlen umherirrt. Höre: *›Manchesmal kehrte sie, wie von tiefster Seligkeit bewegt, manchesmal aber traurig und schleppend, als trüge sie Wunden, in unsere Höhle zurück. Von weitem schon verriet es mir eine Eigentümlichkeit ihres Hufschlages – ich fühlte ihre Not in meinem ganzen Sein‹* – Und hier, Britta, spricht er von den Flüssen; er ist erwachsen, hat seine Höhle verlassen: – *›Bei sinkendem Tag erfrischte ich mich in ihrem Bett. Meine eine Hälfte, im Wasser untergetaucht, bewegte sich in den Fluten, die es zu beherrschen galt, während die andere sich lässig erhob und ich meine müßigen Arme über dem Wasserlauf reckte. So, der Stunden vergessend, von den Wellen umspült, gab ich dem Zug ihrer Strömung nach, die mich, den scheuen Gast, in die Ferne trug und zu allen verborgenen Reizen ihrer Ufer führte. Wie oft überraschte mich die Nacht, wenn ich so die Ströme hinabtrieb, die unter immer breiter lagernden Schatten die Gewalt der Götter dahintragen, bis in die fernsten Täler. Dann beruhigte sich mein Ungestüm, bis nur noch ein leises, gleichmäßiges Lebensgefühl, mein ganzes Wesen durchrieselnd, übrigblieb – wie im Spiegel der Gewässer, die ich hinabtrieb, der Widerschein der Göttin, welche die Nacht durchheilt. Melampus! ich bin alt, und ich traure um die Flüsse! Wenn ich ihren Schoß verließ, begleitete mich ihre Kraft, und nur zögernd, Wohlgerüchen gleich, wick sie von mir. –‹*

"Das Buch wollen wir mitnehmen, Brittchen, daraus sollst du mir vorlesen, wenn ich daliege mit dem Plaid über den Beinen und das ewige Blau und Weiß anstarren muß. Und dann im Sommer grüne Matten und rote Kühe und schwarze Tannenwälder, wie abgezirkelt! Es kratzt einem im Hals, gerade wie die Sprache dieser hartkantigen Nation. Ja, ich weiß, du bist anderer Ansicht. Du schwärmst für Jeremias Gotthelf und

Forbes-Mosses Buch *Berberitzchen und Andere* bereits 1910 erschien (übrigens ist es Vernon Lee gewidmet), stellt sich die Frage ob sie selbst die Zitate übersetzt hat. (Deutsche Erstausgabe: DER CENTAUER, Xenien-Verlag Leipzig 1912)

gescheuerte Milcheimer und grüne Wiesen mit gelben Ranunkeln. Und mich stören all die Grand-Hôtels avec lift et éclairage – ich werde das nun wohl für den Rest meines Lebens genießen – winters gibt's dann noch chauffage central, wo ich immer Stockschnupfen von kriege."

Britta hatte den Arm um ihn gelegt. Sie lachte ihn an mit zärtlichen graublauen Augen. Nun lachte auch er: "Nur ein Glück, daß Tante Gunda hier bleibt... Dieser Kelch. – Wird man immer so intolerant, wenn man nachts viel hustet? Wenn's ganz schlimm um einen stünde – da würde es einem wohl wieder egal sein... Aber ich kann's nun einmal nicht ertragen, wenn sie das gewisse Gesicht aufsetzt, du weißt schon... Edelfrau und Christin, besonders wenn sie mit der Pastorin spricht. Die Pastorin ist ihr ja in dem Fach noch über, aber Tante denkt, *das gehört sich auch so für Sie, meine Beste, aber ich könnte von Rechts wegen auch anders* –."

"Mucki, du bist greulich. Du weißt gar nicht, wie Tante an dir hängt..."

"Doch, das ist eben das Gräßliche, und ich weiß auch, daß sie *viel Schweres* durchgemacht hat, und alles das vom seligen Mandelsloh. Ach, wenn die Menschen doch nicht immer *Schweres* durchmachen wollten. Sie gehn dann den Rest ihres Lebens wie beschädigte Pakete von Hand zu Hand und kommen sich dabei heroisch vor..."

"Mucki, aus dir sprechen deine herzlosen Philosophen. Sind die nicht endlich unmodern geworden? Dein Buchhändler könnte dir wirklich bald eine andere Sorte schicken, ich meine beinah, Knigges Umgang mit Menschen wäre nicht übel, zur Abwechslung."

"Gott, Brittchen, du kannst ja ordentlich kratzen. – Aber du hast recht, ich sollte den Schnabel halten, bin ja selbst ein beschädigtes Paket." Er sah seine Hände an: "Komisch, und mit den Händen les ich dir den Zentaur vor und denke mich da hinein, als ob ich selbst so ein alter Gewaltskerl wäre. Was würden die zu mir gesagt haben! Wie ist die Stelle doch, wo er dem ersten Menschen begegnet?" Er blätterte ein paar Seiten zurück: "*»Einst beim Vordringen in ein Tal, das nur selten von Zentauren besucht wird, erblickte ich einen Menschen, der auf dem anderen Ufer dem Lauf des Flusses folgte. Er war der erste, den ich sah, und ich schätzte ihn gering. Dieser – so sagte ich mir – gilt kaum eine Hälfte deiner selbst. Wie kurz sind seine*

Schritte, wie unbeholfen sein Gang! Seine Augen scheinen mit Unlust den Raum zu messen. Das muß ein Zentaur sein, der, von den Göttern zu Fall gebracht, verdammt ist, sich in dieser Gestalt weiter zu schleppen!« – Aber siehst du, den Hohn der Zentauren läßt man sich gefallen; mit denen kann man ja doch nicht konkurrieren, aber . . ."

Britta rieb ihre warme, braune Wange an seiner Schulter; sie wußte ja, es würde bitter sein, wenn all die jungen Engländer und Norweger kämen, mit Ski und Rodelschlitten, in ihren weißen Sweaters, hochgebaut, schmalhüftig, stählern.

"Was haben wir schon für Reisen zusammen gemacht, Mucki," fing sie an, "schon als kleine Kinder. Ich habe noch ein paar Bilder davon, aber nur so verschwommen: Das große Schiff und der Nachthimmel darüber, und chinesische Lampions hingen in der Luft. Mammina ging auf und ab mit den Marineoffizieren, sie hatte einen blauen Mantel an und etwas Glitzerndes über dem Haar. Wir sollten schon längst zu Bette sein, aber wir hatten uns versteckt, wo die aufgerollten Taue lagen. Ein Matrose wickelte uns in seine dicke Friesjacke, wir schlüpfen zusammen, ich hielt den einen Ärmel fest und du den andern. Wie so zwei kleine Eulen saßen wir . . ."

"Ja," sagte Mucki, "und die Schiffskapelle spielte aus dem Mikado und so süßes, italienisches Zeug, wie Fondants und süßer Champagner, aber es paßte alles zusammen, es gehörte dazu, zu Mamminas Parfum, ihrem Lachen, ihren kleinen, zerstreuten Gutenachtküssen . . ."

"Ach, sie muß bezaubernd gewesen sein" – Britta sah vor sich hin, als suche sie in dem verschwimmenden Erinnerungsgewölk. – "Wie wir die strenge Gouvernante bekamen, kniff sie immer ein Auge zu, wenn sie uns irgendwo begegnete, so verständnisvoll – weißt du, ich habe von damals einen Eindruck behalten: Mama als Chef einer Schmugglerbande." Mucki lachte leise. "Ja, ich glaube, das Gesetzwidrige reizte sie als solches. Im Garten des Paradieses würde sie den verbotenen Baum gleich ordentlich geschüttelt haben, aber die Äpfel hätte sie an die Affen verteilt und keinen einzigen für sich behalten. Ich glaube, sie wollte nichts vom Leben, und darum – wer weiß – gab es ihr viel. Sie hatte *Löcher in den Händen*, wie man in Italien sagt."

Sie bleiben ein Weilchen stumm. Ihre Gedanken sind weit weg auf dem alten Kirchhof im Süden, wo Vasen und gebrochene Säulen zwischen Zypressen schimmern,

an denen im Frühling Rosen und Glyzinen hinaufklettern, und lange Inschriften von kurzem Leben berichten.

"Weißt du noch," sagt Britta, "wie froh wir waren, als wir aus dem großen Hotel wegzogen. Der Garten hatte so was krinolinmäßiges – und die langweiligen Palmengruppen – ach und was saß man so furchtbar lang bei Tisch! Es war so nett, als es dann zu teuer wurde und wir in die billige Pension übersiedelten, wo der englische Pastor war mit den vielen Kindern. Wir spielten Krocket und gingen in den Evening Service und du trugst Maud Tomlinson das Gesangbuch nach Haus . . ."

"Ich war ein greulicher Bengel," sagte Mucki, "man sollte nicht glauben, wie sich ein so charmanter junger Mann daraus entwickeln konnte. Aber . . ." er fährt mit dem Finger leise über ihre schlanke, gebräunte Hand –, "es wäre doch besser, wenn du Stammhalter und heir presumptive auf Schloß Hypothekenlust geworden wärst . . . Du wärst da besser für geeignet, Jungfer Brittchen! . . ."

"Ach, so ein Unsinn, Mucki, dafür paß ich ganz und gar nicht, ich kann ja absolut nicht kommandieren; wenn Fenster geputzt werden, muß ich immer an mich halten, ums nicht selber zu tun; – nein, paß auf, du wirst noch ein rechter Landwirt von Gottes Gnaden und räsonierst über die Kornpreise und sagst *aber der alte Gott lebt noch*, wenn dir was nicht in den Kram paßt."

"Na – hoffentlich donnert Onkel Grahnstedt noch recht lange über dem Ganzen. Kurios – es ist mir geradezu ein ästhetischer Genuß, ihn fluchen zu hören – seine Flüche haben Stil – ich hänge an ihnen, wie an dem Rokocoschnörkel über der Haustür, oder dem Moos zwischen den Steinfließen . . ."

Britta plätschert ein wenig mit dem Ruder, dann sagt sie: "Als wir zuerst hierher kamen und uns alles fremd war, was haben wir uns damals unglücklich gefühlt, Mucki! Wie so zwei junge verkaufte Hunde. Und jetzt? *Als wärs ein Stück von mir.*³⁴ – Wer weiß, dort in den Bergen wird's uns auch so gehn. Ich glaube, du wirst da Stellen finden, wo dir ganz wohl wird. So ganz einsame, auf der Höhe, wo keine Bäume mehr sind, nur das kurze dichte Gras – wie ein Fell; und so schmale, schmale Rinnsälchen im Gras; Mucki, da reiten wir hinauf, und dann nehmen wir den Pferden die Sättel ab und legen uns an

³⁴ Aus dem Gedicht *Der gute Kamerad* von Ludwig Uhland.

den Erdboden, in die Sonne, wo der Wind ganz einsam streicht, daß die kleinen, kurzgestielten Glockenblumen rascheln."

Und dann macht Britta das Boot los und rudert nach Haus.

Zweites Kapitel

Britta hatte einige Tage in der kleinen Stadt verbracht, welche die Station für Arventhal bildete. Ostern war nicht mehr fern, und es sollte ein kindliches Eiersuchen im Sanatorium stattfinden, mit allerhand Geschenken und Späßchen. Sie war in den ziemlich primitiven Läden herumgerannt, todmüde zu Bett gegangen, und als sie in tiefster Finsternis geweckt wurde, dehnte sie sich erst ein paarmal verzweiflungsvoll, bei dem Gedanken heraus zu müssen.

Im Posthof, wo ihr Schlitten stand, huschten Laternen über den Schnee; die sie trugen, waren schwarz ver mummt. Die Pferde kamen mit schauernder Haut und bleiernen Füßen und stellten sich ergebungsvoll an die Deichsel. Der Kutscher trat, sich den Bart wischend, aus der Gaststube; ein Mädchen hinter ihm leuchtete hinaus mit erhobenem Arm. Er nahm dem Knecht die Peitsche aus der Hand, stopfte die Pelzdecke unter Brittas Füßen fest, und fort ging es, holpernd erst und schurrend, dann immer rascher mit knirschendem Laut über den harten, gefrorenen Schnee.

Am Marktplatz vorbei ging der Weg. Der Ritter auf dem Brunnen, weißbepelzt, mit Lanze und Fähnlein, warf seinen Schatten auf die Wand der Apotheke zur Linken. Der Brunnen selbst glänzte in der Pracht glitzernder Zapfen und Zacken, welche mit ihrer phantastischen Gotik die Kunst der Menschenhand übertrumpften. Hier und dort öffnete sich eine Haustür, ein rotes, verdrossenes Gesicht in gestrickter Mütze, oder in dicke Tücher ver mummt, blickte dem Gefährt nach, und dann machte sich die Gestalt daran, die Schwelle und den Bürgersteig, so weit die Hausfront reichte, mit Asche und Sand zu bestreuen.

Langsam stieg der Schlitten bergan, Fluß und Brücke hinter sich lassend, wo sich die Eisschollen grünschwarz und bedrohlich türmten und am Ufer, über den verschneiten

Treppchen, die Bäume standen mit starren blauschwarzen Ästen, in denen verklammte Vögelchen saßen, braun und rund und reglos, wie Samenkapseln.

Schnee überall: an den Wirtshausschildern, die an verschnörkeltem Eisenarm über die Straße ragten, der Schwan und der Stern und der goldne Baum – an dem Zierat der Tore und Fenstergitter alter Familienhäuser, auf ihren schön geschweiften Dächern, die so viel Achtung und Sicherheit zu versprechen schienen all denen, die sich ihrem Hausrecht fügten. Und auch ein winziges Häuschen derselben zierlich-behåbigen Bauart stand auf halber Höhe, einem demütigen holzgedeckten Kirchlein gegenüber; Britta hatte es zum erstenmal im Spåtsommer gesehen, als Rosengerank die Haustür unwirrte und im offenen Giebel ein Mädchen saß und Weißzeug nähte: nun lag es so geheimnisvoll wohlwollend unter dem blåulich schwellenden Schneedach, und das feine schmiedeeiserne Gelånder, das die Stufen zur Haustür einfaßte, wiederholte wie ein zartes Echo die prächtige Phrase der großen Patrizierhäuser.

Am Kloster fuhren sie vorbei, wo fråher der Bischof regierte; es war Licht in den lanzenförmigen Fenstern der Kellerei. Die war nun längst zu einer ganz prosaischen Wirtschaft geworden, aber so, im Halbdunkel, über der Terrasse, die sich mit breiten Mauerpfeilern wie mit tappigen Füßen an die Landstraße stemmte, schien es Britta, als müsse dort ein Spuk vor sich gehn, als brummt die Stimmen gespenstischer Mönche, wohlbeleibt wie die breitgegürteten Fåsser.

Nun lag die Stadt ganz unter ihnen: ein Gewirr von Dächern und Dachluken, Giebeln und Schornsteinen, vom Schnee verbunden und ausgeglichen, in dem sich wohl nur die Katzen zurechtfinden, die mit behutsamen Pfötchen und weichen, genauen Sätzen aus dem siebzehnten Jahrhundert ins Neunzehnte und wieder zurück ins Achtzehnte sprangen. Der Schlitten glitt rasch und lautlos an einzelnen Bauerhöfen vorbei. Am Weg standen kahle Bäume voller Krähen – Nußbäume wohl –, aber bald hörten sie auf. Rechts senkte sich der Abhang ins Tal und wurde mit jeder Minute tiefer und steiler. Britta träumte vor sich hin, mit halbgeschlossenen Lidern: Alles umher war noch blaß und flimmernd; noch hielt der neue Tag seine Hand vor das zitternde Licht.

Nun waren sie schon seit Ende August dort oben, und die drei Stübchen, die sie vor einem halben Jahre noch nicht gekannt, waren ein Stück ihres eignen Wesens

geworden; etwas, dem auch sie gehörte, von dem sie in vielen Jahren träumen würde, ob sie wollte oder nicht. Fast ebenso ein Stück von ihr wie die Räume in Dörnberg mit ihren spärlichen Möbeln, fadenscheinigen Teppichen und verblichnen Tapeten es geworden.

Da war vor allen Dingen Muckis kleines Wohnzimmer, mit den Büchern und Bildern, die hin und wieder, eigentlich zu ihrem Leidwesen – denn sie vermied gern alle Veränderungen – gewechselt und umgestellt wurden. Da lächelte Lionardos Hl. Anna wie eine gütige Brunnenfrau auf sie herab – oder eine Bellinische Madonna sah mit dem dunkelumschatteten Blick einer sanften Hirschkuh vor sich hin; und auf einer Staffelei waren Photographien aufgestapelt, die der junge Herr Brinkmann zu kunsthistorischen Studien brauchte und mit Mucki besprach und durchstudierte: Fragmente von Mosaikböden aus kühlen italienischen Kirchen, schwarzweiße Sterne und Räder und Blumenbänder: wieviel schmerzende Knie hatten auf ihnen gekniet, wieviel staubige Füße waren mutlos oder freudig über sie hinweggegangen, wie viel Augen über sie hingeglitten, achtlos oder leidgetrübt... Und andre Abbildungen noch, aus Orten, deren Namen Britta nicht kannte: Säulenschäfte und Kapitale und verstümmelte Götterhäupter, deren weite feierliche Brauen sie an die offenen Schwingen großer, einsamer Seevögel gemahnten.

79

So viel fremde Schönheit herrschte in dem kleinen Krankenzimmer: lautlos und doch überzeugend in ihrem machtvollen Auf und Ab von Leidenschaft und Beruhigung.

Manchmal quoll es angstvoll in dem Mädchen auf, wenn es den Bruder, still und durchsichtig, die Bilder zurücklegen sah in ihre Mappen: o, sein junges Leben – und die Welt so weit und so reich... versäumt – ja, war das nicht das rechte Wort? Denn sie sah es wohl: aus diesen reinen, vollendeten Formen wehte ihn jene geheimnisvolle Kühle an, der höchsten Schönheit Atemzug, die mehr Heilkraft für ihn hatte als die warmen, klopfenden Pulse menschlichen Mitgefühls.

Vor Muckis Zimmer war ein bedeckter Balkon, auf dem er viele Stunden des Tages zubrachte. Die allgemeine Liegehalle hatte er verabscheut. Diese Kamelhaardecken und Fieberthermometer, diese ewigen Witze und überhaupt das tägliche Zusammensein mit denselben Menschen, ohne daß irgend ein gemeinsames, unpersönliches Interesse

die geistige Luft ventiliert hätte . . . er war dabei zusammengeschrumpft, wie Gras auf einer glühenden Schaufel; und da hatte ihm Britta die Wohnung im Giebel erobert, wo der Föhn nachts in den Dachsparren sauste und es mit der Bedienung haperte, wo man aber frei war, wie die Turmschwalben. Und sie lief ja so gern für ihn treppauf, treppab. Ihr eigenes Zimmer lag daneben; mit seinem aufgestapelten Gepäck, dem Photographierapparat und der Teemaschine hatte es etwas Feldlagermäßiges, ohne unordentlich zu sein. Ich bin die Sakristei und du die Kirche, sagte sie; aber wenn sie nur einen großen Tisch hatte und helle Wände, so war sie zufrieden – im übrigen dem Glauben lebend: "Wo man glücklich ist, ist's schön, und wo man unglücklich ist – ist ja doch auch alles drum und dran entsetzlich."

Und hier hatte sie sich glücklich gefühlt, die ersten zwei, drei Monate: Mucki schien sich so wunderbar zu erholen, und es war, als ob neues Leben auch sie durchströmte. Ein Anspannen aller Muskeln in ihren jungen hilfsbereiten Armen, ihren raschen dienstfertigen Füßen, und zugleich in ihrem Innern wie ein Anpassen an die großen, klaren Linien dieser feierlichen und doch menschenfreundlichen Natur. Die alltäglichsten Dinge hatten etwas Festliches gehabt in dieser neuerwachten Zuversicht "daß nun alles wieder gut würde", ob sie nun Mucki half Bilder ordnen und umstellen, ob sie ihm vorlas, die Teetassen wusch oder Enzian und Moos in flache irdne Schalen pflanzte, da war immer der Blick ins Weite, der Geruch der reinen winterlichen Erde, das Wehen der reinen kameradschaftlichen Luft. Sie magerte ab in den Bergen, sie fühlte, wie sie leicht und stählern wurde, und Mucki lachte und sagte: "Wie lieblich ist der Botin Schritt", wenn sie ihm die Briefe brachte, oder er meinte, es wüchsen ihr kleine Flügel an den Füßen, wie dem schlanken Gott Merkur!

Ja und dann – dann war Lassen gekommen. Und nun – was war's, daß sie sich so unaussprechlich bangte, bei dem Gedanken, ihn heut wiederzufinden? Daß sie bisweilen wünschte, der Schlitten möchte rascher gehn, und dann wieder um sich blickte, beinah angstvoll, weil dies Glück des Entgegenfahrens bald vorüber sein würde. Als sie wegfuhr – vor drei Tagen – hatte nicht die Freude der Rückkehr schon damals den Abschied durchzittert?

Vor ein paar Monaten noch kannte sie ihn kaum, nur daß er liebe Augen hatte, das hatte sie gleich gesehen, und seine Stimme tat ihr wohl und die ruhige Art, wie er einen

Stuhl hinstellte oder ein Fenster öffnete. Sie hatte, ganz instinktiv, gleich von Anfang an die Empfindung von Festigkeit und Zartgefühl gehabt, von einer verfeinerten, ob auch ganz unausgeklügelten Lebensfreude, einer Art Lebensfreude, in der sich Epikuräer und Heilige, Kinder und Philosophen zusammenfinden könnten. Und wie sie dann bei den verschiedensten Gelegenheiten entdeckt hatte, daß er diese Eigenschaften wirklich besaß, hatte sich ihr Herz jedesmal ein wenig weiter aufgetan, mit jener tiefen, zuckenden Seligkeit, die wir empfinden, wenn ein Mensch, den wir zu lieben beginnen, etwas noch Schöneres offenbart, mit noch reicherm Maße mißt, als wir erwartet hatten. Ja, und nun füllte er ihr Herz – füllte es ganz, er und Mucki; doch für Mucki war's ein schmerzhaft leidenschaftliches Klopfen, viel ruheloser, als was sie für Lassen empfand, denn neuerdings war wieder die Angst um den Bruder erwacht, und wenn er nur von einem Zimmer ins andre ging, lag in dem Ton der zufallenden Tür etwas Doppelsinniges für sie.

Allmählich war Muckis Balkon der Sammelplatz geworden, wo sich ihre Bekannten, einzeln oder gruppenweis, zusammenfanden. Lauter junge Menschen. Man tauschte Bücher und Zeitungen, man musizierte und photographierte, verabredete Schlittenpartien, wenn der Sanitätliche es zuließ. Zeitweise konnte man ganz vergessen, daß man unter Kranken war, wenn man die fröhlichen Gesichter sah, denn wieviel Fieber und wieviel Jugendlust es war, das aus ihren Augen glänzte – wer konnte das bemessen!

Schwerkranke bekam man nicht zu sehen. Sie lagen in einem Seitenflügel. Nur die Pflegerinnen schlüpfen mit Servierbrettern durch die Korridore und gaben auf teilnehmende Fragen immer dieselbe gleichmütige Antwort. In dem kleinen Freundeskreis war bisher alles gut gegangen. Mucki und eine junge Spanierin waren wohl die Kränksten unter ihnen. Aber die Luft war so sein und prickelnd, es atmete sich hier so leicht, die schweren Gedanken mußten unten bleiben, sie konnten nicht herumwirbeln in dieser Höhe.

Es waren Menschen in Arventhal, die sich schon viele Jahre so hinhielten, gute und schlechte Zeiten durchmachten; aber sehr schwer nahm man auch die schlechten nicht. Freilich, die es leicht nahmen, waren jung, niemand zählte auf sie. Sie verloren die Zeitberechnung, sie waren freilich schon lange hier, aber es ging ihnen doch viel besser:

da durfte man um ein paar Monate mehr oder weniger nicht handeln. Die Verheirateten waren schon schlimmer dran – und gar erst die Väter und Mütter; ja, die wollten sich durchaus nicht in Schlaf singen lassen. Wenn das Fräulein beim Essen die Post verteilte, wechselten sie die Farbe und blickten hastig in den Brief, dem sie die eingelegte Photographie schon angefühlt hatten: eine junge Frau, nicht schön, nicht häßlich, niemand würde einen zweiten Blick auf das Bild geworfen haben, wenn er es zufällig in einem Album gefunden hätte; oder zwei kleine Mädchen, steif und fremd mit ihren neuen Kleidern und feierlichen Photographiergesichtern. – Ach, aber was suchten, was fanden die Augen der Empfänger nicht alles, Wohlbekanntes und Überraschendes, in diesen Gesichtern; eine Entdeckungsreise, die immer wieder von vorn anfang. Für diese hatte das Leben einen scharfen Umriss: sie wußten, es hatte irgendwo angefangen und mußte – in nicht allzulanger Zeit – wieder aufhören; sie wußten, daß Glück und Hoffnung auf Glück nicht dasselbe sind, und sie klammerten sich ans Nächste, an das Heimatliche und Altgewohnte, das mit jedem Tage kostbarer wurde, kostbarer als alle flimmernden Fernen. Denn um die zu erreichen, braucht man Zeit, und Zeit haben nur die, die sie noch verschwenden. Sie aber waren sparsam geworden.

82

Seit Karen Sibelius, die junge finnische Künstlerin, gekommen war, ging's an dem Tisch beim Fenster munter her. Wie ein krankes Rennpferd, bei dem sich immer noch eine dreifache Lebenslust in Sprüngen und plötzlichen Läufen äußert, ließ ihr bewegliches Künstlerblut sie unter all diesen jungen Menschen als die Lebendigste erscheinen. Britta war ihr unendlich gut, wie einem wilden, fremdartigen, zeitweise rührend zutraulichen Tierchen. Bisweilen konnte sie – abrupt und graziös in ihren Bewegungen – sich in der Sofaecke zu einem kleinen jammervollen Knäuel zusammenwickeln und bittre Tränen vergießen, weil der Gestrenge ihr die Zigaretten weggenommen oder gescholten hatte, wenn sie den ganzen Vormittag zu Bett lag. Dann war sie auch fortwährend in Geldnöten; ein mysteriöser Onkel in Lappland, den sich Britta nicht anders als im Renntierschlitten und mit einem Eiszapfen an der Nase vorstellen konnte, schickte zwar ziemlich ansehnliche Summen, aber Karen hatte, was sie "Anfechtungen" nannte, in Gestalt von "Schildpattmännern" und "Spitzenmadams", und wenn sie denselben erlegen war, mußte sie sofort Geschenke für alle Bekannten

erstehn – das nannte sie, sich den Abfaß erkaufen. Daher war die Ebbe chronisch, wie sehr auch Britta rechnete und wie oft sie auch "Tilgungsfonds" in irdnen Schweinchen für Karen anlegte . . . Es dauerte aber nie lange, so erklärte Karen, der heilige Eber müßte dem Odin geschlachtet werden, und sie hätte Thor's Hammer gleich mitgebracht – das war dann meistens ein alter Schuh, konnte aber auch ihre beste Haarbürste sein, darauf kam's ihr nicht an.

"Ah – Sie werden sehn, Britta – wenn ich mein erstes großes Konzert gegeben habe . . . dann hört das ekelhafte Sparen auf . . . Ihr sollt alle paff sein über meine Herrlichkeit. Ich denke mir jetzt schon immer die entzückendsten teagowns aus – wenn ich in der widerlichen Liegehalle röste und mir den Teint verderbe."

Dabei zog sie sich sehr nachlässig an, ihre Kleider waren zerknittert, die glanzlosen Haare wie verweht, und wenn sie sich langweilte, was oft der Fall war, schien alles an ihr welk und tot herumzuhängen. Und doch, wenn sie in ihrer planlos zusammengestoppelten Kleidung ins Zimmer trat und plötzlich mit leuchtenden Augen aufblickte, schienen alle andern Frauen nichtssagend zu werden, als sei ein eigener, kapriziöser Stil in ihrer Stillosigkeit verborgen, dem man nachspüren mußte, ob man wollte oder nicht.

Mucki kam nun öfters herunter in die große Wandelhalle oder schlenderte mit Karen im Garten herum, zwischen den künstlichen Felsgruppen, auf denen der Höchstkommmandierende grünliches Edelweiß züchtete. Sie schmuggelte ihm Zigaretten zu, die verboten waren, was den Reiz, ihn rauchen zu sehen, nur erhöhte. Zuweilen zankten sie sich; über Bücher meist; denn sie verschlang alle modernen Philosophen und modernsten realistischen Romane mit der harmlosen Zuversicht eines jungen Straußen, der sich auf seinen Magen verlassen kann. Es war etwas Unausgeglichnes, Rücksichtsloses in ihr, das er durch Spott zurückwies und das wohl zum Teil mit ihrem planlosen Lesen, zum Teil aber mit ihrem nordischen Volkstum zusammenhängen mochte, das mit beiden Füßen schon im Zukunftsstaat steht, den Kopf aber noch zurückwendet nach Islands Märchenklippen . . .

Plötzlich ließ er dann alle Streitlust fahren, sah sie ein bißchen traurig, ein bißchen belustigt an und bat sie, ihm vorzuspielen. Das tat sie denn auch, wenn sie in der

Stimmung war, ohne sich lange zu besinnen; mit Vorliebe Mozart und Bach und altitalienische Violinkonzerte, zu denen sie mit klangloser, aber urmusikalischer Stimme die Oberstimme summt.

Bisweilen wiederholte sie eine Stelle, und das konnte sich Mucki zur Ehre rechnen. Denn nur, weil sie durchfühlte, daß sein Geschmack, wenn auch nicht immer übereinstimmend, dem ihren ebenbürtig war, kam ihr der Gedanke, ihm das verborgene Gewebe zu erklären; zu zeigen, wie der Komponist, hier durch ein leises Ausweichen, dort durch ein zartes Mehr oder Minder im Ausdruck, die Zeichnung leben ließ, ohne doch die Ruhe der Form zu zerstören. Ganz aus eigener Hingebung spielte sie einen Abschnitt, oder auch nur ein paar Takte, zwei-, dreimal, und nickte ihm mit klaren, verstehenden Augen zu. Mucki verschwand ganz in dem tiefen Ledersessel. Die Töne kamen und gingen, schlangen sich zu Gewinden, breiteten sich aus mit schöner freigebiger Gebärde und sanken in sich zusammen wie Blumenkelche, ehe es Nacht wird. Er saß und blickte vor sich hin und wußte nichts mehr von dem langweiligen Saal mit seinem Fries optimistischer Weisheitssprüche, die den Widerspruchsgeist eines Lamms erwecken mußten. Die häßliche, chocoladenfarbige Tapete, die gipserne Klythia und goldgerahmten Aquarelle dankbarer Patienten – er sah nichts mehr, was ihn sonst doch so leicht quälte und abzog: die Töne waren stärker; ihr Herzschlag, ihre Lust und Schmerz wurden von neuem in ihm geboren, bis sie sich endlich in einem letzten Akkorde lagerten und die Harmonie in lichten Strahlenbündeln nach allen Seiten hinausklang. Britta hatte anfangs auch zugehört, aber es überwältigte sie, sie mußte so bitterlich weinen; da fühlte sie sich nicht sicher vor dieser Gewalt in Karens Händen und war nicht wiedergekommen. Die beiden weinten nicht. Ein Ausdruck erschien auf ihren Gesichtern, als stünden sie auf rosigen Gipfeln, und, tief unter ihnen, der Rauch der Dächer und alles Leid der Welt . . .

Der Schlitten fuhr lautlos über den glatten Schnee. Zur Rechten, jenseits des tiefen schneegefüllten Tals, ragten die blendenden Höhen. Tannenwälder leckten mit schwarzen Zungen an ihnen herab, und hier und dort klebte ein Dorf, halb verschüttet, unter der glitzernden Last. Links waren sanftere Anhöhen, verschneite Böschungen, dann und wann ein altes hölzernes Haus, das warm und braun unter dem Schneedach

dastand: Sprüche liefen in krausen Buchstaben um seinen Mittelbalken, gleich Runen in einen Zaubergürtel geritzt, der vor Unheil bewahrt. Krähen saßen schwarz und stumm auf dem Zaun über dem Abgrund, überall lastete der Schnee, schweigsam und schwer, aber belebt durch sein eignes Glitzern und Funkeln. Es war das echte Winterwetter, zu dem sowohl ruhige Arbeit wie tolle Lustigkeit paßt, aber nichts Wehmütiges, nichts das hilflos ist und ergeben.

Ein bißchen weiter noch, und der Schlitten hielt. Hier wurden die Pferde gewechselt. Es war eine winzige Ortschaft, Kirche und Posthaus, das zugleich als Wirtschaft diente, und ein paar braune Bauernhäuser, die im Sommer lange blühende Nelkenzweige aus den Fenstern niederhängen ließen und die Namen ihrer Erbauer über der Haustür trugen.

Britta wurde ins obere Gastzimmer geführt. Der Kachelofen brummte, es roch nach Holz und frischem Kaffee. Bald stand alles vor ihr auf sauber gedecktem Tisch. Hier war sie schon einmal gewesen; damals, als sie ankamen. So voller Hoffnung: das kleine Gasthaus schien die erste Etappe zu sein zur Erfüllung ihres einen Wunsches. Heut blickten sie die ausgestopften Murmeltiere über dem Sofa und die Eichkätzchen über dem Klavier weniger zuversichtlich an. Damals hatte sie in den vergilbten, verfloderten Noten gestöbert, allerhand "Edelweißwalzer" und Tyroliennen und die "Schule der Geläufigkeit". Und mitten drin hatte sich eine kleine Melodie von Gluck verirrt, von der sie bisher angenommen, niemand kenne sie. Aber wie sie sie spielte, die wehmütige Oberstimme mit der gleichmütig rieselnden Begleitung, war ihr auf einmal, als lächle sie jemand mitleidig an, als führe ihr etwas traurig Liebkosendes übers Herz, sie wagte nicht aufzuhören, weil sie fühlte, wie ihr die Augen voll Wasser standen. Mucki hatte hinter ihr auf dem glatten Roßhaarssofa gesessen und gesagt: "Komm Britta, probier mal, es ist genau wie Pastors Kanapee, man kommt sich vor, wie eine Lawine."

Heut aß und trank sie rasch, ohne sich umzublicken. Die Murmeltiere und Eichkätzchen sahen mottenfräßig aus in der klaren Wintersonne, sie hatte Eile, aus dem Bannkreise ihrer starren Äuglein zu kommen.

Als Britta in der Dämmerung im Sanatorium eintraf, fand sie Mucki und einige andre ihres kleinen Kreises in Karens Zimmer. Sie hatten sie erst später erwartet, und es war große Überraschung und Geschrei, als sie eintrat. Karen machte gerade Kaffee auf ihrer Höllenmaschine, die sich diesen Namen durch häufige Explosionen verdient hatte, und irgend jemand mußte wohl Geburtstag haben; denn eine bekränzte Torte, mit Wachskerzchen geschmückt, spendete ein geheimnisvolles Rembrandtlicht. Wenn man von einem Ort, an dem man lange ununterbrochen gewohnt hat, sei's auch nur kurze Zeit, fortgewesen ist, so sieht man ihn bei der Rückkehr wie etwas Altbekanntes und doch unbegreiflich Fremdgewordenes wieder. Die Augen haben sich an andern Dingen zerstreut und erfrischt, und es ist, als ob ein Maler ein Bild betrachtet, an dem er lange gepinselt und das er dann einige Tage gegen die Wand gelehnt, abseits gestellt hatte. Diese jungen, teilweise kindlichen Gesichter, mit glänzenden Augen und geröteten Backen, diese armen leichtblütigen Wesen, die sich an einem winzigen Täßchen schwarzen Kaffee und einer verbotenen Zigarette einen kleinen Freudenschwips holten – standen sie ihr nach so viel Monaten des Zusammenseins eigentlich nahe? Oder waren es Schatten, wie man sie von der Straße aus an erleuchteten Fenstern vorübergleiten sieht, die hinaus lächeln ins Dunkle und nichts wissen von den andern Schatten da draußen. Lassen war nicht im Zimmer, das sah sie gleich, und es war ihr unheimlich, daß er nicht gleich da sei sie zu begrüßen. Es fuhr ihr kalt übers Herz. War irgend etwas vor sich gegangen, während sie fort war, hatte sich etwas verändert? Und waren sie denn wirklich alle so lustig? Unwillkürlich streckte sie ihre Hand aus; sie hätte gern einen Augenblick die Augen geschlossen und sich an jemanden angelehnt. Ach, wie dumm! Es war gewiß das warme Zimmer und die Blumen, nach der kalten Fahrt. Sie strich sich über die Stirn und beugte sich über den Bruder, der sich aufgerichtet hatte. Aus ihrer Pelzjacke hauchte ihn noch die frische Schneeluft an, in ihrem Haar hingen ein paar glitzernde Tröpfchen.

"So, da kommst du ja gerade noch recht" – sagte er grämlich, aber mit einem lieben Aufleuchten. "Noch ein bißchen Explosivstoff, Fräulein Karen, das Ding ist ja schon wieder in den letzten Zügen."

Herr Brinkmann aus Livland, der das R rollte, als ob er sechs Tigerkatzen verschluckt hätte, kam mit der Spiritusflasche gelaufen. "Um Gotteswillen, erst auspusten!" rief Britta eben noch zur rechten Zeit.

"Na ja, man denke sich," sagte der Assistenzarzt, "wenn der ganze Kasten in die Luft flöge. Chirurgische Tätigkeit, welche Abwechslung!"

"Ob unser Oberbonze dabei glänzen würde, erscheint mir zweifelhaft," sagte Karen und goß eine morastige Brühe, welche sie "türkischen Mokka" benannte, in die Puppentäßchen ein. "Wenn man seit Jahren nichts tut, als trostbedürftigen Menschen versichern, daß anhaltendes Fieber ein sicheres Zeichen der Genesung sei – ob man da die übrigen Handgriffe nicht verlernt?"

"Nu" – sagte Herr Brinkmann – "wänn die Härrn Ärrrzte alle die Krrrankheiten zu behandeln wissen, jejen wälche – wie es in ihrem rreizenden jarrrgon heißt – keine Kontraindikation voorrlicht, so missen es sähr errfahrne Leite sein . . . Ich habe heite im Wartezimmer eine Liste der landleifigsten Krankheiten durchstudiert, die man alle in Arrrrventhal loswerden kann – ärrbarmen Sie sich, mir schaudert noch davon." –

87

"Ja, nicht wahr," sagte Karen, "wenn man so was liest, meint man, man hätte alles gleichzeitig."

"Ja", – sagt Herr Brinkmann mit noch stärkerem Geschnurr – "da waar ein Parragrraf ieber Schnüürrleberrn, ein den Siejeslauf des Korrsätts parrallel bejleitendes Jebel, und ein anderrer ieber die Kniebeitelentzündung, wälche sich die änglischen housemaids durch das iebertriebne Schrruppen där Tührschwällen und Trräppen zuziehn, zu wälchem sie der starrre Konventionalismus des brrritischen Spießertums värrurteilt . . . Nachdem ich zehn Minuten jelesen hatte, fiehlte ich berreits deutliche Symptome dieser spezifisch weiblichen Jebrrästen an meinem eijnen Leibe . . ."

Britta fing an auszupacken. "Nein, nein, nichts anrühren, das sind Überraschungen, aber hier – und hier –" sie reichte verschiedene Pakete herum. "Ihre Schlittschuhe, Karen, sind jenseits von Gut und Böse. Der Onkel aus Lappland muß Ihnen schon ein Paar neue stiften."

Eine kleine, unbehagliche Pause entstand. "Ach, Fräulein Karen braucht keine Schlittschuhe mehr, sie will morgen weg. Dies ist der Opferschmaus." Mucki hatte es gesagt, leichthin, aber er machte sich mit der Kaffeemaschine zu schaffen, während er sprach.

"Ja, es sind Frerrämde jekommen aus den Tälern därr Wältlust," sagte Herr Brinkmann, "sie warren anjetan mit weißen Jakken und jestricken Kappen, und an ihrren Füßen warren Ski und an ihrren Händen warren Fausthandschuh – morrjen will Fräulein Karren mit ihnen ieber die Hehn." –

"Wie die Ibsensche Dame mit dem Bärenjäger," sagt der Assistenzarzt – "ich bin frei – ich bin frei!" –

"Ja, das bin ich auch, Gott sei Dank" – sagt Karen. Ihr Ton ist verärgert.

"Hat Ihnen der Höchstkommmandierende seinen Segen oder seinen Fluch dazu erteilt?" fragt Fräulein von Leutwein und betrachtet ihre langen, durchsichtigen Hände.

"Ach, der soll reden" – sagt Karen heftig. "Was hilft's mir, ob ich ein paar Jahre länger lebe, wenn ich mich die ganze Zeit langweile. Das ist grad wie eine Freundin von mir, die sich niemals Stirnlöckchen brennen will, weil sie Angst hat, sie könnte mit vierzig Jahren kahl davon werden. Als ob es nicht ganz egal wäre, wie man mit vierzig Jahren aussieht . . ."

"Aus Ihnen redet die Arglosigkeit der ersten Jugend", sagt der Assistenzarzt.

"Ach, ich kann, ich kann nicht mehr!" sagt Karen; "ich ersticke. Das ist alles ganz schön für einige Zeit, kahle Berge und kahle Zimmer und nichts als Luft – aber dann . . . Sehn Sie, wenn ich nur ein französisches Modejournal in die Hand nehme oder im Annoncenteil der Zeitung die Namen all der Winterkurorte lese – da wird mir elend vor Zorn. Ich möchte an der Riviera sein, oder in Ägypten, und im allerschönsten Hotel wohnen und immerzu klingeln, und dann käme ein italienischer Kellner und sagte "Commandi" und "non dubiti" und brächte mir alles, was ich nur wollte. Und abends möchte ich auf einer Terrasse sitzen und Eis essen und geputzte Menschen wogten auf und ab, dazu müßte irgendwo Isoldes Liebestod gespielt werden oder es dürfte auch meinewegen so was Zuckriges sein von Leoncavallo. Und wenn ich Fieber hätte, desto besser, man lebt ja doch eigentlich nur bei erhöhter Temperatur. Das Vegetieren hier –

na ja – die Murmeltiere leben ja schließlich auch in ihrer Heukiste. Und dann – wenn ich genug davon hätte – dann wollte ich wieder arbeiten. Es hat keinen Zweck, die paar Freuden dieses Lebens in einen Schrank zu schließen, wie ein braves Kind seinen Kuchen wegschließt, damit er länger vorhält. Man ist doch nur präokkupert. Nein, viel besser man frisst die ganze Herrlichkeit auf einmal auf, dann hat man Ruhe . . ."

"Also die Indigestion als Vorbedingung der Säulenläuterung", bemerkte Herr Brinkmann.

"Ja, erst einmal Kairo oder die Riviera und ordentlich austoben und dann irgendeine tüchtige Stadt, wo man an seine Arbeit geht, wie man in einen guten harten Apfel beißt."

"Sind Sie nicht ein flatterhafter Schmetterling, tout bonnement, liebe Karen?" sagt Fräulein von Leutwein spitz. "Noch vor ein paar Wochen waren die Klassiker und die Vereinfachung der Lebenslinie die Losung . . . Sind Sie damit schon zustande gekommen?"

"Man nennt die Schmetterlinge flatterhaft", läßt sich Muckis träge Stimme vernehmen. "Aber die Bienen, die uns von klein auf als Muster eines moralischen Lebens vorgehalten werden, sind es ganz ebenso. Nur, daß sie dabei auch noch einträgliche Geschäfte machen. Ich finde die Schmetterlinge sympathischer."

"Danke für Ihren Beistand", sagte Karen trocken. "Dieser Kuchen verbreitet übrigens eine Allerseele Stimmung, die uns alle angesteckt hat. Ich bin dafür, ihm den Garau zu machen."

"Ja liebe Karen," sagt Mucki, "pusten Sie uns mal der Reihe nach das Lebenslicht aus, Stück für Stück 'n Dreier . . ."

"Nein, das muß jeder selbst tun, aber ich will anfangen."

"Also . . . das feuerrote, die Kerze der ewigen Anfechtung, das sind Sie, Fräulein Karen," sagt der Assistenzarzt.

"Nun also – Courte et bonne", sagt Karen, "laß fahren dahin!" Und sie beugt sich über den Kuchen. Wie fein die zitternden Nasenflügel, der große, leichtzuckende Mund, die feinen, beweglichen Augenbrauen. Auch die andern jungen Gesichter beugten sich vor.

"Ave, Karen, Morriturri," schnurrt Herr Brinkmann, und Karen sagt, "o, hören Sie auf mit Ihrem philisterhaften Latein." Ganz im Stillen kommen sie sich doch wohl alle ein bißchen heroisch vor, daß sie so gar nicht abergläubisch sind.

Nun erkundigte sich Britta nach den Bekannten, zunächst ohne Lassens Namen zu erwähnen. Man ging leicht über das Ungünstige hinweg. Der März war nun einmal ein böser Monat, und es war Etikette, solche Zwischenfälle möglichst flüchtig zu streifen. Nur als die Rede auf Concita, die kleine Spanierin, kam, ging's wie eine Wolke über die Gesichter.

Concita war im Herbst mit Vater, Großmutter, vielen Geschwistern und einer alten, schnurrbärtigen Dienerin Trinidad angekommen. Vater und Geschwister, klein und schwächlich, von gelber Gesichtsfarbe und alle mit denselben kurzen Radmänteln angetan, die an Studenten von Salamanca gemahnten, waren nur kurze Zeit geblieben. Wie fremde halbverklammte Wanderratten sah man sie, schwarz und schweigsam, an den verschneiten Hängen hintereinander hergehen, und bei Tisch saßen sie mit düsterbrennenden Augen und sprachen mit seltsam heisern Stimmen, wozu sie mit den Händen gestikulierten; auch klagten sie sämtlich über Frostbeulen. Dann eines Tages waren sie verschwunden, nur Concita mit der Großmutter und der alten Trinidad blieben zurück.

Es war viel Wesens mit dem jungen, fremdartigen Geschöpf gemacht worden. Herr Brinkmann nahm sich vor, den Don Quixote in der Ursprache zu lesen, und kam alle Augenblicke mit dem Wörterbuch gerannt; die jungen Damen lernten spanische Tänze und mexikanische Lieder von ihr. Aber die Besserung hatte nicht vorgehalten, und nun war sie schon seit vielen Wochen nicht mehr ins Eßzimmer oder in den Wintergarten gekommen. Die jungen Leute hatten sie alle gern, ihr niedliches, gebrochenes Deutsch, ihr Mutwillen und ihre gänzliche Unbesorgtheit – wie ein krankes Kätzchen freute sie sich über jeden Sonnenstrahl – das alles hatte einen gewinnenden Zauber. Nur mit Karen war es nicht zur Intimität gekommen. Diese empfand ihr eignes Kranksein wie eine Degradation, und der Anblick schwer Erkrankter störte sie in dem künstlichen Optimismus, den sie sich wie ein Gitter errichtete, hinter dem ihre Kunst sich friedlich entwickeln konnte. Denn die mokante Gleichgültigkeit, mit der sie ihre Krankheit erwähnte, die oft verletzenden Vergleiche, die sie brauchte, wenn sie von sich selbst

und ihren Leidensgenossen sprach, waren im Grunde doch nur eine abergläubische Methode, das Schicksal zu entwaffnen, den Teufel an die Wand zu malen, damit er nicht in Wirklichkeit erscheine.

Aber ab und zu – selten genug – schenkte auch sie dem kranken Kind eine Aufmerksamkeit: ein leise-ironisches Lächeln, so von weit her, wie eine kleine Welle, oder, im Vorübergehn, eine leichte, kaum fühlbare Liebkosung; einmal auch ein Bündelchen dicker, kurzgestielter Schneeglöckchen, die nach Erde rochen; "kleine, weiße Hasen" hatte sie gesagt . . . Ihre seltsame, mühelose Gewalt versagte auch hier nicht. Concita saß erstarrt und blickte wie in einen tiefen Brunnen hinab, mit flehenden Augen: "O liebe, schöne, wunderschöne Brunnenfrau, komm doch nur noch ein einziges Mal herauf und sieh mich freundlich an . . ."

Nun brachte der Assistenzarzt einen Erfolg aufs Tapet: Lassen. Der Oberarzt hatte gestern auf Lassens Bitte eine große Generaluntersuchung vorgenommen und ging seitdem schmunzelnd einher wie ein majestätischer Silen. Ein so eklatanter Fall von Besserung war lange noch nicht dagewesen. Aber nun wollte der verblendete Mensch gleich abreisen, zu seiner Arbeit zurück, ohne Übergang, ohne Nachkur. Es war zum Tollwerden. Noch drei Monate mußte er bleiben, dann konnte er wieder Stahlstaub schlucken, wenn er durchaus darauf bestand. Aber jetzt schon . . . der Alte schnob wie ein Delphin.

Britta fühlte, wie eine Hand ihr Herz nahm und zusammendrückte. Es war, als söge ein chemischer Prozeß plötzlich die Farbe aus allem um sie her, und doch war's ihr nicht einmal ganz klar, was die Nachricht alles in sich schloß. Denn es war eine solche Gewohnheit geworden, neben Lassen am Tisch zu sitzen, mit ihm zu wandern, zu photographieren und tausend kleine Lustigkeiten zu haben – und daß mit seinem Fortgehen auch alle diese kleinen unbedeutenden Dinge, die doch wie ein freundliches Gespinst den Tag durchzogen, aufhören mußten, das würde ihr erst allmählich durch eine fröstelnde Leere, durch ein gewohnheitsmäßiges Erwarten, das unbefriedigt bleiben würde, klar werden.

Wie gewöhnlich, wenn etwas Ungewohntes oder Feindliches in ihr Leben trat, erwachte in ihr das Bedürfnis, etwas Mechanisches zu tun. Wenn sie zu Hause

gewesen wäre, würde sie in die Sattelkammer gegangen sein und dem alten Christian geholfen haben, die Trensen und Kandaren zu putzen. Solche Beschäftigung war wie eine Gnadenfrist. Erst mal äußerlich Ordnung und Sauberkeit stiften, nachher läßt sich das Innerliche auch leichter einräumen und verwinden. So empfand sie auch jetzt nur den einen Wunsch auszupacken, ihre Kleider zu wechseln und in Muckis Zimmern nach dem Rechten zu sehen: die Blumen hatten gewiß kein frisches Wasser bekommen, oder es lag Staub auf den Photographien.

Aber als sie den Korridor entlang schritt, wo am Ende das hohe Fenster den Blick auf verschneite Wiesen und Hügel und ein einsames Kirchlein freigab, da spürte sie, wie sie das alles jetzt schon mit andern Augen ansah. Als sei ein Lächeln erloschen. Die Berge zogen graue Schleier um sich, traurig, fröstelnd – und das, was vor einer kurzen Stunde Leben hieß, hieß nun schon Erinnerung. War das noch dieselbe Welt?

Drittes Kapitel

92

Britta und Lassen gingen den Weg entlang, der erst durch den Wald, dann über Wiesen, die im Sommer rot von Alpenrosen waren, zu einer kleinen Wirtschaft führte, welche jetzt ganz vereinsamt lag und mit ihrer leeren Veranda, ihren verschlossenen Automaten und aufeinandergetürmten Tischen und Stühlen einen raffiniert trostlosen Eindruck machte.

Es lag Schnee auf den Wiesen, aber die Sonne hatte Rinnen hineingeschmolzen, und hie und da waren große fahle Flächen frei geworden und der Geruch der Erde, die sich über all den jungen Keimen zu lockern begann, quoll in die klare Luft.

Wie gut er wieder steigen konnte, stundenlang, so gut wie sie – dachte Britta. Heilung, du gesegnetes Wort! Ja, wenn er wirklich geheilt war. Aber der Sanitätsrat hatte ihr im Vertrauen gesagt, es sei ein wahrer Mord, eine so wundervolle Genesung zu unterbrechen; drei Monate noch und etwas Nachkur, dann wollte er garantieren. Aber wenn der verrückte Mensch jetzt zurückginge in den Staub und in die Zugluft, so könnte er nächstes Jahr wieder übel dran sein. Ob sie nicht ein bißchen zum Guten

reden wollte? Denn der Alte sah viel hinter seinen blitzenden Brillengläsern und wußte genau, wo er die Hebel anzusetzen hatte.

Lassen hatte einen kleinen Tannenzweig abgebrochen und betrachtete die feinen Schneekristalle. Britta fühlte ihn mehr neben sich, als sie ihn sah. O wie schmerzlich sie ihn jetzt schon, im Vorgefühl, vermißte. Meistens still und in sich gekehrt, hatte er plötzliche Anwandlungen knabenhafter Lustigkeit, dann wurden seine Augen ganz jung, und es war, als reckte und streckte sich etwas in ihm. Sie kamen gut miteinander aus, freuten sich über dieselben Dinge, die Leute, die Tiere im Dorf, alte gebückte Menschen, die aus einer Zeit stammten, als Arventhal noch ein stilles Gebirgsdorf war, nur wenig Bergsteigern bekannt. Sie konnten zusammen am Schaufenster des Reisebazars stehen und so seelenvergnügt in sich hineinkichern über all die ausgestellten Horreurs, sie zogen mit einer ganzen Kinderschar zum Konditor oder veranstalteten Wettfahrten mit Preisen für die kleinen rotnasigen Schlittenfahrer. Lassen kannte jedes Kind und jeden Hund beim Namen, oder er hatte ihnen selbst Namen gegeben, was aufs selbe herauskam. Da war ein kleiner brummiger Köter, der Herr Oberrechnungsrat, der mit Zucker gebändigt wurde, so daß er sich nun immer erhob und den beiden, gnädig wedelnd, bis zur nächsten Ecke das Geleit gab; dann gab es eine "Familie Wollmann", des Sattlers brauner Fuhrmannsspitz und dessen quiekende Nachkommenschaft; man mußte sie gewöhnlich erst aus einem Berg von Roßhaaren, der im Hofe aufgetürmt lag, herausgraben; dann wurde jedes der Bärenkinder umarmt, es war als drückte man einen quietschenden, strampelnden Muff ans Herz, und es gehörte Seelenstärke dazu, sich loszureißen. Aber auch Fräulein Strübli, die kleine bucklige Näherin an ihrem Parterrefensterchen, war eine Protégée der beiden. "Fräulein Strübli, Sie müssen einen Kaffeeklatsch geben", diktierte Lassen. Und dann wurde ihr alles Nötige ins Haus gebracht, Kaffee und Zucker und ein großer Kringel in Form eines E's, denn Fräulein Strübli hieß Emmeline. Aber zum Dank mußte sie dann den nächsten Tag erzählen, was alles geklatscht worden sei, besonders was die Schwester des Apothekers, die sich stets über die neuen Moden entsetzte, gesagt hätte. Und derweil reparierte Lassen ihre klapprige Nähmaschine, und Britta saß mit der Katze auf dem kleinen harten Sofa beim Ofen und lachte mit ihrem tiefen gurrenden Lachen über Fräulein Strüblis arglose und oft tiefsinnige Bemerkungen. "Glauben Sie

mir," sagte Fräulein Strübli, "die Damen, die beim Maßnehmen immer sagen, *nur recht bequem*, das sind nachher die allerärgsten, wenn das Kleid nur eine kleine Falte schlägt."

Sie hatten beide den Zug zu stillen, ärmlichen Existenzen; was dort blühte, erfreute sie wie schöne Blumen an den Fenstern armer Leute; sie hatten eine große Leichtigkeit, sich in die Freuden und Sorgen einfacher Menschen zu versetzen, während sie die Leiden verfeinerter Leute mehr nachsichtig als mitfühlend behandelten. Und auch physisch gingen sie im gleichen Schritt, die Hände in den Taschen, meist schweigsam, und das Schöne um sich her als ein Ganzes aufnehmend, eins und untrennbar mit der reinen Luft, die ihre Lungen dehnte, und dem Gefühl der Anstrengung, die ihren Gliedern wohltat, ohne groß zu detaillieren. Nachher, zu Hause, wenn sie den andern erzählten, ja, da merkten sie zu ihrem Erstaunen, daß es sehr oft dieselben Bilder waren, die sie in ihrem Innern aufbewahrt hatten, einen Baum im Nebel, am Abhang hingepflanzt, eine kühne Wendung des Pfads, das Gefühl brütender Verlassenheit über dem steinigen Flußbett zur Mittagszeit, die ihnen jetzt erst beim Zurückrufen deutlich wurden. Britta war in ihren Beschreibungen farbiger als Lassen, aber sie merkte an seinem Ausdruck, daß er's sehr ähnlich gesehen hatte, ob er auch still in seinem Nachgenießen war. Ab und an – aber erst seitdem er sie besser kannte – erzählte er ihr von seiner Heimat, einem Städtchen nahe der dänischen Grenze, wo sein Vater Zimmermann war; und nach und nach machte sich Britta ein Bild von der kleinen Stadt, die ein Kanal durchschnitt, zu dessen beiden Seiten Giebelhäuser mit bemalten Balken standen, mit Bänken und beschnittenen Lindenbäumen vor der Tür, ein Bild, das sich aus Lassens zufälligen Bemerkungen und der Erinnerung an die Holzschnitte einer alten Ausgabe von Andersens Märchen in ihrer Seele aufbaute: alte Straßen, in welchen Lassen und sie, zu Kindern geworden, Hand in Hand gingen und herumstanden; am Kanal, wo gelbe Lindenblätter unter der Brücke vorbeitrieben, oder vor der offenen Werkstatt, wo der graubärtige, blauäugige Zimmermann in einem Gewölk duftender Hobelspäne stand und schaffte, von einem schrägen Sonnenstrahl in einen freundlich nordischen heiligen Joseph verwandelt.

Nun lebte Lassen in einer rauchigen Fabrikstadt Westfalens. Er hatte von der Pike auf gedient, und Britta, die nie glücklicher war, als wenn sie mit Hammer und Ahle etwas bohren und basteln konnte, wußte es zu schätzen, wie seine Hände alles in der

ruhig selbstverständlichen Weise anfaßten, als ob sie selbst denkende Wesen seien. Mit den Arbeitern, in deren Mitte er groß geworden und über die er nun gesetzt war, hatte er sich – ein seltener Fall – gut zu stellen gewußt. Ohne alle Sentimentalität, aber von demselben verständigen Interesse für sie beseelt das er auch jedem Rädchen seiner Maschinen zu teil werden ließ, war seine Fürsorge, die auf einem großen Sachverständnis beruhte, für diese Leute wertvoll und angenehm. Denn sie verlangten gar kein besonderes Mitgefühl, sie wollten nur jemand haben, der begriffe, daß, wenn man diese Schraube zu fest anzieht, an jener anderen Stelle Reibung entstehen muß und daß das Öl, was eine Maschine braucht, weder eine Gnade noch eine Verschwendung bedeutet. Nun hatte er aber, von seiner Geschäftsführung abgesondert, eine angeborene Zuneigung für alles Schwache und Kleine, besonders wenn es Wachstum versprach. Dieser nachzugeben, war seine Art sich einen Luxus zu gestatten, und wenn er beim Klang der Feierabendglocke das Reich der arithmetischen Gerechtigkeit hinter sich ließ, kam ein weicher spielender Zug in sein Wesen, dem er sich hingab wie mit wohligh erschlafften Muskeln. Die Leute, die nun alle müde und ruhig an ihm vorbeigingen, er kannte ihre Stimmung, ihre Freuden und Sorgen; es war auch hier weiter nichts als Sachkenntnis, was ihn das rechte Wort treffen, beim Anblick der qualmenden Schloten all der kleinen, bescheidenen Rauchwölkchen gedenken ließ, die für diese Männer die Heimat bedeuten, die kurzen Stunden, daß sie nicht Rad unter Rädern sind.

Von seinem persönlichen Leben sprach er nur flüchtig. Aber Britta hatte bald herausgehört, daß die kleine nervöse Frau daheim, die auf einer höheren Töchterschule gewesen, ihm gewisse Lücken seiner Bildung, besonders aber die Offenherzigkeit, mit welcher er sie eingestand, nicht recht verzeihen konnte. Auch daß er bei Gehaltsaufbesserungen stets zurücktrat und andre vorschob, die es seiner Ansicht nach nötiger hatten, konnte sie nicht verstehen und empfand es als pflichtwidrig gegen sie und die Kinder. Lassen machte es sich nicht klar, daß er als barfüßiger Zimmermannsjunge in dem kleinen Hafentädtchen, bei seiner damals eisernen Gesundheit und dem ungebundenen Dasein, ein trotz aller Armut viel reicheres Leben gehabt hatte als seine zarteren Knaben, die nun bald anfangen mußten, viel graue Weisheit zu lernen und mit Kindern wohlhabender Leute umzugehen, und die kleine,

von Ehrgeiz geplagte Frau, die mit den Fabrikantendamen wetteiferte und aus lauter Verlangen, ihr Heim zu schmücken und einen präsentablen Gatten und hübsch gekleidete Kinder zu haben – sich in einem fortwährenden Zustand der Atemlosigkeit befand. Ihm schien sein Einkommen reichlich, und wenn Fränzchen darüber klagte, so hörte er das an wie etwas Rätselhaftes aber Unabänderliches, etwas, das man tragen mußte wie schlechtes Wetter oder Preisschwankungen. Der Gedanke, daß seine Ansprüche vor den Ansprüchen anderer, die wirklich bedürftig waren, berücksichtigt werden könnten, lag ihm so fern, daß er die Anspielungen seiner kleinen unzufriedenen Frau gar nicht verstand.

Alles das war auf den Spaziergängen allmählich, nebenbei, ohne Fragen, beinahe wie ein Monolog, zutage gekommen. Es ist das untrügliche Zeichen gegenseitiger Sympathie, wenn der Monolog möglich, ja selbstverständlich wird. Und Britta neigte überhaupt mehr zum Zuhören als zum Reden; wodurch ihre Handlungen, weil nie von viel Worten eingeleitet, oft etwas Abruptes haben konnten. Still und im Schritt konnte sie so neben ihm hergehen; "als sei's ein Stück von mir" summte er vor sich hin, und es war in dem Marschrhythmus des alten Soldatenliedes etwas, das sein Gefühl für sie besser ausdrückte, als er's selber je vermocht hätte. Ein Aufleuchten der Augen, ein kurzes, verständiges Wort hin und wieder, das ihm bewies, daß sie sich in fremde Verhältnisse hineindenken konnte und keine Ratschläge ins Blaue hinein geben würde, gab ihm sehr bald das Zutrauen, das nach kurzer Zeit schon wie aus frühester Zeit zu stammen schien. Und das wurde durch ihre physische Eigentümlichkeit noch gefördert. Denn sie war ganz furchtlos, mit langem elastischem Schritt wie ein Junge, und zog immer vor über Hindernisse zu springen oder zu klettern als sie zu umgehen; und sie hatte schöne, geschickte, etwas knabenhafte Hände, die aber weich und behutsam sein konnten, wenn sie etwas Zartes oder Hilfloses handhabten, und in der Art wie sie den Kopf trug, erinnerte sie ihn an einen ganz jungen Arbeiter daheim, dem er manchmal im Hof der Reparaturwerkstatt, sorglos pfeifend, mit entblößtem Hals, eine Last eiserner Stangen über der Schulter, begegnete.

Ja, wenn man Lassens Gefühl genau hätte bezeichnen sollen, so hätte man es mit einer leidenschaftlichen Liebe zu einem jungen Bruder – nicht zu einer Schwester –

vergleichen müssen; von alledem, was man "ritterlich" nennt, war eigentlich nichts dabei, wohl aber Stolz auf sie und unendliches Vertrauen.

Also nun war es fest beschlossen. Er reiste nach Haus, hatte Briefe bekommen; der Chef bot ihm eine bessere Stellung an, aber er mußte sie gleich antreten. Fränzchen schrieb aufgeregt, er mußte natürlich den Arzt entscheiden lassen, aber zwischen den Zeilen las er die verhaltene Angst, daß er vielleicht doch nicht annehmen würde. Es handelte sich um Inspektionsreisen, was ja auch gesundheitlich günstiger war als seine bisherige Tätigkeit. Es war ein neues Feld, das für ihn, bei seinem Gerechtigkeitsfanatismus, immer etwas Lockendes gehabt hatte. Wie wollte er die Augen offen halten! Er sah ja so vieles auf den ersten Blick, bei Menschen und Maschinen, es war etwas Unwillkürliches, eine kleine, zitternde Welle, die ihn durchlief bis in die äußersten Fingerspitzen, er fühlte, wie seine Augen hell und hart wurden, und dann streckte sich seine Hand aus und hatte den Fehler gefunden. Oft wußte er selbst nicht, wie's ihn überkam, dieser Instinkt für Gleichgewicht, sei's bei einer komplizierten Zeichnung, einer geschäftlichen Abmachung, einer menschlichen Handlung – vielleicht weil er von klein auf so viel gezimmert und geschlossert und die Fehler immer selbst ausgeprobt hatte.

Britta konnte die Worte des Gestrengen nicht loswerden. Dies war ihr letzter Spaziergang zusammen; und als sie den Rückweg antraten, wurde ihr jeder Schritt so schwer, als ginge sie in einem traurigen Traum. Seltsam, als sie ihn zuerst kannte, und er war so schwer krank damals, da hatte er ihr Leid getan, ach, schrecklich Leid; aber im Grunde, wenn er damals gestorben wäre, würde sie heute wohl noch an ihn denken? Und nun – nun war er fast gesund, niemand, der ihn heute sah, würde denken, daß er aus einem anderen Grunde hier sei, als um zu rodeln oder Ski zu laufen; und es war das Gesunde in ihm, das sie anrief, wie Blut von ihrem Blute. Denn es war ja ihre Wärme, ihre Frische, die in ihn übergegangen war, die die Lebenslust wiedererweckt hatte, diese stärkste Verbündete bei der Überwindung der Krankheit. Ja, das war zum Teil ihr Werk, und jeder Schritt vorwärts war doch ein Schritt von ihr weg gewesen. Und nun war das Ende da, eine Tür fiel zu . . . man sagte wohl "Auf Wiedersehn" – aber es war eben doch fertig. Ach, wenn er immer einen guten Kameraden neben sich hätte, so wie sie einer sein konnte. Denn sie konnte arbeiten; Arbeit schlug den Takt zur Musik ihres

Lebens. Wenn sie, als ganz junges Ding, sich den Mann vorgestellt hatte, dem sie einmal folgen würde, da hatte sie sich und ihn immer inmitten eines Lebens harter, fröhlicher Arbeit gesehn, so etwa wie in Bret Hartes³⁵ Erzählungen, ein Leben, bei dem die Menschen hager werden und verwittert vor der Zeit, aber weiße Zähne und junge Augen behalten.

Wenn er nun so frei und bedürfnislos vom Leben sprach, ging's wie ein Dehnen durch ihre eignen Muskeln, und plötzlich fuhr's ihr, eine feine haarscharfe Klinge, durchs Herz. Was war's, der rasche Funken in seinen Augen, wie das Aufblitzen der Sonne in einem nassen Dachschiefer, oder jene Linie an Hals und Schulter entlang, was ihr das Herz so heimlich selig zusammenzog, als bedeute es etwas andres, Unsichtbares: Freimut, Ausdauer; etwas, das ihr Ruhe und Gewißheit gab, dem sie gut sein könnte in der Nähe und in der Ferne. Aber dann wieder, mitten im Reden von Plänen und Arbeit und wie alles für die andern besser werden sollte, konnte er sie mit so treuen, weltfremden Augen ansehen, daß ihr auf einmal das Märchen vom eisernen Heinrich in den Sinn kam; Augen, wie er sie wohl damals schon hatte, als er nach seiner Mutter Begräbnis mit der Katze in den Hobelspänen saß. Und dann schluchzte etwas in ihr auf wie eine heiße Quelle.

Es gibt Frauen – sie sind mit Demeter näher verwandt als mit Aphrodite – die in dem Mann den fernen, kleinen Knaben spüren, den sie nie gekannt; Frauen die, als liebsten Besitz, in irgendeinem geheimen Schubfach ein komisches, verblichnes Bildchen verwahren. Das Jüngelchen mit dem hölzernen Pferdchen oder dem Bilderbuch, das kleine aufmerksame Gesicht, das sie daraus anblickt, o wie leuchten ihre Augen ihm so heiß entgegen: Schelmerei und innigstes Verständnis, tiefe Sehnsucht, ach und vielleicht ein klein bißchen Eifersucht – was liegt nicht alles in ihrem Blick . . .!

Wie war das nur über sie gekommen, so unmerklich anwachsend, daß ihr erst der Schmerz, nun sie's entbehren sollte, des Rätsels Lösung nannte. Kam Liebe so über Einen? Liebe . . . Sie hatte immer gedacht, das würde stark sein, ernst und strahlend und herrisch, wie tönende Posaunen: man würde aufstehn und folgen, wie dem

³⁵ Francis Bret Harte (1836-1902), US-amerikanischer Erzähler

Todesengel ... Man würde folgen – man müßte ... an den Pranger oder über Gottes höchsten Regenbogen, gleichviel! ...

Und nun war's ganz anders geschehn. So mit leisen, suchenden Würzelchen, die sich im Dunkel verästelten ... ach, nichts Herrisches, nichts Stürmendes, und doch stark, so unabweisbar, wie ein kleines, trauriges Kind ...

Und es war dies Gemisch der Empfindung in ihr, die Anerkennung seiner Kraft und fröhlichen Bedürfnislosigkeit und dann wieder diese heiße, verwirrende Welle, wenn sie in seinem Blick, in seinem Lächeln etwas Geduldiges ahnte, dem sein Erbteil vorenthalten geblieben war – was den Grund ihres Herzen aufgelockert hatte wie Frühlingserde. Den Kopf gegen eine moosige Tanne gelehnt, die Brauen etwas schmerzlich zusammengezogen, saß sie, während er neben ihr stehend, das Knie auf die Bank gestützt, auf ihre Hände niedersah, die ihr schön und willenlos im Schoße lagen. In seinem Rock steckte ein Brief, den er auf seinem Zimmer gefunden und rasch durchflogen hatte, als er hinaufging seine Mütze zu holen. Von seiner Frau adressiert, aber innen ein liniertes Bogen mit großen steilen Buchstaben bedeckt. Oh, wie hatte es in ihm aufgezuckt, daß er sich bisher noch gar nicht so recht rein und voll auf das Kerlchen gefreut hatte, und das machte ihm unterdes allerhand Überraschungen, klebte und schnitzte. Und wie er da mitten in seinem Zimmer stand, den knisternden Brief in den Händen, hatte er gefühlt, wie ihn das alte Leben schon wieder zu umspinnen begann, wie es ihn einsog, surrend und brausend, das Gefühl des Wachestehens, der Verantwortung für viele, und dazwischen ein Geräusch von kleinen Stiefelchen, die den Korridor hinuntertrappeln ... Ja ... alles was hier gewesen, das hörte nun auf – verschlungen von dem neuen Rhythmus ... "in gleichem Schritt und Tritt" ... aber dort, dort waren die andern Kameraden.

Und so – während er auf ihre schmucklosen Hände niedersah, fing er an zu reden, abgebrochene, scheue Worte, deren Stimmung ihn wohl schon vor Jahren durchzuckt hatte, wenn er am Strande stehend, ein Gefühl ziehender Unrast in den Schulterblättern, große, stumme Schiffe hinübergleiten sah in den Dunst und sich heimwandte, der väterlichen Werkstatt zu, mit einem bei einem Kinde ungewöhnlichen Ausdruck geduldigen Entsagens; Worte, wie er sie in dem Sausen und

Surren der großen Räder und Treibriemen gehört und in dem weniger komplizierten Räderwerk all der armen, arbeitsmüden Existenzen um ihn her erraten hatte, wo auch ein jedes Rädchen ein andres treibt und von andren getrieben wird und es recht einsam ist, wenn man nie in ein paar tiefe, lachende Augen schauen kann, die einem sagen: bald ist Feierabend, Kamerad, und wenn die Ablösung kommt, dann, ja dann haben wir etwas Leichtsinn verdient; ja, leichten Sinn; nicht nur Ruhe. Ruhe haben auch die Tiere, aber mit solchen tiefen, lachenden Augen findet sich viel Lustiges auf der Welt, Lustiges, das doch keinem andern einen Seufzer kostet oder einen Schweißtropfen.

Er wollte ihr danken, denn nun ging er, und alles, was hier gewesen, entglitt ihm schon, blieb zurück, und doch . . . "als wär's ein Stück von mir" . . .

"Britta – wie soll ich Ihnen danken; ohne Sie wär' ich ja nicht gesund geworden; denn weil mein Herz froh wurde, konnten auch die Lungen heil werden. Und das Beste gaben Sie, ohne es zu wissen, es ging von Ihnen aus wie ein Duft. Im harten Winter hab' ich Sie gekannt in der klaren harten Luft, aber wenn ich Sie vor mir sah, war doch alles warm und reif und süß, wie Bienen in der Heide und Korn und Obstbäume, die man stützen muß, wenn jedermann Genüge hat. Aber auch an Arbeit erinnern Sie mich, an die himmlische Ruhe der Arbeit. Ach Unruhe, hin und her, Vergeudung, wie furchtbar! Die rechte Arbeit ist immer ruhevoll, und wenn's auch noch so sehr dröhnt und braust."

Sie sah ihn in Gedanken durch mächtige Hallen gehn, wo es sauste und pochte und schwirrte, hoch aufgerichtet, Befehle gebend; o lieber Gott, würde seine Stimme auch durchdringen, war's nicht Fieber, das in seinen Augen glänzte, mußte er wirklich schon den Trank der Genesung absetzen und hatte doch nicht genug getrunken? Eine kleine Falte erschien zwischen ihren Brauen, senkrecht drohend, und ihre Hände verschränkten sich schmerzhaft.

"Britta, sehen wir einander wohl jemals wieder? Andre Welten, in denen wir leben – andre – wer weiß, in unsrem Innersten doch vielleicht dieselbe." Seine hellen Augen wurden dunkel, als hätte sich ein Helmschatten über die Brauen gesenkt, und seine Stimme war wie aus der Ferne schon: "Sehen Sie, Britta, Sie haben so gute Hände, fest und arbeitsam, aber wenn ich an meinen Vater denke, was er für harte, breite Hände hat, wenn er arbeitet oder vor der Tür sitzt und mit seinem Klappmesser sein

Brot schneidet – so was haben Sie höchstens *im Vorübergehn* gesehn. Britta, aber mein Herz ist dort zu Hause . . . Und – im Grunde glaub' ich, das macht alles weniger aus, als man oft denkt, und mein Vater und Sie . . ." Er hielt inne.

Es ging ihr durch und durch. Ohne sich zu rühren, fühlte sie, wie ihre Arme sich weiteten, weit auf – wie daheim der Abendhimmel über der Heide, und in dem süßen, wehen Lächeln ihres Mundes lag etwas, das ihn gemahnte an die überwältigende Süße weißer Kleefelder, in die er als Kind den kleinen Strohkopf eingewühlt und selig – vom Leben losgelöst – gelegen hatte.

Sie waren beide Kinder jener Breiten, wo die Menschen mehr andeuten als aussprechen und oft seltsam klare und doch verträumte Augen haben können: kommt's von der Einsamkeit her oder von der Möglichkeit, weit vor sich hinzusehn bis an den Himmelsrand? Sehn sie nichts oder sehn sie sehr viel? Ach das Zucken in seinen hageren Wangen, das verstand sie, und in ihren Augen schimmerte die Antwort. Sie hätte ebensogut vermocht, den heißen Strahl zurückzuhalten, als ihm Wasser zu versagen, wenn er durstig darum gebeten hätte. Sie streckte die Hand aus und griff nach der seinen und drückte sie fest, schmerzhaft, noch fester. In den Ästen über ihr glitzerten große Tropfen geschmolznen Schnees; aber die Luft war still und klar, die Nadeln hielten sie fest. Und auch die Tropfen in ihren Augen fielen nicht nieder. Vom Sanatorium her tönte eine Glocke. Schweigend stand sie auf; dann gingen sie stumm und schnell den kurzen Weg zurück.

101

Wie im Traum stieg sie die Treppen hinauf zu ihrem Turm. Auf dem Flur schon hörte sie den harten, quälenden Husten. Mucki saß, vornübergebeugt, auf seiner Chaiselongue, vor ihm, auf einem Stuhl, Brittass Schuhe, mehrere Paar. Zwei waren schon geputzt und glänzten spiegelblank auf ihren Blöcken, an einem andern mühte er sich eben ab: hin und her ging sein scharfer Ellenbogen. "Oh, Mucki, das sollst du nicht" – nun stürzten ihr auf einmal die Tränen aus den Augen. "Ja, was hast du denn," sagte er erstaunt und ließ einen Augenblick die Bürste sinken, "ich kann es nun einmal nicht leiden, wenn du mit schlechtgeputzten Stiefeln herumläufst – das gehört sich nicht für dich. Und auf diesen frommen Triften haben sie keine Ahnung, und selber tust du's

doch nicht. Zieh dich an, es ist spät, ich putze noch diesen zu Ende, und wenn du auch alle drei Medizinmänner zu Hilfe rufst."

Sie schob ihm das Kissen hinter dem Rücken zurecht. Wie eingefallen er war am Genick, und immer ein wenig in Schweiß; die Haare lagen feucht an den Schläfen. Sie blickte im Vorübergehen auf seine Fiebertabelle, um sechs Uhr wurde gemessen; es war immer die gleiche Höhe mit ganz geringen Schwankungen. Und wie dünn er war. Wenn sie ihm half beim Aufrichten, das war, als hielte sie ein Vögelchen in den Händen.

Sie ging in ihr Zimmer. Dort sah es, wie immer bei ihr – etwas kahl, aber darum nicht unbehaglich aus. Langsam sich umkleidend, rückte sie dies und jenes zurecht. Ihre Mappe, ihre kleine Lampe auf dem großen, tannenen Tisch, am Fenster ein dicker Strauß gelber Dotterblumen im blauen Steinkrug, daneben, noch aufgeklappt an der Stelle, aus der sie Mucki vorgelesen hatte, Napoleons Memoiren aus St. Helena, und dort an der weißgetünchten Wand, mit vier Zwecken angeheftet, vom letzten rosigen Abendlicht bestrahlt, ein einziges Bild: Carrières "Maternité" Seltsam, es sah sie alles an wie fremd geworden, als sei sie von einer Reise zurückgekehrt. Ihr war zumute, wie des Nachts auf Reisen, wenn der Zug plötzlich anhält und die eigene Stimme ins Dunkel hineinspricht und nicht zu einem zu gehören scheint, und eine fremde Station in fremder Sprache ausgerufen wird.

Und nun war sie fertig und trat auf die Schwelle von Muckis Wohnzimmer. "Warum trägst du eigentlich immer dasselbe Prachtgewand?" sagte er krittelig. Sie wurde rot. Vor wenig Tagen war's gewesen, da hatte sie im durchsichtigen schwarzen Kleid, das ihren schönen Hals freiliess, vor dem Spiegel gestanden, die Lippen leise geöffnet, ihr eigen Bild anstarrend. Aber als dann die zweite Glocke läutete, hatte sie's plötzlich, beinahe angstvoll, wieder von sich getan. Und heute, wie eine Schlafwandelnde hatte sie sich angekleidet und war in ihr weißes Wollenkleid geschlüpft, das sie alle Abend trug.

Sie trat näher an ihn heran – ihre Stimme zitterte ein wenig. "Mucki," sagte sie rasch, ohne ihn anzusehn, "laß mich bei dir bleiben, wir essen zusammen, hier an deinem Bett, weißt du noch wie früher: Hähnchen und Hühnchen auf dem Nußberg . . ."

"Nein," sagte er gereizt, "wenn du den ganzen Nachmittag wegbleibst – nun will ich lieber allein bleiben." Er drehte sich nach der Wand: "Lassen fährt morgen?" – "Ja", sagte sie gedrückt.

"Grüß ihn, aber er soll nicht mehr heraufkommen. Wir haben gestern schon . . . O ihr gesunden Leute mit all euren Rücksichten. Wenn mich doch einer puffte und knuffte. Aber nun trag ich die Aufschrift: *Vorsicht – Zerbrechlich.*"

Sie kauerte sich zu ihm auf den Boden. Sie fühlte auf einmal so deutlich, sie wollte nichts für sich – nichts – nur ihm hier noch ein wenig Freude, ein wenig Wärme geben. Ein Lächeln dieses armen, heißgeliebten Jungen – was auf Erden konnte ihr das aufwiegen? Aber seine Hand zog sich zurück. Auf einem Tischchen neben ihm lagen Photographien altgriechischer Plastik; die sah er sich oft am Tage an. Auch jetzt nahm er die zu oberst liegende und betrachtete sie. Ein schönes verstümmeltes Griechenhaupt. Wie sie ins Schicksal hineinstarrten, diese großen Augenhöhlen, wartend, furchtlos, wie in eine Sternennacht hinein. Dessen Götter gaben sich mit all dem Kram, den Bittgesuchen und dem Lamentieren gewiß nicht ab; sie sahen nicht aus, als ließen sie sich etwas abhandeln mit Kerzen und Gebeten.

Mucki ließ das Blatt sinken. "Sei so gut, gib mir das Buch dort" – sagte er. "Kurios, all diese modernen Verse; Perlmutter und Nebel, Rinnen und Gleiten, nirgends kann man den Fuß fest aufsetzen. Wenn man selber schon ins Rutschen geraten ist, macht das nervös. Man möchte etwas, das nicht nachgibt. So wie diese griechischen Grabschriften: *Dies ist das Netz eines armen Fischers, hier angebracht als Sinnbild eines harten, freudelosen Lebens.* Punktum. Das waren unerschrockene Leute. Sahen, was schön war und was schlecht war, und sagten sich "So ist's". Gingen den Weg, den sie gehen mußten, ohne sich vorzulügen, daß sie keinen andern lieber gegangen wären. Nicht wie diese Optimisten *coûte que coûte*, diese Heuschreckenplage, denen man jetzt überall begegnet. Und deren Theorien ja doch nicht Stich halten, wenn's Ernst wird; das ist immer so mit vorgefaßten Meinungen. – Na also – gute Nacht, Britta."

Die verfrornen Musikanten, die alle Sonntag Abend in der Wandelbahn mit steifen Fingern auf verstimmten Instrumenten für die Erheiterung der Kurgäste zu sorgen

hatten und ihnen mit längst verschollenen Walzern und Opernmelodien plötzliche Seelenstiche versetzten, spielten heute abend als Zugabe die wohlbekannte "Paloma". Es fielen die üblichen Bemerkungen über spanischen Rhythmus und orientalische Vierteltöne; ein Herr erzählte, gewiß zum zehntenmal, bei den Klängen dieses Liedes sei Kaiser Maximilian erschossen worden. Und während der Zeit nahmen zwei Menschen Abschied voneinander, mit stockenden, nichtssagenden Worten, und die kleine abgeleierte Melodie wand sich fein und zitternd durch diese Worte und verlieh ihnen schmerzhaftes Gewalt. Aber sie hörten nicht hin auf die Töne, die ihre Reden begleiteten, ob sie sich auch – ganz unbewußt – ihrem Gedächtnis tiefer einprägten, vielleicht auf immer.

Denn diese Klänge würden ihnen später, wo immer sie sie hörten, diesen Abend, diese Stimmung, dieses eigentümliche Ersticken in der Herzgrube, nahbringen. Töne und Düfte haben diese Macht vor Bildern und Worten voraus. Der süße Ruf der Amsel, der zum Fenster herein dringt, wo ein Mensch steht und den Brief entfaltet, der plötzlich, mit ganz wenig Worten, das eine große Glück seines Herzens auslöschen wird, das Glück, um das er sein ganzes Leben hütend und liebend aufgebaut – den Ruf wird er nie vergessen. . . . Und das würzige Kraut, das seine Finger zerrieben, gedankenlos, während sein Mund – achtlos oder mit Bedacht – das Wort sprach, das einem andern zum scharfen Messer wurde . . . o weh, du leiser Duft, wie mächtig wirst du noch Klage führen! . . .

Im Garten des Paradieses wachsen große, strahlende Blumen; die sie schauen, vergessen des eignen Leides, und die ihren Duft atmen, vergessen den Schmerz derer, die sie zurückließen in der Welt. Da wandeln die Heiligen mit ihren Attributen der Schmerzen, der Reinheit und der Barmherzigkeit und die Götter mit ihren Attributen des Gesangs, des Sturms und der Fülle. Da wandeln auch die Seelen der Verklärten, zögernd, mit ausgestreckten Händen, wie Blindgewesene, denen das Licht in die geheilten Augen scheint.

Aber plötzlich geht ein Zittern durch jene selige Gestalt. Was ist's, das den Saum ihres Kleides berührte, wo atmete sie diesen Duft? War's gestern, war's vor tausend Jahren? Ist es dies zarte, silbrige Kraut oder jene kleine leuchtende Steinnelke? Sie

bückt sich und reibt mit zitternden Fingern das feingefiederte Blatt. O und das Weh der Erde erwacht, und dort, im Garten der Erlösten, bricht sie aus in bitterstes Weinen.

Viertes Kapitel

Wenn der Schnee so still liegt und jeder Tag dem andern gleicht, meint man wohl, die Zeit müsse langsam vergehn. Aber sie vergeht wie ein Blitz. Wie sie den Nonnen der ewigen Anbetung vergeht, vor denen plötzlich der Todesengel steht mit großen, leeren Augen: sind sie nicht gestern noch jung gewesen, war es nicht gestern, daß die alten Hände, in denen der Rosenkranz klappert, schauernd, mit rosigen Fingerspitzen in die weiten Ärmel hinauf führen um sich an den runden, festen Armen zu wärmen?

Die Zeit vergeht ja auch den Murmeltieren, die der Gestrenge über Winter in einer Kiste im Keller verwahrt. Doch allmählich wird ihr Schlaf dünner, Geruch von Gras und Walderde, Geräusch von rieselndem Wasser, von Hacken und Graben dringt in ihr Dämmern; eines schönen Tags werden sie unruhig in ihrem Lager; erst öffnet sich ein plieriges Äugelchen und dann das andre; man dehnt sich noch ein wenig und sucht die Gedanken zusammen, aber noch ein Tag, dann sitzt die ganze Familie schon wieder draußen im Sonnenschein und frißt Rüben und Kohlstrünke, als hätte sie nie etwas andres getan.

Schneesmelze – eine häßliche Zeit. Im Winter hatte sich alles so reinlich geglättet. "Eine Mauer um uns baue!" – wie's in dem Gedicht heißt. Ja, so war's auch gewesen, als sei das Leben an ihrem Schneewall vorübergegangen. Aber nun war eine Ruhlosigkeit über sie gekommen, man spürte, es würde sich vieles ändern. Da waren einige, die sich besser fühlten, o, beinah ganz gesund, sagten sie, und die nun keinen Tag länger bleiben wollten. Denn so auf den Frühling warten, wenn er schon längst in den Tälern ist – das macht das Herz schwer. Hier oben hatte ihnen die harte, strahlende Natur die Lungen ausgelüftet und die Brust geweitet; sie war eine strenge Mutter gewesen, die ihren Kindern auf die Muskeln klopft und verlangt, daß sie das Ihre tun bei dem großen Werk der Gesundung. Aber nun füllten sich ihre Augen mit Tränen, wenn kleine, zerdrückte Pappschachteln ankamen, mit italienischem Poststempel, aus denen sie

behutsam Anemonen und Mimosen und Parmaveilchen auspackten. Dorthin wollten sie, wo das tiefklare Meer gegen die Steine schäumt, wo die großen grüngelben Wolfsmilchstauden aus den Felsen sprießen und gegen den tiefblauen Himmel leuchten wie ein Jubellaut. Auf den Grasterrassen wollten sie sitzen, unter den jungen, wilden Kirschbäumen, die ihre geisterhaften Blüten in der lauen Luft schaukeln, von kleinen, gelben, pelzigen Bienen umsummt. Gepflasterte Wege wollten sie gehn – bergan, oh langsam, behutsam, das kann nicht schaden, man hat ja Zeit; nur bis zum nächsten rosigen Haus, wo an der abgeschragten Ecke die Nische ist mit der kleinen Madonna, die mit abgebrochenen Händchen lächelt: es tut nichts – tut nichts, ich segne Euch doch! Den nächsten Tag dann ein wenig weiter, bis wo der Wald beginnt. Man sitzt am Boden zwischen bitter-würzigem Myrtengesträuch, die Hand wühlt wohlig in der heißen, krümeligen Erde und findet leere Schneckenhäuschen zwischen den braunen, vertrockneten Piniennadeln. Und dazu trägt man leichte, poröse Flanellanzüge, die warm sind, aber ganz leicht wiegen; gewiß, da braucht man den Rücken nicht mehr krumm zu machen, da geht die Luft wie eine Liebkosung durch die Lungen.

106

Schlitten standen vor der Haustür; Handgepäck wurde verladen; dann stiegen die Abreisenden ein, mit roten Wangen, mit strahlendem Blick. Der Höchstkommmandierende brachte selbst noch allerhand Gaben; Blumensträußchen und niedliche Körbchen mit Konfitüren, die er mit freundlichen Bärenatzen darreichte. Er wünschte "nicht auf Wiedersehen" und lachte jovial. Seine Brillengläser blitzten in der Sonne, man konnte die durchdringenden Äuglein nicht erkennen. Seine breite Glatze hatte etwas väterlich Erhabnes. Und all die Zurückbleibenden drängten sich noch einmal um den Schlitten; es war kaum Neid in ihren Blicken, sie hatten ja große Hoffnung; es ging eben nach der Reihe: bald würden auch sie davonfahren. Die Erregung ging von einer schüttelnden Hand zur andern; gewiß, es stand ihnen allen bald eine Veränderung bevor.

Auch für die kleine Concita, die neben Mucki wohnte, hatte die Stunde des Aufbruchs geschlagen. Sie lag hochgebettet auf ihren Kissen, sie fühlte sich leicht. Die Berge da drüben – von hier aus schienen sie gar nicht so hoch. Wenn man so leicht ist – ach – wie eine kleine Daune fliegt man wohl hinüber.

Enzian, ganz dunkelblauer, stand in einer Schüssel neben ihr; wie schön würde es sein, den in den Wiesen zu pflücken. Solch tiefes, dunkles Blau war doch die schönste Farbe. Gute Menschen sollten immer Blau tragen. Und Engel natürlich weiß. Aber Blau war eigentlich schöner. Die Gedanken schlüpfen durch ihren Kopf und ließen alle Türen offen – kamen und gingen – sie konnte sie nicht wegschicken und nicht festhalten. Mit schmalen Näschen und blauen Schatten unter den Augen lag sie da, ein breiter Sonnenstrahl fiel durchs Fenster auf ihre Brust und wärmte ihre Hände. So glich sie einer sehr jungen, inbrünstigen Heiligen, die die Stigmata empfängt und ihre Sinne schwinden fühlt.

Die Großmama, in spitzenbesetzter, nicht allzu sauberer Frisierjacke, saß bei ihr und betrachtete sie mit düstern, brennenden Augen. Wie oft, wie oft schon hatte sie dem Aufbruch beigewohnt. Erst der Mann, dann die Kinder, zwei Söhne und Concitas Mama; und nun dies liebe Enkelkind. Heimwärts, übers Meer und dann noch weit ins Innere hinein gingen ihre Gedanken. Dort war es heiß, und die Orangenbäume im Hof dufteten. Aber auch dort hatten die Kinder still, mit scharfen Näschen, dagelegen: die Sonne und der Wohlgeruch hatten ihnen keine Kraft gegeben. Porfirito und Arturito, mit schlanken Hälsen wie Blumenstengel, wie sie im Hof lagen, wo der Springbrunnen sprühte und die Eidechsen auf geborstenen Fliesen hockten, in Schlaf versteint. Und dann Lolita, die Tochter, die so jung von ihr gegangen war, hinüber in die große, lärmende Stadt, in Rauch und Nebel, wo man kein Wort verstand und die Dienstmädchen schnippisch waren und unheimlich sauber mit ihren Häubchen und raschelnden Kattunkleidern.

Lolita war in San Remo gestorben – dort hatte sie Juanito geboren, das war ja wohl ihr neuntes Wochenbett, aber daran war Lolita nicht gestorben, behüte, die chiquitos schickt der liebe Gott; sie selbst hatte auch elf Kinder gehabt und es hatte ihr nichts geschadet; wenn man mit vierzehn Jahren heiratet, wie soll es auch anders sein! Nein – Lolita bekam denselben Husten wie Porfirito, dieselben Hände wie Arturito, dünn, dünn, mit gewölbten Nägeln: wer kam dagegen an? So viel Kerzen hatten in ihrem Zimmer gebrannt, und das Bild der Schmerzreichen, dem wirkliche Tränen aus Glas über die Wangen liefen, hatten sie über ihrem Bett aufgehängt – umsonst, umsonst.

Diesmal hatte es geheißen, Schnee und Sonne und hohe, windstille Luft, und nun waren sie hier, seit einem halben Jahr. Aber Schnee und Sonne hatten ihre Kraft nicht hergegeben, nur das Atmen, ja, das ging hier leichter. Ob der Vater und die Geschwister wohl noch zurecht kamen, sie hatte geschrieben, denn der Arzt war ja nun ganz deutlich gewesen. Müttern gaukelt man Hoffnung vor, wenn auch keine mehr ist, aber Großmüttern sagt man die Wahrheit; die haben schon so viel durchgemacht, o all ihr Heiligen! sie können auch das noch tragen.

Sie fächelte sich mit den kleinen, runden, ringbesetzten Händen. Concita hob die Lider ein wenig. "Was ist, *chiquita*" – fragte die alte Dame, "willst du deine Chocolate? Trinidad macht sie, ganz schwarze – mit Vanille."

"Hat das Vögelchen Wasser?" sagte Concita. Herr Brinkmann hatte es ihr geschenkt, Herr Brinkmann, der mit Concita Spanisch studiert hatte, als sie noch auf war. Aber das Vögelchen wollte gar nicht singen; es machte nur "Piep" und tat das Köpfchen auf eine Seite, wenn man ihm Salatblätter brachte.

"Ja, das Vögelchen hat alles, Wasser und Futter; paß nur auf, morgen wird es singen, Concita," sagte die Großmutter, "und jetzt hole ich dir die Chocolate."

Als aber die Chocolate kam, wandte Concita den Kopf nach der Mauer und fing an, von der Kinderzeit zu reden.

"Wenn ich wieder reisen darf, Großmutter, reisen wir nach Haus, zu dir. Ich kann mich gut besinnen auf alles. Der Hof so kühl, und die Tür zur *Lingerie* stand offen, da hingen Mamas Mullkleider, wie Schnee; so viele kleine Frisuren hatte sie. Und unsre Kleider auch, Anita machte sie so steif, sie hängte sie sich über die Schulter und trug sie hinauf, über die Galerie – das raschelte so. Daheim war's schön, Großmutter, viel schöner als in Deutschland."

Ach ja, das meinte die alte Dame auch. Warum mußte Lolita den deutschen Ingenieur heiraten, seine Mutter war zwar auch Spanierin – aber lieber Gott, er war doch sehr einfach, so in allem, und dabei war's ihm heut noch nicht klar, wie groß die Ehre sei, von *la familia* akzeptiert zu werden. Er war ja freilich gutmütig und zahlte ohne zu zucken, aber das gehörte sich doch auch. In *la familia* stand immer einer dem andern bei. Wie viele hatte sie nicht im Hause gehabt und durchgefüttert, monatelang.

Man lebt ja freilich von wenig – aber Arbeit macht es doch, wenns Haus so voll ist. Morgens, wenn ihr Haar noch in Papilloten steckte, kam schon der Koch, und dann der Gärtner: es mußte Gemüse und Obst ausgesucht werden, und die Hühner wurden gemustert, die ihr Leben lassen sollten. Dann kamen die Karren mit Brot und Fleisch aus der Stadt, die Lämmer und Böcklein, es war ein Feilschen und Zanken und Geschrei. Ach nachher hatte man's verdient, im Hof zu sitzen, wo das Wasser plätscherte und der Papagei mit einwärts gesetzten Füßchen rund um den Springbrunnen ging. Nach dem Essen schlummerte man hinter niedergelassenen Jalousien, die ein wenig im Lufthauch klappten, dann kamen die Freundinnen, man rauchte oder man aß Konfekt und hatte immer so viel zu fragen und zu hören; über die Kinderchen zumeist, ach du liebe Gottesmutter, sie waren ja alle reichlich gesegnet, aber man half einander mit Rat und Tat. Dann, wenn es kühler war, fuhr man spazieren und traf dieselben Bekannten, das war so gemütlich, man trug schöne Kleider und Hüte von Madame Flore, die alle Jahr nach Paris ging. Ach ja, und abends kamen dann die Herren aus der Stadt zurück, Mann und Brüder und Söhne... "Dein Großvater, Chiquita, und seine Brüder, so schlank und braun waren sie; sie badeten und zogen frische weiße Leinwand an und buntseidne Schärpen um den Leib. Das Abendessen war fröhlich, wir waren oft zwanzig bei Tisch – ach, wie gut schmeckte der Salat aus Bohnen und Zwiebeln und roten Pfefferschoten...!"

109

Concita hatte das schmale Händchen unter die Wange gelegt und hörte zu. Der Sonnenstrahl war verschwunden, nur auf dem Fenstersims lag noch ein rosiger Schein.

Das Mädchen richtete sich ein wenig auf dem Ellenbogen auf und sah nach ihrem kleinen, schweigsamen Freund. Sie leckte ihre trocknen Fieberlippen. "Hat das Vögelchen auch genug Wasser?" fragte sie wieder, denn sie hatte selber ewigen Durst.

Es klopfte an die Tür. Britta kam herein, sie hatte ein weiches Wollkleid an, das nicht raschelte, und feine, lautlose Schuhchen.

"So, Concita" – sagte sie, "nun lös ich die Großmama ab, sie soll ein Nickerchen machen."

"Ach ja," sagte Concita und wurde rot vor Freude; "kommen Sie her, setzen Sie sich ganz dicht heran. Haben Sie das Buch mitgebracht?"

Britta legte Andersens Märchen auf das Bett und las ihr die Geschichte von der kleinen Seejungfrau. Halb auf Deutsch, halb auf Englisch machte sie sich verständlich, und das kranke Kind hörte träumerisch zu, ließ sich von der klaren Märchenflut tragen und treiben. O wie schön es da sein mußte auf dem Meeresgrund, sie hätte gewiß nicht dem dummen Prinzen zuliebe das alles aufgegeben; so durch das feine Seegras zu schwimmen mit den Schwestern und ein eignes Gärtchen zu haben, wo Korallen sich leise bewegten und Seeanemonen atmeten und flimmerten, wie ein Aquarium... o beneidenswert! Dann las Britta noch vom Ball im Elfenhügel, welches ihr Lieblingsmärchen war, und Concita lachte, wie die Wasserfrau bei Tische saß, aber nicht auf einem Stuhl, sondern in einem Wasserkübel. Nachher stickten sie zusammen; gelbe Seidenfäden auf weiße Leinwand, ein schönes fremdartiges Muster; es sollte eine Tischdecke werden für Fernandito, Concitas ältesten Bruder, der im Sommer Hochzeit hielt.

"Das war der allerschönste Abend," sagte Concita und schlang die Arme um Brittas Hals und küßte sie beinah wild, "der aller-allerschönste."

Dann kam noch der Sanitätsrat und brachte ein Pülverchen; aber er lachte und schien zufrieden.

Darum konnte es Britta auch zuerst nicht fassen, als am frühen Morgen die Pflegerin gestürzt kam, "rasch, rasch, mit dem kleinen Fräulein ginge es wohl zu Ende".

Die Großmutter lag auf den Knien am Bett und gab Concita allerhand herzerreißende Schmeichelnamen, und der Sanitätliche saß dabei, ein sehr betrübler, gütiger alter Herr, der so gern geholfen hätte. Er blickte auf das arme Kind, und sein Bart zitterte ein wenig, so daß er mit der Hand darüberfahren mußte. Hier war seine Kunst zu Ende. Trinidad kniete in einer Ecke des Zimmers vor einem Heiligenbild. Concita bewegte den Kopf, als suche sie etwas. Es war hell geworden im Zimmer. Die Scheiben waren angelaufen, und die Sonne glitzerte in den Tropfen, die hinunter rannen auf den Fensterrahmen. Und plötzlich sprang das Vögelchen auf die höchste Stange im Käfig; seine Kehle füllte sich mit Luft, sein Schnäbelchen öffnete sich, und ein süßer, goldreiner Triller quoll, leise erst, dann immer stärker, voller, dem ersten milden Frühlingstag entgegen.

Fünftes Kapitel

Als es mit Mucki schon ziemlich schlecht stand, fuhr er eines schönen Tags, gegen des Gestrengen ausdrückliches Verbot, nach Z... hinunter. Karen Sibelius gab ein Konzert. Sie hatte ihm, mit dem naiven Vergessen aller persönlichen Verlegenheiten, das für sie eine zweite Gesundheit bedeutete, ein Billett zugeschickt, dem ein Programm beigefügt war. Und in ihm wurde die niedergehaltene Sehnsucht nach ihr durch die Mahnung an jene schon so lang entbehrten Stunden am Klavier bis zur Unwiderstehlichkeit verstärkt. Die Titel der Musikstücke allein... Sie waren wie Namen von Alleen und Aussichtspunkten und stillen, ausgestorbenen Gehöften, wo man als Kind gegangen ist – es war, als müßte dort etwas Gutes, etwas Heilendes für ihn sein, nach dem sich sein Herz sehnte und dehnte. Das Konzert war vorüber. Nun hatte er sie gehört und sich gesagt: "Ja, sie ist groß." Aber das war auch alles. Diese Töne hatten keinen besonderen Auftrag mehr an ihn; ach, hatten sie wohl je einen gehabt? Karen ging einsam, mit feinen, horchenden Brauen, in den Labyrinthen dieser Harmonien, die sich wie verzauberte Wände hin und her schoben, zu immer tieferem Eindringen lockend, herb und doch voll rätselhaft saugender Gewalt, wie süßere Klänge sie nicht hatten. Und als dann das Beethovensche Rondo erklang, ihr Rondo, und der durchsichtige Schmerz der Melodie über den wechselnden Harmonien schwebte, wie von tausend perlenden Strahlen getragen, da erkannte er wohl diese höchste Lebensfülle der Seele, die gar nichts mehr für sich will, nur quellen, schaffen, geben, ohne Kampf, ohne Nachdenken; der sich auch der Schmerz in Lust verwandelt, weil er neue, rauschende Quellen zum Durchbruch bringt. Und er erkannte: wer solcher königlichen Lust fähig ist, dessen Straße wird einsam sein, blind und hellsehend zugleich wird er seinen Weg gehn; für alle hat er Überfluß, durch tausend Röhren muß sein Reichtum brausen, frei, unerschöpft, wie viel er auch immer vergeudet. Aber er wird einsam sein, wie alle, die viel schenken.

Karen war beim Souper sehr freundlich gewesen, ohne ausgelassen zu sein, so daß ihre andern Freunde fast neidisch wurden, und als sie aufbrachen, hatte sie ihn allein gebeten, nach oben zu kommen, um in ihrem winzigen Salon noch eine Zigarette zu

rauchen. Dort, gleich beim Eintreten, bot sie ihm beinah hastig Hände, Stirn und Lippen und sah ihm, zaghaft lächelnd, ins Gesicht. Aus ihrem halboffenen Abendmantel, den sie auf der Treppe übergeworfen hatte, aus der Flut zerdrückter Spitzen, die ihre zarten Schultern umgaben, strömte ihm der laue Duft ihres Körpers, ihres jungmädchenhaften Veilchenparfums entgegen, und ihr Blick, der tastende Blick der Kurzsichtigen, der so hochmütig sein kann, gab ihr plötzlich etwas Hilfloses. Dabei wurde ihr Lächeln reifer; gedankenvoll, beinahe leidend.

Jammerte er sie in seinem schwarzen Abendanzug, der die eingesunkene Brust so deutlich verriet? Lächelte sie über sich selbst, daß sie dort oben, in der Kameradschaft gemeinsamer Geschmacksrichtung – gemeinsamer Langeweile vielleicht auch – so viel Gedanken an ihn gewendet hatte? Oder spürte sie mit ihren feinfühligem Künstlerfingern – ob er ihr jetzt auch altbekannt und ziemlich gleichgültig geworden – eine Schattierung halbwiderstrebender, ironischer Anbetung in seinem Gefühl für sie, etwas Feines, Flüchtliges, Scharfgeschliffenes, unsinnlich und doch verzehrend wie weißglühender Draht, dem sie nie wieder in derselben Eigenart begegnen würde? Wußte sie schon jetzt, daß sie sich in einem Jahr, vielleicht auch erst in zwei oder drei, ganz unsinnig nach eben dieser Art sehnen würde? Ach, dachte sie mit einsichtsvoller Selbstironie, daß es ihr doch mit den Passionen für Menschen ebenso gehen mußte, wie mit ihren Passionen für alle Dinge. Himbeeren zum Beispiel. Jeden Sommer überaß sie sich dran, konnte sie dann zeitweis überhaupt nicht mehr ansehen, hatte aber doch das beruhigende Bewußtsein, bis zum nächsten Sommer würde sich der Appetit danach wieder einstellen. Und mit den schönsten, herrlichsten Musikstücken war's ebenso. War das nun ihre Schuld? Man konnte ganz gewiß nicht immerzu Chopin spielen, aber auch nicht immer und ewig nichts als Händel und Bach. Was sollte sie machen! Es war ihr nun einmal so gräßlich unbequem, sich zu verstellen.

Mucki merkte ihr an, daß sie gern "im guten" von ihm scheiden wollte; er wußte, daß sie auf die Länge eine unaufgelöste Dissonanz nicht ertragen konnte, und daß sie ihn, um dem zu entgehn, sogar dabehalten würde. Aber er merkte auch, wie ihre Gedanken zwischendurch schon wieder rastlos wurden; und er wußte: was da in ihren feinen Nasenflügeln zitterte, war kein Verlangen nach ihm, nach irgend jemand; sie witterte einem andern Wild nach: den unbeschreiblichen Schattierungen und kleinen, kaum

merklichen Vertiefungen und Einschnitten, die ihre Nerven heut abend ihren starken, elastischen Händen übermittelt hatten. Wie würde es das nächste Mal sein? Würde sie's ebenso deuten oder anders, würde ihr Puls den Rhythmus vorwärtsdrängen oder verhalten an jener Stelle, die sie manchmal derb, beinah brutal empfand, wie eine Herausforderung, wie die Gebärde eines breitspurigen, degenrasselnden Bravos, und manch andres Mal in sich gefestigt, abgemessen, unerbittlich wie einen Schiedspruch?

Und würde auch das nächste Mal dies einzige, unbeschreibliche Gefühl sie überkommen, wie es sie heute überkommen hatte: als ob all die krausen schwarzen Noten erst in ihr den Lebensfunken empfangen, dann aber in beinah schmerzhaft atemloser Wonne unter ihren Händen zu leben und zu erobern anfangen, daß sie ganz blaß wurde vor Seligkeit? Fleisch von ihrem Fleisch, Blut von ihrem Blut – das sie mitriß, wie tollende Kinder ihre junge Mutter mitreißen im Spiel? Es war ja auch ein aufregendes Gefühl, wenn es schien, als ob das Publikum selbst zur Klaviatur wurde und unter ihrer Hand zu schwingen begann – wenn sich das Fell der großen, lauschenden Katze knisternd sträubte – aber das dauerte doch nur Minuten; bald starrten die Augen der Spielenden ins Weite; es erschienen träumerische Wölbungen über ihren Brauen, der ausdrucksvolle Mund öffnete sich ein wenig: sie war weit fort, in einer andern Welt und trank die Luft, die ewiges Heimweh zurückläßt.

Mucki spürte es wohl, daß ihre Gedanken nur halb bei ihm waren, ob sie auch ganz weich, beinah kleinmädchenhaft in Stimme und Gebärde wurde, so als wollte sie sich entschuldigen, daß sie sich doch ein bißchen fremd geworden in der kurzen Zeit. Ein- oder zweimal, wie sie nach diesem und jenem in Arventhal fragte, erschien auch die eigentümliche zuckende Bewegung in ihren Wangen, die ihrem Gesicht den beklemmenden Ausdruck eines todunglücklichen Pierrot verlieh; wenn sie dies Gesicht machte, erfolgte meist irgend ein Gefühlsausbruch, Ströme von Tränen oder auch Gelächter, oder irgend eine ganz unglaubliche Grobheit. Heut aber überwand sie sich; sie sah sich ja nur einmal noch all ihr Spielzeug an, sie wollte nicht häßlich sein, es alles ganz nett und ordentlich einwickeln und wegtun.

Mucki spürte förmlich, was sie dachte, er hatte ja noch viel feinere Fingerspitzen als sie; dies Hineinlauschen in andre, das bei Kranken fast zu Hellsehn werden kann, war ihm geläufig. Es war gut so. Nun hatte Karen den ersten großen Erfolg gehabt, auch vor

sich selbst, und sie selbst war ja ihr strengster Richter. Nun hatte sie den Rausch des Wagenlenkers gekostet. Arbeit und Gesundheit, und ein Ziel wie ein leuchtendes Tor, das sollte ihr nun werden, ach, Glückes genug. Und dies und jenes, was ihn an ihr verletzt und erschreckt hatte, war schon im Schwinden – Abfall, von dem man nicht mehr redet.

Aber tief in seinem Herzen blieb eine Stelle, von der seine Gedanken wegglitten, eine Tür, an die sie nicht rührten, denn dahinter, wie eine Kinderbescherung, schimmerte allerhand, das ihm nun auf einmal weh tat: die Photographierexpeditionen und ihre Ergebnisse, schiefe, verschwommene Bilderchen; die Schlittenfahrten zwischen tiefverschneiten Tannen die Straße hinab bis zum braunen, freundlichen Wirtshaus, wo der plumpe Kachelofen wie ein wohlwollender Riese Wärme ausstrahlte und unzählige Photographien der Wirtsfamilie über dem Sofa hingen; Bräute mit starren, verlegenen Gesichtern und Myrtenkronen und riesenhaften weißen Handschuhen, und Kinder in schottischen Kleidchen, die den Mund verzogen vor Todesangst. Karen hatte, auf dem Sofa kniend, ihnen allen klassische Namen aus Schillers Tell gegeben. Ach und der ausgestopfte Schneehase über dem Klavier, ein alter, spitzzulaufender Flügel mit fünf Pedalen und den schönsten Bronzebeschlägen, Gott allein wußte, wie der in diese Einöde geraten war. Karen spielte, süß und fein und vornehm, kleine Sachen von Mozart, die klangen hübsch in den zittrigen Tönen; ein Andantino besonders, traurig, behutsam, wie auf den Fußspitzen, Scheiden und Sichbescheiden, Lächeln und zarteste Güte. O, er war froh, daß sie's nicht im Konzert gespielt hatte – einen Augenblick hatte das Herz ihm qualvoll gepocht, weil er dachte, sie würde es als Zugabe spielen, als der Applaus gar kein Ende nahm. Aber nein – und es blieb nun in seinem Herzen aufbewahrt, ohne alle neuen Schattierungen.

Wie oft hatte er gedacht: "Ich hab' es nicht nötig, daß mich die Menschen lieben, ich will nur, daß sie mir gefallen." Aber jetzt lief ein Frösteln durch seine Seele. Er mußte plötzlich an Frauen denken, liebe, junge, gedankenlose Frauen, wie er sie in Süddeutschland, besonders aber in Italien, in kleinen verträumten Badeorten, oder in bescheidenen Villen der Vorstadt im Vorübergehen gesehn: schmiegsam und träge, vollbusig, in hellen, losen Kleidern, etwas schlampig, aber unendlich wohlwollend; mit kleinen liebkosenden Bewegungen ihrer feinen, bräunlichen Hände, an denen silberne

Armringe klirrten. Wie sie ihre Kinder abküßten, oder mit der Katze spielten, oder ernsthaft die Frisur im Spiegel prüften; wie sie auf den Balkon rannten und sich über die Brüstung beugten, abends, wenn die Stunde nahte, daß der Mann nach Hause kommen mußte, ein hübscher, sporenklirrender Offizier, oder ein kleiner Beamter auf seinem Fahrrad. Solche weichen, warmblütigen Frauen, mit kleinen, glatten Stirnen, hinter denen kein Platz war für viele Gedanken: ob das doch vielleicht die waren, welche am meisten Glück verbreiteten? Aber es durchzuckte ihn: nein, nein, nicht undankbar sein; was ihm an Karen weh tat, das war ja gerade, was ihn bezaubert hatte: das Zickzack, die eckige Grazie, das Unerwartete, wie blühender Heckendorn!

Und von einem Dornenzweig soll man nicht Rosen und Apfel ernten wollen. Er gibt uns, was nur er geben kann, seine kleinen, launischen Blüten, die zart und keck an den scharfen Ästen leuchten, über dem Staub der Landstraße, schneeweiß, sorglos – aber sie freuen die Augen, und der Weg scheint kürzer, der an ihnen vorbeizieht. Ja, so war's, was konnte er Besseres verlangen! So fein, so furchtlos, so ganz sie selbst war Karen heut abend; das Leben brachte nicht oft solche Geschöpfe hervor. Und er – ja nun, er war ein armer, kranker Junge. Das war nun wieder eine Sache für sich. Ohne eigentlich Abschied zu nehmen, mit ein paar scherzend nichtssagenden Worten ging er von ihr.

Als Mucki die Tür hinter sich geschlossen hatte, blieb Karen mit gerunzelten Brauen mitten im Zimmer stehen, und einen Augenblick war's, als wollte sie ihm nach; dann lachte sie ärgerlich. Dummer Junge, er hätte ja dableiben können. Aber so war er nun: mokant und frostig, und dann war sie die Herzlose, weil er Tugendwandlungen hatte. Ja, und er war doch bisweilen auch scheußlich beleidigend. So kuriose Gleichnisse machte er, man mußte erst lange nachdenken und dann war's gewiß etwas Spitziges. Oder er warf einem plötzlich so einen Blick zu, mit etwas hochgezogenen Brauen – das sollte heißen "Kindchen, Sie flunkern" – oder "Kindchen, ist das nicht eigentlich etwas unfein" – ah, sie sagte dann nur "Rembrandt als Erzieher"³⁶ – und dann kroch er gleich ins Schneckenhaus – das war auch langweilig. Ob es nicht vielleicht recht ausruhend wäre, eine Zeitlang ausschließlich mit Philistern zu verkehren, die nie etwas andres meinten, als was sie sagten, die nicht, wenn sie von Kartoffelsuppe

³⁶ Julius Langbehn: REMBRANDT ALS ERZIEHER (1890), eine seinerzeit sehr einflußreiche kulturpessimistische, antiliberale, antisemitische und "völkerpsychologische" Arbeit, deren Titel als Schlagwort weit über die eigentliche Rezeption hinausging, so auch hier.

sprachen, irgend einen Seelenzustand damit bezeichnen wollten? Freilich auf die Länge auch unerträglich. Ach, was war schließlich auf die Länge nicht unerträglich, außer der Arbeit? Denn eigentlich waren doch die langen Morgenstunden am Klavier – dieser Kampf mit tausend Teufeln, dies Lauschen und Erjagen, das Einzigwahre. Besser als Ruhm und Applaus und die schönsten Kritiken. Ja mit der Kunst, das war ein Ringkampf, und sie wollte ringen, das war ja, als hätte man drei Leben; und wenn es auch schien, daß sie sich von den Pferden schleifen ließ, so war auch das ihr freier Wille; die Zügel glitten ihr nie ganz aus der Hand. Unmerklich zog sie sie kürzer und kürzer, und dann stand sie wieder da, blaß und beherrscht. Durch flammende Tore war sie gefahren, in die rote Sonne hinein, und nun kehrte sie heim, mit ruhigen Händen, ob auch ihre Pulse klopften und ihr Gesicht den Widerschein trug der flüssigen Glut: Sie war die Stärkere . . .

Aber wenn sie liebte – da wollte sie selbst die Zügel fühlen, getrieben oder gebändigt sein. Und es war einmal dies und einmal jenes, dem sie sich unterwarf, das über sie kam, wie eine große, heiße, überwältigende Welle. Es konnte Künstlerschaft sein oder ein scharfgeschliffener, erbarmungsloser Verstand; aber Mut und Geistesgegenwart konnten sie ebenso gut in die gewünschte Stimmung versetzen, oder auch die ruhige Sicherheit sehr praktischer, etwas phlegmatischer Menschen. Rhythmus, das war's, was sie lockte und besiegte; dem gab sie sich – o wie gerne – gefangen.

Pah – man war nun einmal, wie man war. Es konnte keiner aus seiner Haut heraus, oder über seinen Kopf wegspringen. Alleinstehend von klein auf, hatte sie sich durchbeißen müssen, durch enge Verhältnisse und stumpfsinnige Tyrannei zuerst, und später dann durch Armut und Kränklichkeit. "Unfein, Kindchen" – ah, was wußte er, wie man wird, wenn man im Gewühl gehen muß – die harte Haut, die man an den Ellenbogen bekommt. Und mit der Kunst – da ist nicht zu spaßen. Da muß man eben der Stärkere sein, oder man ertrinkt. Aber wenn sie liebte, das war eine Luxussache, da wollte sie sich's gönnen, schwach zu sein, und sich weich fühlen in allen Gelenken. Der andre sollte die starke Flut sein, die sie davontrug.

Sie trat ans Fenster. Der langweilige Hotelgarten: so im Dunkeln, mit kleinen Lämpchen im Rasen, wie Glühwurmleuchten, das sah ganz verlockend aus. Es rauschte in den wohlerzogenen Bäumen: in der Nacht wurden sie sehnsuchtsvoll und redeten im

Schlaf. Sie dehnte die Arme. Das dumme Kranksein! Sie hatte sich heute doch stärker verausgabt, als es eigentlich begreiflich war. Sie klingelte und bestellte heiße Milch und Kirschwasser. Das war eine Erfindung von Herrn Brinkmann, für die sie ihm ewig dankbar sein wollte; es schlief sich so herrlich darauf. Ach das Leben war gut; sie freute sich schon auf das Getränk, und dann hatte sie sich heute eine Flasche Pariser Toilettenwasser gekauft, das roch göttlich, sie wollte jetzt gleich noch ein heißes Bad nehmen, um es zu probieren. Ja, gut war das Leben; sie fühlte ihre erregten Nerven – oder waren's die Adern? – bis in die äußersten Fuß- und Fingerspitzen; wie ein lebendiger Korallenbaum war wohl solch Nervengeflecht. Ach, wenn man doch fünfhundert Jahr leben könnte! ... Das Leben war ja grausig kurz; schade um jede Minute, die man verschlief. ...

Aber das hinderte nicht, daß sie dann, als sie in ihrem Bette lag, neun Stunden fest und traumlos schlief wie ein sattes, gesundes Kind.

Britta erwartete den Bruder an der Station, und die Wagenfahrt in dem ersten zitternden Frühlingsflor wäre trotz alledem schön gewesen; denn oft tut sich das wunde Herz der Schönheit dieser Erde besonders weit auf. Aber Mucki fühlte sich auf einmal sehr krank. Sein Kummer selbst schien blaß und unwichtig geworden, und er hatte nur den einen Wunsch: endlich angelangt zu sein und nicht mehr fort zu müssen aus seinem Turmzimmer dort oben.

117

Sechstes Kapitel

Es war alles licht und luftig in Muckis Balkonzimmer. Keine Nippes, keine unnötigen Möbel, ja, fast keine Photographien mehr an den Wänden. Ihm war, als atmete es sich so besser. Und überhaupt meinte er, die Asketen seien eigentlich die wahren Lebenskünstler. Auf dem Tisch an der hellgetünchten Wand ein Krug mit feinen, sprossenden Zweigen: wie schön ihr Schatten auf der Mauer – ein kleines, japanisches Gedicht! Ja, hell und zart und gleichsam scharf umrandet war alles auf einmal, als sah er's plötzlich durch eine Brille, ganz deutlich, nahe gerückt. Und dazu

summte ihm ein lächerliches Lied durch den Kopf, wie eine eigensinnige Abendmücke; junge Künstler, mit denen er in München befreundet war, hatten es damals oft gesungen:

"Da liegt er nun, der holde Knabe,
O Freunde, weint an seinem Grabe,
Und singt mit lautem Klaggetön:
Der gute Alfred war so schön, so schön,
Der gute Alfred war so schön! . . ."³⁷

Er mußte über sich selbst kichern. Eigentlich paßte das, was bevorstand, gar nicht recht zu ihm . . . denn es hatte, wie alles Endgültige, einen kleinen Stich ins Dramatische; und dem war er doch zeitlebens aus dem Wege gegangen.

Wie gut, daß er sich Britta beizeiten gut gezogen hatte. Ah – nur alles hübsch ruhig. Gotische Übertreibungen . . . er haßte das. Man nahm sich eben zusammen. Da gab es *andre* – die auch jung gewesen! Er dachte an Mozart. Wo war da je in seiner Musik dieses rüpelhafte, aufdringliche Westenaufreißen, diese Wundenparade, wie es heut Mode war, wo ihn die Musiker und Dichter an die Bettler im Orient erinnerten, die sich förmlich brüsten mit ihren scheußlichen Beulen und Verkrümmungen, ihrem Aussatz und Elephantiasis . . . Ah! Mozarts Schmerz . . . Wie ein schöner, einsamer Vogel über dem grollenden Meer, wie leuchtende Blüten im Dämmergarten: heute nacht noch, o solch Zittern und Schimmern, morgen frühe seid ihr dahin! . . . Aber das ist nun so, und die sind wahrhaft königlich, die für sich keine Ausnahme begehren.

Flötentöne – wehmütig, ja; aber dennoch: rühr' mich nicht an. Nicht die schluchzenden Geigen Beethovens, ihr Mitleid, ihr unerbittliches, wenn sie den letzten Schleier wegziehen, in den sich die zuckende Seele einhüllt.

Nein – Fassung, das war das Köstlichste. Wie auf griechischen Totensteinen: Eurydike, die ganz weich, ganz einfach, von Orpheus scheidet und dem Todesboten sanft und verständig die *andre* Hand läßt . . . "ja ja, ich komme schon, nur ein Augenblickchen noch." Ist's nicht, als gäbe sie dem Zurückbleibenden Rat, wie er's mit allem halten soll, nun sie nicht mehr für ihn sorgen kann, weil sie fort muß in die

³⁷ Der schöne Alfred (Text Rudolf Alexander Schröder)

grünliche Dämmerung? . . . Ombre felici . . . Ist's nicht ein wenig wie Heines arme Kitty, die auch so besorgt ist, weil sie weg muß:

"Sie verlangt, daß ich die Strümpfe
Diesen Winter tragen solle,
Die sie selber mir gestrickt hat
Aus der weichsten Lämmerwolle . . ."

Ah, und Lord Chesterfields letztes vernehmliches Wort: "Please, give Mr. Coningsby a chair . . ." und Marie Antoinette, die dem Henker auf den Fuß tritt: "Pardon, Monsieur, j'espère que je ne vous ai pas fait mal" . . . Oh ihr Besiegten, die ihr Sieger bleibt, durch die zarte, unbezwingliche Waffe des Geschmacks! . . .

Ein paar Wochen später sagte Mucki: "Es ist sonderbar; früher fand ich so viel auszusetzen an allem. Im Sommer hatte ich immer Heimweh nach dem Winter. Und wählerisch war ich, du lieber Himmel! Ein häßliches Haus konnte mir den schönsten Platz verleiden, und wenn irgendein Baum abgehackt wurde, der mir lieb war, mocht' ich den Weg nicht mehr gehen. Und mit den Menschen war's ebenso. Wenn einer, den ich liebte, etwas tat, das mir nicht gefiel, gleich war ich abgekühlt, ja meist war's dann überhaupt zu Ende. Auf der Universität ging's mir schon so, und dann später . . ."

"Und doch" – sagt Britta leise – "hat man nicht eine ganz andre Geduld, wenn man jemanden liebt? Sucht man nicht immer noch zu verstehen, wo man sonst mit seinem Urteil längst fertig wäre?"

"Ja – das tut man wohl auch – man flickt und stützt und macht sich selbst was weis, weil man feige ist und sich nicht eingestehen will, daß das Götterbild Fehler hat. Wenn man aber recht innig liebte, sollt' es solcher Kunststücke nicht bedürfen. Was hab' ich an den Menschen gekrittelt, ich armer Wurm. Und die mir die liebsten waren, – am wehesten taten sie mir. Siehst du, was du mir vorhin gelesen hast, das brachte Licht in die Sache. Da," – er suchte in einem Buch – "lies es nochmal, hier oben, auf der linken Seite."

Und Britta las: *"Jamais ce ne sont des intérêts personnels qui me blessent, mais le tort que mes idoles se font à elles-mêmes. Je leur en veux de se déprécier; c'est là que ma bouderie commence et ma rancune ne va pas plus loin."*³⁸

"Das ist es eben", sagte Mucki. "Wir machen uns Götter und verbieten ihnen Menschen zu sein. Und die armen Götter müssen die Ehre schwer erkaufen, auf einem goldnen Sockel zu stehen. Denn wir können so krittlich und empfindlich werden, daß wir nur noch die kleinen, dunklen Flecken sehen. Und da hat Jacobsen ein schönes Wort geschrieben: *Du sollst nicht gerecht sein gegen deinen Freund, sondern denken sollst du an ihn, wie er in der Stunde war, da du ihn am tiefsten geliebt hast.* – Aber ich – ich sah mit meinen scharfen kurzsichtigen Augen Flecken über Flecken. Und konnt' es nicht verwinden. Es beleidigte meinen Geschmack – und ich glaube, der ist wohl immer die Tür zu meinem Herzen gewesen." Und mit noch leiserer Stimme setzte er hinzu: "So ging mir's auch mit Karen. Aber nun glaub' ich, es kommt nicht so sehr drauf an, was einer tut – sondern darauf, was er bewundert; denn unsere Bewunderung ist unsere Sehnsucht – und die ist doch unser tiefstes Ich. Und bewundert hat sie immer nur das Auserlesene, auf Zweitbestes ließ sie sich nicht ein. In ihrer Kunst ging sie so haarscharf, da irrte sie sich nicht um einen Messerrücken, und die Kunst war ja doch ihr innerstes Sein. Siehst du, Britta, Musik ist ein großer Verräter. Ich glaube, es wäre möglich, daß ein eigennütziger, grausamer Mensch den herrlichsten Dom erbaute, Tausenden zum Trost und zur Andacht – aber eine niedrige Seele könnte nicht die Leonorenouvertüre geschrieben haben, diese Fanfaren – dieser vernichtende Jubel – nein. Und alles, was mich an Karen verletzte – ach wie durft' ich urteilen! Krankheit, Kämpfe aller Art – so ein einsames junges Geschöpf! Auch die Bäume wachsen nicht grade, an denen der Wind immerfort zaust."

Britta saß ganz still. Sie wußte, manchmal mußte er die Dinge im Geist auseinanderzupfen und wieder zurechtlegen, das Für und Wider mit sich auskämpfen; dabei konnte ihm niemand helfen.

³⁸ George Sand: *AUTOUR DE LA TABLE* (1882; *Kapitel V: H. de Latouche*). Die Autorin zitiert hier Henri de Latouche aus einem Gespräch mit ihr: "Es sind nie persönliche Interessen, die mich verletzen, sondern der Schaden, den meine Idole sich selbst zufügen. Ich nehme es ihnen übel, daß sie sich selbst abwerten; da beginnt mein Schmollen und mein Ärger geht nicht weiter."

Seine Gedanken weilten bei Karen: Wie ein verzaubertes Geschöpf war sie ihm oft erschienen, das bei Vollmond zur Schlange wird und hinunter muß in den Sumpf. Mit den unheimlichen Blumen auf dem Meeresgrund hatte er sie verglichen, die in der Tiefe wachsen und saugen und flimmern; lachend und doch nicht froh, zaubernd und selber im Bann – dann aber wieder herb und frisch wie ein Hirtenjunge, der die Quelle mit den Händen fängt oder auf dem Bergkamm steht und hinaufschreit zum Raubvogel hoch droben, in wildem, unschuldigen Glück.

Man sollte, dachte er, eine Menschenseele nicht wie ein einzelnes Bild beurteilen, an dem uns eine Verzeichnung, eine einzige falsche Linie verstimmen kann, sondern wie das ganze Lebenswerk eines Künstlers. Da ist Gutes und Mindergutes, Vollkommenes und Verfehltes, aber das Vollkommene verklärt das Unvollkommene, und die Erinnerung daran läßt uns überall sein leisestes Echo empfinden.

"Britta," sagte er sich aufrichtend, "was Karen betrifft, da drückt es mich wie eine Schuld... Du sollst nie und nimmer glauben, daß sie nicht rechtlich gegen mich gehandelt hat. *Man nennt das Meer treulos, aber das ist nicht wahr, denn es hat niemandem etwas versprochen.*³⁹ Sie hat mir viele glückliche Tage geschenkt und vielleicht ein paar unglückliche Stunden. Aber waren die nicht im voraus schon hundertfach aufgewogen?"

Wie das donnerte da unten, der kleine Wildbach, der den Schnee vor sich hertürmte. Leben war's, hartes Wollen, mit allen Kräften arbeitend. So rang die schwächliche Karen mit ihrer Kunst.

"Ach," sagte er, "mach das Fenster weit auf, die kalte Luft ist gut. Hart und rein! Ich will nichts andres mehr!"

Seine Augen strahlten so groß und hell. "Britta, es heißt, die Liebe mache blind; nein, das hab' ich nie gefunden. Sie macht sehr hellsehend, sie sieht das Schlechte, aber o Gott, wie schmerzlich sucht sie nach dem Guten. Und wenn dann eines Menschen Zauber uns mehr gilt, als alle seine Fehler – ja, dann lieben wir ihn wohl tiefer als wenn er vollkommen wäre. Die verstümmelten Götterbilder, wie sie uns ansehen! Wer weiß,

³⁹ A. Kielland (Anmerkung der Autorin). – Alexander Lange Kielland (1849-1906) war ein bedeutender norwegischer Autor des Realismus.

als sie noch kühl und glatt auf goldnen Giebeln standen, ob sie unser Herz so tief ergriffen hätten . . ."

Und dann kamen die kleinen Spottfältchen um den Mund, wenn er sich selbst verlachte. Britta mußte an Mercurio denken, wie der Bruder schlank und fein und biegsam, biegsam wie die dünne Klinge, die ihn so früh durchbohrt; mit der Spottlust in den Augen noch in der Todesstunde.

"Ja, nun hält der edle Ritter Mucki Reden nach vollbrachtem Turnier und salutiert mit zerbrochenem Degen . . .! *Ne forçons pas notre talent*⁴⁰ – mein Motto, dem ich zum Schluß nicht untreu werden will. Also, genug davon. Komm' setz dich her, lach' mich aus. Wir werden gewiß noch verschiedene Jährchen auf diesem Schneeberg sitzen, wie Mamsells Glanzstück *Marrons en surprise*. Dr. Rönne nennt es ja wohl *Schlachsahnenmiljöh*. O Muttersprache, Heimatlaut! So, nimm mal dies entsetzliche Monstrum von Genickrolle weg . . . Tante Gundas *Wonnekloß*; sie kann nicht viel Wonnen in ihrem Leben gekannt haben, die Ärmste. Lies mir was vor, was Ruhiges, wobei man tief atmen kann. Da den Zentauren. Weißt du noch, wie ich ihn dir zuerst las, das war zu Haus, im Boot; das Wasser gluckste so gegen den Kiel – Herrgott, wie warm es war, die Sonne flimmerte durch die Haseln und Ellern, und es roch moorig von den Wiesen. Nun lies, lies . . . ah, das verdammte Husten . . ."

Er deutete auf das Buch, voller Wasserflecken, mit lose hängenden Blättern, man sah's ihm an, daß es ein Reisekamerad war. Und Britta las von dem jungen Zentauren, der am Abend, nach Tagen ungefesselter Wildheit, die Felsen ersteigt:

"Wenn aber die Nacht, voll Götterfriedens, mich auf dem Berghang überraschte, lockte sie mich zurück nach dem Eingang der Klüfte und brachte mir Ruhe, wie sie Ruhe bringt dem tobenden Meer; nur das leise Wogen in meinem Innern zurücklassend, das den Schlaf verdrängt ohne doch die Ruhe zu hindern.

Auf die Schwelle meiner Wohnung hingestreckt, die Schenkel im Dunkel der Höhle geborgen, das Haupt unter nächtigem Himmel, folgte ich dem Spiel der Schatten. In solchen Stunden schien sich das fremde Leben, das mich während des Tages durchdrungen, tropfenweise von mir loszulösen und in

⁴⁰ Jean de La Fontaine

Kybeles friedlichen Schoß einzugehen, so wie nach überstandem Regenguß die letzten Tropfen von den Blättern rollen und verrinnen ins große, ewige All. Man sagt, daß in dunklen Nächten die Meergötter ihre Wohnungen verlassen, um, auf felsige Vorsprünge gelagert, ihre Augen über die Wasser schweifen zu lassen. So wachte auch ich, und zu meinen Füßen dehnte sich ein Stück Leben, wie ein schlummerndes Meer. Dem vollen, beschauenden Leben zurückgegeben, schien mir's, als sei ich eben geboren und es hätten mich tiefe Gewässer, in deren Schoß ich erzeugt, auf dem Gebirge angespült, einem Delphine vergleichbar, von Amphitritens Flut auf felsiger Küste vergessen . . ."

"Wundervoll," sagte Mucki, – "lies weiter."

"Meine Blicke irrten grenzenlos umher und hefteten sich auf die fernsten Punkte. Droben, im letzten blassen Licht, ragten noch immer die kahlen, reinlichen Gipfel. Dort sah ich bald den Gott Pan, den ewig einsamen, bald den Chor der heimlichen Götter am Gebirg herabsteigen, oder eine Bergnymphe, nachtberauscht, stürmte vorbei. Dann wieder durchquerten die Adler des Olympos die höchsten Lüfte, um in den fernen Sternbildern zu verschwimmen, oder sie versanken in den Wipfeln heiliger Wälder. Und der aufgestörte Geist der Götter brachte plötzlich Aufruhr in den Frieden der uralten Eichen."

"Eine Bergnymphe, nachtberauscht –," Mucki wiederholte es, gleichsam kostend. "Siehst du das, wie ich es sehe, Britta, ihr feuchtes Haar, ihr Gewand, naß von den Büschen, die sie gestreift; der Geruch der Wildnis strömt von ihr aus, der Qualm der Kohlenmeiler, den sie durchquert, Kräuter, die ihr Fuß zertreten, der schmale, eilige Fuß, das schlanke, sehnige Bein! Sie rennt – sie rennt – der Ruf hat sie erreicht . . . Und Pan, und die heimlichen Götter, wie sie den Abhang herunterstürmen, und hinter ihnen her vom Gebirg herab, Kieselwetter ins Tal –" Er legte sich zurück und schloß die Augen. Wie reich schenkten doch die Dichter; nicht nur ihre eignen Gaben, sie weckten auch die Erinnerung an andere, die ihnen auf irgendeine Weise verwandt waren, und schenkten sie uns auf's neue. Ein Ton klingt an drei, vier andre an, und jeder dieser andern bildet wieder neue Ringe. Es ist die höchste Brüderlichkeit.

Und dann wandte er sich im Geist von diesen kargen, grauen Felslandschaften, diesen Tälern, wo über dem Wasser, wie jammernd, die jungen Steineichen sich neigen, efeubekränzt, und war mit einem einzigen kleinen Schritt daheim. Dort auch war Tauwetter und Frühlingsgeruch; die Landwege liefen kohlschwarz aufgeweicht durch

die Felder; in den Pfützen, in jeder tiefen Radspur spiegelte sich der feuchtblaue Himmel. Auf den Zäunen und in den kahlen Birken saßen Krähen; manchmal erhoben sie sich, dick und schwer, und flogen schreiend über die Äcker, dorthin wo gepflügt wurde. Die fette Erde legte sich in glänzenden, gleichmäßigen Schollen hinter der Pflugschar um, rotbraun, lehmig, die Pferde blieben beinahe kleben mit den schweren Hufen. Der Knecht hatte seine alte blaue Dragonermütze auf dem Kopf, und auch der Himmel war blau mit weißen, faserigen Wölkchen. Wie es roch nach Erde und Leben! Ach, das würde er nie wiedersehen, nie wieder riechen, und er wußte nun, er hatte es geliebt. Er hatte es zergliedert und hin und her gewandt, und sich oft fortgesehnt, als er dort war – nicht wie Britta, die das ganz unbewußt genoß und einsog und allerhand Tätigkeit damit verband, wie sich eine Biene vollpackt mit nützlichem Blütenstaub – nein er hatte es gekostet, wie man Wein kostet und seinen feinsten Aromen nachspürt – aber nun fühlte er's schmerzhaft, die Erde war überall schön auf die eine oder andre Art, aber es gab für jeden einen Winkel, wo man nicht mehr daran dachte – man liebte sie eben.

Britta neigte sich über ihn. Die sinkende Sonne, die hinter ihr zum Fenster hereinschien, wob ein Gespinnst von Abendgold und flimmernden Härchen um ihren kleinen braunen Kopf, um den Umriß von Schläfen und Wangen und verlieh ihr auf einen Augenblick das warme, reife Weizenblond einer jungen Ceres.

"Du siehst aus wie Frau Holle" – sagte Mucki. Wenn man Märchen erwähnte, wurde vieles in ihr wach, süß und quälend. Sie sah den Bruder als ganz kleinen Jungen wieder, und es standen plötzlich allerhand Dinge vor ihren Augen, an die sie sonst nie dachte: ein Lampenschirm, der ein Giebelhaus darstellte, mit Dach und Schornstein und Fensterluken aus rotem Papier, ein Bilderbuch, *Les aventures de Monsieur Crépin*⁴¹, das sie abends beim Schein dieses Lampenschirms kolorierten, und dann das Märchenbuch, aus dem sie einander abwechselnd vorlasen; nur wenn es sehr herzerreißend wurde, das las man allein, es war weniger genierlich, man wär ja seiner Stimme nicht mächtig gewesen, wenn es hieß: "O Fallada der du hangest, o Königstochter die du gangest –."

⁴¹ Von Rodolphe Töpffer (1799-1864). Er war mit seinen Bildergeschichten (für Erwachsene!) ein Vorläufer (eigentlich der Erfinder) der Comics.

Und auch jetzt, obgleich sie das Märchenbuch⁴² mitgenommen hatten, bestand das stillschweigende Abkommen, daß daraus nicht vorgelesen wurde.

"Du siehst mir nicht recht behaglich aus, willst du nicht höher sitzen?" sagte sie. Er ließ sich aufrichten und dem Fenster zuwenden, gab aber ihre Hand nicht frei, ob er auch von ihr wegsah, in den blasser werdenden Himmel.

"Lies mir noch den Schluß," bat er, "die letzte Seite, wo der Zentaur ganz uralt geworden ist . . ."

Und Britta las stehend, das Buch zum Fenster gewandt, um das letzte Licht zu erhaschen: *"Ich aber, o Melampus, gleite hinab in's Alter, friedlich, wie Gestirne vergehen. Noch immer bin ich stark genug, die Felsen zu erklimmen, wo ich verweile, sei's um den freien ruhlosen Wolken nachzublicken, sei's um am Himmelsrand die regnerischen Hyaden, die Pleiaden und den großen Orion aufsteigen zu sehen. Aber ich erkenne, daß ich zusammensinke und immer rascher mich auflöse, gleich halbgeschmolzenem Schnee, der die Flüsse hinabtreibt. Bald werd' ich mich mit den Strömen vermengen, mit ihnen dahingehen durch der Erde mächtigen Schoß."*

Muckis Hand öffnete sich: *"Gleich halbgeschmolzenem Schnee, der die Flüsse hinabtreibt"* – sagte er leise . . .

⁴² KINDER- UND HAUSMÄRCHEN der Brüder Grimm. (Das Zitat ist aus dem Märchen *Die Gänsemagd*).

Siebentes Kapitel

Dörnberg, den 28. April.

Meine lieben Kinder!

Es ist mal wieder ein Schauderwetter, und ich habe mich nach dem Kaffee in die "Bücher" versenkt und ein bißchen gerechnet, denn man soll sich von Zeit zu Zeit kasteien. Und siehe da, ich entdeckte, daß es mit dem Mammon besser steht, als ich geglaubt. Auch sagt Baumann, das Dach vom Schafstall ließe sich wohl noch mal überflicken.

Also steckt der fröhliche Landmann – welches greuliche Klavierstück mir seinerzeit manchen Fluch entlockt hat, als Brittchen es stundenlang übte und immer an derselben Hürde niederbrach – also – der fröhliche Landmann kann die Grüngähkelte wieder in die Hirschlederne stecken, oder vielmehr ihren Inhalt zu etwas Besserem brauchen als den Schafen Paläste zu bauen.

Nämlich – dieses ist der langen Rede kurzer Sinn – ich will Euch demnächst besuchen, Ihr Haimons-Kinder, und sehen, wie Ihr haust.

Ich bin ja nur einmal, vor ewigen Zeiten, als mein grauer Schopf noch braun war – im Alpenland gewesen, sah mir den Löwen in Luzern an und kaufte mir daselbst einen geschnitzten Nußknacker, den ich noch habe. Aber er knackt nicht mehr. Auch ging ich auf verschiedene steile Aussichtspunkte, wo ein Mensch mit grünen Hosenträgern in ein Nebelhorn blies, um das Echo der Täler zu wecken. Und prächtiges Vieh sah ich dort, besonders ein junger Stier ist mir unvergeßlich, mit einem krausen Fell auf der Stirn, den hätt ich am liebsten mitgenommen – und immer noch, wenn ich vom Baron von Ochsenstjerna lese, muß ich an das Vieh denken. Im übrigen war ich damals in eine wunderschöne englische Lady vergafft und sah nicht viel außer ihr. Sie saß so schwipp auf ihrem Maultier und hatte die schönsten Hände. Dann erschien ihr Verlobter, das war ein langer Schlaks, aber doch ein piekfeiner Kerl, und da ließ ich die Schweiz Schweiz sein und bin seither nicht mehr dort gewesen. Also ist's an der Zeit, meine Bekanntschaft mit dem Lande aller Bürgertugend aufzufrischen, und ich bitte Brittchen, mir bei Euch oder in einem Gasthof dichtebei eine Stube zu mieten, wenn

möglich mit einem vernünftigen Kachelofen, denn die Zentralheizung benimmt mir die Luft.

Aus unserer Stille ist wie gewöhnlich nicht viel zu berichten. Die Kapitelsdame ist wieder mal an unserm Himmel aufgetaucht. Auch ihretwegen scheint mir die Flucht in die Berge geboten. Denn Johanna Lossow hat eine eigne Fähigkeit, den schlummernden Leuen in mir zu wecken. Ich weiß nicht, was in die Menschen gefahren ist. Meine gute Mutter war gewiß christlich gesonnen, und außer bei Mumps oder sonst was Ansteckendem mußten wir alle Sonntage in die Kirche, aber sie sagte immer: Von Religion und von Verdauung spricht man nicht. Aber Johanna mit den Plüschaugen muß uns immer was zu raten geben mit ihrem Seelenstoffwechsel, diesmal hat sie wieder was Neues, es heißt "mystische Bewegung" und soll aus Amerika herübergekommen sein, wie der Koloradokäfer.

Sie hatte ja immer so was von der heiligen Therese, das Asketisch-Glimmende möcht' ich's nennen; aber eins muß man ihr lassen; wenn sie in vollem Wicks ist, mit Schleier und Ordensband, alle Achtung, das hat Stil. Neulich bei der Silberfeier in Klein-Föhrde schoß sie doch eigentlich den Vogel ab.

Nun besitz' ich ja die alte verfloderte Bibel, aus der sich der gute Onkel Klaus, den Ihr leider nicht mehr gekannt habt, von seinem Kutscher vorlesen ließ, wenn er mit Hexenschuß zu Bett lag. Wenn dann das Kapitel zu Ende war, sagte Onkel Klaus: "Johann, gefällt dir das?" Dann sagte Johann manches Mal: "Nee, gnäd'ge Herr, dat gefällt mi nich so sehr." – "Mir auch nicht," sagte Onkel Klaus, "reiß es raus, Johann." So ist die Bibel allgemach recht dünnleibig geworden; besonders in den Propheten sind viele Lücken. Na, das hat mir nun Johanna greulich übelgenommen, daß ich das in ihrer Gegenwart dem Pastor erzählt habe, der es aber ganz gut aufnahm und furchtbar lachte; und nun wollt' es das Verhängnis, daß ich beim Diner in Klein-Föhrde neben sie zu sitzen kam. Sie warf mir einen Blick zu – ganz sanfte Mondecar, überirdisch und ohne Groll; mir wurde trocken im Halse. Auf meiner andern Seite hatte ich Sibylle aus Briefen, aber die ist ja nur Ehrenstiftsdame und kommt gegen Johanna im Ornate nicht auf. Sie war in grauer Seide und hatte ihren Häuptlingsschmuck aus Hirschhaken angetan. Ein famoses altes Mädchen; ziegelrot gebrannt, und macht nun alles selber; jeden Morgen um viere schon auf dem Felde; soll eine Musterwirtschaft sein. Ich

unterhielt mich sehr gut mit ihr; wenn sie auch ihre Schrullen hat, aber ich hab' schon manchen guten Rat von ihr bekommen.

Zu der Feier waren übrigens Paulchens Braut und deren Vater gekommen. Paulchen strahlte, wozu er auch allen Grund hat. Sie sah reizend aus, schlank wie eine Weidenrute und prachtvolles Haar. Der alte Rennschmidt hat einen süperben Kopf; rassig, nicht ein Lot Fett am Leibe, alles Muskel und Stahl, und so ein Paar Augen wie Röntgenstrahlen; kein Wunder, daß er den Leuten ihre Krankheiten an der Nase abliest.

Aber Paulchens Verwandtschaft schritt einher wie die Götter Walhalls mit Kammerherrnschlüsseln. Besonders Leontine war zum Schreien, wie sie Rennschmidts begrüßte; so ein Flötenton, wie Serenissima bei der Denkmalsenthüllung.

Sonst hätt' ich heute nichts zu erzählen, man lebt so stillechen und wird nicht jünger. Die kleinen Begebenheiten sind's nicht wert, mit Feder und Tinte aufgespießt zu werden. Das ist, als ob man durch ein Hörrohr übers Wetter reden wollte. Da schweigt man lieber. Aber das alte Haus gefällt mir nicht ohne Mucki und Brittchen, und wenn oll Mieneken kommt, die Dielen zu scheuern, frägt sie immer nach Euch und sendet freundlichen Gruß. Übrigens hat es oll Mieneken mit Tante Gunda verschüttet, weil sie jung Mieneken zur Konfirmation ein Korsett gekauft hat; – jung Mieneken hatte sie wohl bis aufs Blut darum gequält. Ich mußte lachen, aber Tante Gunda war sehr ärgerlich, sie sagt, das sei wieder so ein Symptom, und überall schwankte der Boden unter unsern Füßen. Das mußst' ich Euch doch berichten.

Ach Kinderchens, die Zeit ist mir recht lang geworden nach Euch. Mein altes Tafelklavier hat auch, seit Ihr wegfuhr, das Maul nicht mehr aufgetan. Ich pfeif' mir manchmal des Abends Brittchens Allegretto vor – Tik – titititik – tititik – aber sehr Allegretto ist mir dabei nicht zumute. Na, nun steht alles voll Leberblümchen im Park, und massenhaft Himmelsschlüssel – freilich noch zusammengekrullt – auf dem Rasenplatz. Jeder Frühling ist doch wie ein Geschenk – meist ein unverdientes. Und bis die große Linde summt, dann sitzt Ihr bei mir auf der Bank zwischen den Oleanderkübeln.

Feinen norwegischen Hafer haben wir gebaut, der wird so hoch wie Schilf, der Klein-Föhrder Inspektor preist ihn in allen Tönen. Die "Schwarze Kute" wollte Baumann durchaus dränieren, aber ich hab' um sie gekämpft wie um eine Königsbraut, Mucki soll seinen Sumpf und seine Libellen wiederfinden, ob mir's auch gegen mein landwirtschaftliches Gewissen geht.

In Klein-Föhrde hat sich übrigens noch eine schöne Geschichte zugetragen. Nach der Einsegnung ging Henning – ganz Kammerherr und Johanniter – zum alten Puhmann, der am selben Tag seine goldne Hochzeit beging, und wollt' ihm wohl recht was Leutseliges sagen über das eigenartige Zusammentreffen. Aber Puhmann kam ihm zuvor, schüttelte ihm die Hand so recht verständnisvoll und sagte: "Ih Jott, gnäd'je Herr, ick weet et jo, wie ein tomut ist, wenn man so fünfundtwantig Johr tosammgehuckt hat – da wird man et so leid, so leid! . . ."

Nun lebet wohl, meine lieben Kinder, und Brittchen soll sich gleich nach dem Stübchen umtun, denn wenn ich reise, muß ich gleich reisen, in drei Wochen muß ich zurück sein, da ist Termin in Vormundschaftssachen für Heinzens kleine Bengels. Es ist alles drunter und drüber, und die Frau Mama unpraktisch und aufgeblasen – ich muß aufpassen wie ein Schäferhund.

Es sehnt sich recht nach Euch Euer alter Onkel

Grahnstedt.

Eingelegter Zettel: Mein geliebtes Kind, ich wollte mich nicht telegraphisch ansagen, das hätte Mucki stutzig gemacht, darum reise ich auch nicht sofort. Aber ich denke, in drei Tagen. Der Sanitätsrat schreibt, es könnte sich wohl noch einmal geben, auf einige Zeit, wenn keine Komplikation käme, die er aber nicht erwartet. Darauf laß uns hoffen, ohne Hoffnung ist man schwach. Wenn er sich nicht quält, der liebe Jung, dann ist ja jeder Tag ein Geschenk. Was kann ich Dir sagen, mein Brittchen; beiß die Zähne zusammen, je ruhiger Du bist, desto besser für ihn. Na, mit Dir ist mir nicht bange, ich weiß, Du stehst Deinen Mann. So drücke ich Dich an mein altes kummervolles Herz. Ich hab' den dummen Brief geschrieben, damit Mucki nichts merkt und ein bißchen lachen soll – froh war mir nicht zumute. Aber was will man machen. – Stillhalten, wenn

kämpfen nichts mehr hilft. Aber Dein Kummer ist der größte, darum will ich nichts weiter sagen. Also auf Wiedersehen, Donnerstag gegen Abend denk ich, aber ich telegraphiere noch von Zürich aus.

Die arme Gunda ist ganz aufgelöst; sie dauert mich von Herzen.

Dein getreuer Onkel

Grahnstedt.

Achtes Kapitel

Es war der erste Abend gewesen; nur wenig Stunden früher waren Britta und Onkel Grahnstedt angelangt. Der erste Abend; man war ziemlich spät auseinandergegangen. Die beiden Alten schienen sich wohl zu fühlen in Brittas Nähe. Wie sich verfrorne, verregnete Vögel die gestäubten Federn zu glätten beginnen beim ersten Sonnenstrahl.

Tante Gunda war recht alt geworden. Ihre Unterlippe zitterte nervös, und sie wiederholte den Schluß jedes Satzes, den Britta sprach, und hatte etwas Behutsames bekommen, wodurch sie sich sonst nicht ausgezeichnet hatte; denn sie verfiel wohl bisweilen in den alten Ton der Selbstüberzeugung, brach dann aber plötzlich ab, mit zuckendem Mund, als wollte sie sagen: "Ich kann mich ja auch irren". – "Aber gewiß, Tantchen," sagte Britta weich, "morgen wollen wir das alles zusammen überlegen, natürlich regt es dich auf. Aber vielleicht läßt sich's doch in Ordnung bringen. Wenn ich dir helfen kann, ich tu's ja so gerne." Ja, sie würde neue Lasten zu tragen bekommen, und es war gut so. Die liebe, schmerzende Last war von ihr genommen, und es tat weh, wie wenn man sich aufrichtet nach langem Bücken. Aber nun würde sie sich dies oder das aufladen, o gerne, gerne.

Onkel Grahnstedt trommelte auf den Tisch, und nun pfiff er auch – ganz leise nur – den Hohenfriedberger zwischen den Zähnen. Das tat er immer, wenn er erregt war und sich zusammennehmen mußte. Tante warf ihm einen Blick zu und machte, was Mucki "das Gesicht der Herzogin von Olivarez" genannt haben würde.

"Ach Onkelchen, pfeif doch lauter, wenn es Tante nicht stört", sagte Britta. "Aber schwedische und finnische Märsche kann ich dich jetzt lehren, die sind wundervoll, ich will sie gleich kommen lassen." Und dann erzählte sie von Karen Sibelius' herrlichem Spiel. Darüber konnte sie ruhig reden, sie hatte es längst in sich verwunden, wie man Nesseln zerdrückt; das brannte sie nicht mehr . . . Da waren andre Dinge, vor denen ihr bangte; allerhand Unentrinnbares, das sie sich nicht auszudenken wagte: das Wiedersehen mit dem Boot am Fischkasten, der Blick auf die blitzenden Mummeln, der dunkle Weg zwischen den Haselbüschen, am Gartenzaun, wo es immer nach verfaulten Blättern roch, die alte Sitzbank oben auf dem Hügel, hinter der ein Haselbusch stand (Hähnchen und Hühnchen gingen zusammen auf den Nußberg, o still davon!). Und dann die Sattelkammer und der Stalljunge, der sechzig Jahr alt war und immer noch Stalljunge hieß; er war von Kind auf ein bißchen seltsam gewesen; was würde er sagen, daß sie nun allein zurückkehrte? So Kindische finden oft Worte, die einem durch und durch gehn.

"Herr Pastoor steht draußen in der Halle, er will aber durchaus nicht stören", sagte Ida mit der hannöverschen Klangfarbe. Britta war blaß geworden; sie fürchtete sich vor geistlichem Trost; sie hatte nun schon halbwege "Ordnung gemacht", nun sollte man nicht mehr daran zerren, ach, stille nur, stille!

Sie stand auf. Draußen in der Halle, im Halbdunkel, ging die erste Begrüßung leichter vonstatten. Aber der freundliche Mann war heute gar nicht pastörllich. Die stillen traurigen Augen, die sie zu ihm aufschlug, erschütterten ihn. "Sei getreu bis in den Tod" – das war alles, was ihm in dem Augenblick einfiel, und daß solche Treue ihren eignen Schmerz, aber auch ihren eignen Trost in sich schließt. "Gott helfe Ihnen, Gott helfe Ihnen, wir sind ja alle zu Tode betrübt", weiter sagte er nichts.

Dann war er hereingekommen. Britta hatte ihm Tee eingeschenkt, Kuchen und Erdbeeren gereicht. Dazu war von diesem und jenem die Rede gewesen, von der neuen Orgel, der Verlobung des Doktors, dem Kinderwaldheim, das diesen Sommer eröffnet werden sollte. Sie sprachen ein wenig hastig, es sollte keine Pause entstehen, sie wollten sich weismachen, daß dieser Abend nicht anders sei als unzählige andre, die sie so oft bei der Teemaschine, mit dem Pastor schwatzend, verbracht. Aber durch die Worte regte sich das dumpfe Bewußtsein, daß unter dem allen ein großer Schmerz lag

und wartete: einer von denen, die im ersten Morgendämmern aufwachen und sich einem auf die Brust setzen, schwer und trostlos.

Nun hatte Britta der Tante auf deren Zimmer Gutenacht gesagt, wo so viel Tischchen und Deckchen waren und kleine Porzellanhunde auf den Etagèren, und über dem Sofa, unter dem Christus von Plockhorst, all die Bilderchen von ihr und Mucki. Sie, ein weiches, zutunliches Kind, mit großen zärtlichen Augen, runden Schulterchen, die sich aus dem weißen Kleidchen herausarbeiteten, und kleinen festen, treuherzigen Händen, die sich ein bißchen eifersüchtig um Mucki legten, der, klein und spitz, in Sammetkittel oder russischer Bluse neben ihr saß auf hohem Schemel, wie ein junges, verfrornes Vögelchen; oder später, als Schüler und Konfirmand, spillerich und immer etwas müde, und schon mit dem Ausdruck im Gesicht, als begriffe er nicht recht, wozu die ganze Anstrengung des Lebens nötig sei.

Tante begann in ihrer atemlosen Art von allerhand Häuslichem zu reden; plötzlich übermannte es sie und sie mußte sich setzen, gerade auf das Sofa unter die vielen Bilderchen, und kleine, spärliche Altweibertränen rannen ihr in die Mundwinkel herab. Ach Gott, wie klein und hilflos sie aussah – es wurde Britta leicht, sie zu umarmen und ihr tröstend die bebenden Schultern zu streicheln.

Dann war Ida mit dem Apfeltee gekommen, und sie hatten sich getrennt. Rasch und ohne sich umzublicken ging sie durch die verödeten Fremdenzimmer, durch den großen hallenden Gartensaal; da blieb sie stehen.

Das Mondlicht lag auf der Diele, eine breite silberne Lache, wie hingeschüttet, und von den Wänden blickten die weißen Götterbüsten, träumerisch, teilnahmslos. Da machte sie rasch und leise die mittelste der großen Glastüren auf, und stand vorgebeugt und horchte auf das wohlbekanntes Gesäusel in den Baumwipfeln.

Die Pfade durchschnitten silberweiß den fahlen Rasenplatz, die Büsche glänzten geisterhaft auf einer Seite und versanken mit der andern in Finsternis. Aber geradeaus, im Rondell, stand Fortuna über dem Gewirr scharfer dorniger Zweige, scharfer zackiger Schatten. Sie lächelte, sie wandte den schlanken Hals; es war, als ob sie Eile hätte; das rückwärts wehende Kleid spaltete sich über dem Knie. Und sie hielt das

Füllhorn hoch empor über das Rosengestrüpp, das sich mit langen dornigen Trieben nach ihr reckte.

Britta schauerte: wann war sie fortgegangen? Wann war sie wiedergekehrt? Vor einem Jahr? Heute? Oder waren es hundert Jahre gewesen?

Lux aeterna luceat eis ... die Worte hatten all die letzten Tage in ihr getönt und geschwungen wie Glocken; es war mehr ihr Klang als ihr Sinn, der sie getröstet; sie hatte sich daran geklammert wie an goldne Säulen. *Lux aeterna* ... das klare Licht, das dort so früh kam und so spät schwand über den reinen Höhen! Dort war Mucki, dort hatten sie ihn gelassen, der immer ins Licht, nie ins Dunkel hatte blicken mögen. Dort knospten nun schon die Alpenrosen, die winzigen Rinnsale schäumten an den Grashängen herab, die dunkelblauen Glockenblumen blühten in tiefster Einsamkeit und raschelten, wenn der Wind über sie hinfuhr. Aber sie sah es wie durch ein Flimmern. Und die Gesichter auch, die sie dort täglich gesehn – verschwommen; die Stimmen – verklungen. Fremd geworden, jetzt schon?

Lassen ... sie hatte zwei-, nein, dreimal von ihm gehört, zwei Karten erst und jetzt der Brief. Bisher ging es ihm gut. Das war genug; mehr wollte sie nicht. Nur bißchen Atem holen, aber recht viel Arbeit doch, recht viel friedliche Sorgen wünschte sie sich, so wie Mütter gesunder Kinder sie haben mögen. Aber würde das nicht zu still sein, zu sehr wie ein Hintergrund, auf dem die Gedanken allzu deutlich werden? Gedanken, Sehnsucht ... wer weiß. Einstweilen war sie ja ganz ruhig, sie wunderte sich selbst, wie ruhig alles verlaufen war. Ein weicher Hauch fuhr durch den Garten. Sie kannte ihn wohl, den streichelnden Wind in den Laubkronen, den Linden und Pappeln und der schwarzen Allee rotblühender Kastanien. Sie kannte all das leise Klirren und Knarren in Stall und Scheune und den Geruch von Garten und Teich zu dieser Stunde. Der Flieder war verblüht, aber die Jasminbüsche trieben ihren Duft weithin in die Nacht – süß – durchdringend – es schnitt ihr ins Herz: hier überall war Mucki ein kleiner Junge gewesen!

Vom Hof her, kläglich, anschwellend, kam das Gebrüll einer Kuh – der hatte man wohl das Kalb genommen: sie kannte den dumpfen, verzweifelten Ton.

Da war's, als höbe sich der schwere Stein, mit dem sie alles versiegelt hatte; es flutete empor und quoll und quoll; ihre Hand umklammerte die Fensterklinke, und sie drückte die Stirn gegen den erhobenen Arm. So stand sie in der silbernen Nacht, durchrüttelt von Schmerz, in heißen, verzweifelten Tränen.

Sie hatte sich wohl verschlafen, denn als sie aufwachte, saß Onkel Grahnstedt an ihrem Bett. Sie reichte ihm die Hand, und er fuhr darüber hin mit seinen roten, verschrumpelten Gichthänden.

"Kindchen," sagte er, ohne sie anzusehen, "das Leben hat seine Härten, daran ist nicht zu tippen; aber nun ist's einmal so. Man muß nur seinen Weg gehn und versuchen, möglichst wenig zu zertreten. Allmählich – ja es geht ein bisschen langsam damit – renkt sich manches wieder ein, oder auch wir werden eingerenkt; es kommt schließlich aufs selbe heraus. Und dann – zuletzt – summa summarum – war's doch wieder schön, wenn man auch nicht gerade von vorne anfangen möchte. Na – für solche Vogelperspektiven bist du noch zu jung, und wirst auch vermutlich eine ganz andre haben, wenn du mein liebliches Alter erreicht hast. Denn die Kirchtürme sind von sehr verschiedener Höhe, und jeder Mensch sitzt zuletzt auf einem andern und beguckt sich, woran nichts mehr zu ändern ist – und redet klug.

Willst du mir helfen, Kind? Hier ist alles ein bisschen vor die Hunde gegangen in letzter Zeit; ich hatte keinen Spaß mehr an der Geschichte, seit ich ahnte, daß der liebe Jung nichts mehr von haben würde. Aber das war Schlappigkeit von mir, denn Heinzen seine kleinen Strohköpfe werden's auch einmal brauchen können, besonders mit der Frau Mama, der aufgeblasnen Pute, die alles verlottern läßt. Hier soll es aber in Schick und Ordnung sein, wenn ich mal 's Buch zuklappe und die Schlüssel abgebe, und Tante Gunda mir Hortensien auf'n Kopp pflanzt und mich alle Abend begießen kommt mit der Grünlackierten. Na ja, ich geh nun runter zu ihr. Hast du gemerkt, wie fein wir jetzt miteinander auskommen? Ach Kindchen, wenn man sich so ums selbe grämt – das ist besser als Tischlerleim und die edelsten Vorsätze. Na, nu werd' ich dir Ida mit dem Kaffee schicken. Das Frauenzimmer geht mir fürchterlich auf die Nerven; immer nagt sie an einem heimlichen Familienschmerz und flötet. Wenn man sie doch in'n

Vogelbauer sperren könnte und in die große Pappel hängen – sie hat 'ne Stimme wie'n Pirol, und dann sagt sie immer Nachtmahl für Abendbrot – wo sie das nur her hat – es klingt so schauerlich, ich muß immer an Hinrichtung denken. Also Brittenkind, du trinkst heute deinen Kaffee hier oben und faulenze erst noch ein bißchen – nachher hol mich ab und wir gehn mal nach der Schonung auf'n Voßberg, die kleinen Tannen strecken sich gehörig, du wirst auch deinen Spaß dran haben, und der norwegische Hafer – das ist eine Pracht." . . . Damit ging Onkel zur Tür hinaus.

Britta setzte sich im Bett auf und schlang die Hände um die Knie.

Die Sonne schien hell auf die verblichne großblumige Tapete, auf den abgenutzten Teppich, den alten, blankpolierten Hausrat; ach und wie süß rochen Reseda und Rosen auf dem Tisch.

Die Vase hatte gewiß Tante Gunda hingestellt, sie war aus rotem Glas und stand sonst, mit andern Heiligtümern, in ihrer Servante.

Im Hof wurden Leiterwagen hin- und hergeschoben, und die Kühe brüllten; die Stalltür stand offen, und sie rochen das frische Grünfutter. So ein blauer Frühsommertag, mit weichen, runden Wölkchen, und die Saaten standen alle gut und reichlich. Onkel Grahnstedt! Wie lieb er's doch meinte, ach von jeher, so lange sie denken konnte. Sie wollte tüchtig mit ihm arbeiten. Pflichttreue? Ach, ein dummes Wort; wenn man jemanden lieb hat, weiß man nichts von Pflichten.

Ja, nun wollte sie sich fertig machen und mit ihm nach der jungen Schonung gehn.



Heinrich Vogeler (Worpswede), Abbildung in MEZZAVOCE

Unvergessnes⁴³

Ich las einmal, weiss nicht mehr wer es schrieb,
 Ein Verschen, das mir tief im Herzen blieb.
 So süß, so traurig tönt das letzte Wort
 In der Erinnerung leise fort und fort:
 "Mein Kind, wir küssten uns bei Kerzenlicht,
 Und sah'n einander doch vor Thränen nicht."
 Ich hört' einmal, und weiss nicht wer es sang,
 Ein Wiegenliedchen, das die Nacht durchdrang.
 Die Strassen lagen stumm . . . die Kinderlein
 Die schliefen nun in sel'ger Unschuld ein:
 "Su – su – mein Lämmchen, Deine Wolle weiss
 Bewahr' sie Gott, gib sie der Welt nicht preis."
 Ich sah ein Bild, weiss nicht mehr wo es war,
 Ein bleicher Kaiser auf der Todtenbahr.
 Im Staub lag Krone, Schwert und Hermelin,
 Aus wudem Herzen sah ich Rosen blühn:
 "Was ich gewann, das Alles ich verlor,
 "Was ich erlitt blüht nun zum Licht empor."

137

Chiaroscuro⁴⁴

Weil ich so lang, so lang nicht Freude fand
 Kann ich nicht hoffen und nicht glauben,
 Dass mir ein Morgen nicht wird rauben
 Was heute schenkt mit milder Götterhand . . .

O fülle nicht den Becher bis zum Rand,
 Denn meine Hände taugen nicht zum Fassen;
 Sie werden ihn zur Erde gleiten lassen
 Eh' er den Weg zu meinen Lippen fand.

Mein Herz, komm mit ins abendliche Land,
 Schon glitzert Silberschein auf unsern Haaren,
 Weil wir so lange ohne Sonne waren,
 Weil Keiner recht der Erde Glück verstand.

⁴³ Aus: MEZZAVOCE (1901)

⁴⁴ Aus: MEZZAVOCE (1901)

Die schönste Kirche ⁴⁵

Der Himmel wölbt den reinen Dom
 Für Heiden und für Christen,
 Der Wald thut seinen Tempel auf
 Wo freie Vöglein nisten.

O König bau' Dir Kirchen viel
 In freier Menschen Herzen,
 Entzünde in der Dunkelheit
 Der Freude helle Kerzen.

Mag jeder wie er's denkt und meint
 Sein Heiligthum benennen ...
 Und auf bekränzttem Hochaltar
 Wird Bruderliebe brennen!

Schöner Traum ⁴⁶

Kehr' wieder nach der Gluth des Tages,
 Du Traum des Herzens, kehre wieder,
 Mein Auge hofft auf Deine Bilder,
 Mein Ohr erwartet Deine Lieder.

Der Blinde hört des Freundes Schritte
 Und lächelt vor sich hin im Dunkeln,
 Wer kennt die Gärten seiner Seele?
 Die Sterne, die ihm Zauber funkeln?

Es schimmern Perlen in der Tiefe,
 Kein Dieb kann diese Perlen fischen,
 Kein Feind kann die vergangne Stunde –
 Die einzige – mit Wermuth mischen.

⁴⁵ Aus: MEZZAVOCE (1901)

⁴⁶ Aus: MEZZAVOCE (1901)

An *** 47

Ich kann Dein Fröhlichsein verstehn
 Seit ich so tief in Dir gelesen.
 Was seit Jahrtausenden geschehn,
 Wovon Gebete nicht erlösen,
 Die Todesqual der Lebewesen,
 Du kannst, Du willst sie ja nicht sehn.

Ich kann Dein kühles Herz verstehn
 Seit ich so kühlen Quell getrunken,
 O Seelen, die um Liebe flehn,
 All Ihr erloschnen Irrlichtfunken
 Freudlos am Wege hingsunken!
 Wie deut' ich Dein Vorübergehn?

Du schmiegst Dich fest an die Natur
 Die Dir so reichen Teppich breitet,
 Trinkst ihren ew'gen Athem nur ...
 Mein Herz hat Menschenleid geweitet,
 O Heerden die Ihr mühsam schreitet
 Ich folge Eurer Jammerspur ...

139

Sommernacht ⁴⁸

O sanfter Hauch der mich so süß erschreckt
 Und an der Wand mit weichen Fingern irrt,
 Vergessne Töne in den Saiten weckt,
 Die längst verklungen, längst verwirrt:

Du weckst das Lied, nun tönt's in einem fort
 Und weckst den Gram, der allzu leise schlief,
 Da überwinden Thränen Lied und Wort
 Und klagen an den der so mächtig rief.

⁴⁷ Aus: MEZZAVOCE (1901)

⁴⁸ Aus: MEZZAVOCE (1901)

Alte Andenken ⁴⁹

Am alten Schreibtisch kniete ich und räumte
Und um mich her die Mittagsstille träumte:
Als ob sie leise mich bei Namen riefen,
So stehn Gestalten auf aus alten Briefen,
Der Liebe Blumen und der Freundschaft Locken ...
Verdorrt – vergilbt – ein wenig Staub und Flocken!

In seidner Hülle liegen wohlgeborgen
Der Mutter Briefe, all ihr treues Sorgen,
Ach als die allerschwersten Stunden kamen
Wie rief ich weinend Deinen süßen Namen!
Leb' ich denn wieder in den alten Tagen,
Hör' ich den alten Gram noch immer klagen?

Wie ging ich tiefbeglückt auf allen Wegen
Und sah mit sel'ger Angst dem Tag entgegen
Da ich Dich würde in den Armen halten ...
Mein Glück war wie ein banges Händefalten ...
Ach und was blieb mir? Hier in dieser Truhe
Ein winz'ges Hemdchen und zwei kleine Schuhe.

Schliess zu, schliess zu die wohlbekanntten Fächer,
Der Tag verglimmt, es frösteln die Gemächer,
Der Abendschein liegt auf den Asterbeeten,
Wie sich im Herbstlaub schon die Wälder röthen!
Wie um mich her die gelben Blätter wehen!
Und träumend wandle ich durch die Alleen ..

⁴⁹ Aus: MEZZAVOCE (1901)

* *

* 50

Ich lag und träumte für mich hin
In junger Frühlingsbuchen Schatten,
Von Dir und mir und alter Zeit
Da noch die Bäume Seelen hatten.
Da nahest Du, so still geliebt,
Rasch schloss ich meine Augenlider,
Mit leisen Schwingen sank ein Kuss
Auf meine wirren Haare nieder.

Ich wollt' um meine Seligkeit
Mich Deinen Blicken nicht entdecken,
Die scheuen Wimpern mussten ach
Mein übergrosses Glück verstecken.

So manches Jahr ist nun dahin
Seit Du mir jenen Kuss gegeben . . .
Ich fühl' den zarten Schmetterling
Noch abschiedsschwer im Haar mir beben!

⁵⁰ Aus: MEZZAVOCE (1901)



Wohnung Martha Julie Frieda v. Treskow (1851-1935) in Bunzlau

Etüde ⁵¹

I

Wenn am Nachmittag die Sonne durch die Läden drang und goldene Leitern auf Tisch und Sessel malte, übte Amsel ihr Adagio. Anfangs ging es glatt, aber das war trügerisch, bald wurde es schwarz von kleinen wimmelnden Noten, die alle untergebracht sein mußten; da waren die schrecklichsten Fallstricke, sogar Triller im Baß, wie eingesperrte Brummfliegen. Aber sie arbeitete sich durch, wie ein Maulwurf durch lichtlose Gänge, und dann kam die Belohnung, das Allegretto: still gefaßt, auf

⁵¹ In: Irene Forbes-Mosse: LAUBSTREU (Stuttgart 1925, S. 87-126) – Als Ort der Erzählung kann das Baden-Baden aus der Kindheit der Autorin angenommen werden. Irene Forbes-Mosse hat auch während des Ersten Weltkriegs nochmal dort gewohnt. Die Abbildung zuvor hat mit Forbes-Mosse nichts zu tun; sie dient nur zur Illustration. (Martha v. Treskow war eine meiner Urgroßmütter.)

feinen Füßchen, sah sich's versonnen um in dem dämmernden Raum, und irgendwie schien es den Ausdruck der Dinge umher zu haben, sich zu vermischen mit dem Duft der Herbstveilchen, mit dem sonngebleichten Gelb und Grau der Kretonnerosen; eine schöne, weiße Hand leuchtete auf, ein schleifender Schritt kam gegangen, ein Lachen war dabei, dunkel und zärtlich.

Die feine, zerbrochene Seele, die über Amsels Kindheit wachte, kam seit Jahren an diesen winters verlassenem Ort, wo für sie in den Alleen, vor den Säulen des weißen, langgestreckten Kurhauses, die Erinnerung wandelte, angetan mit der Krinoline des zweiten Kaiserreichs, jener Zeit, da alles jung und erwartungsvoll gewesen und sie selbst, die schöne Anselma, den Menschen ins Herz gedrungen war wie ein Wohlgeruch. Kalte Winde ließen sie erschauern, für den Süden aber fehlten ihr die Mittel, so kam sie, wenn der Herbst zu Ende ging, immer wieder in das stillgewordene Tal. Dann taten die großen Gasthäuser die Läden zu, in den Gärten roch es nach modernem Laub, und auf den Wegen war es menschenleer, aber oh, so voll von Erinnerung. Sie paßte nicht mehr in Menschengewühl; Gespenster, ja, die drängten sich heran, aber wie sanft gingen die mit ihr um. Und mehr und mehr zog sie sich zurück; wie ein krankes Tier, fühlend, daß der Kampf zu Ende geht, sich unter Hecken in eine Mauerritze verkriecht in der stillen Anspruchslosigkeit des Todes.

Schon zum viertenmal war sie in die Villa an der Berglehne eingezogen. Wie der Wasserfinder die Quelle, so spürte sie Häuser auf, die bessere Tage gekannt und nun, im Alter verwahrlost, ihren eigenen Lockreiz hatten. Mit silbrigen Dächern, mit schönbemessenen Räumen und schlanken Fenstern hinter geflickten Marquisen, träumten sie in der Herbstsonne. Der Hausrat alt und fadenscheinig, die Kretonne gedemütigt durch allzuhäufige Wäsche; aber da waren noch schön gearbeitete Türschlösser, wie man sie nicht mehr macht, schmale Goldleisten faßten die Tapeten ein, Kamine warteten auf Winterabende, und hinter weißen Holzpaneelen, die kniehoch um die Wände liefen, raschelten die Mäuse. Alles aus einer Zeit, als die Häuser fein und zierlich und die Gärten groß waren, und die Menschen anmutig, aber ganz ohne Prunk den guten Dingen dieser Welt die Türen aufgaben. Und wenn das gesternte Parkett in der Sonne knackte, ging ein Knistern alter Modenjournalen durch die Zimmer und Erinnerung an *Lavande ambrée*, von sacht tretenden Dienern auf

zischende Schaufeln getröpft. Hier standen noch Hortensien in grünen Holzkübeln und Fuchsien mit ihrem feinen Glockenspiel; auf die gefleckten Sandsteinstufen sanken Blätter und Beeren, Pappeln säuselten golden in der stillen Luft. Der nächste Sturm würde alles mitnehmen, aber noch waren die Tage warm, die Nächte gütig, und im Grase lagen süße, wurmstichige Birnchen, die letzten Wespen nagten sich hinein, bis der erste Frost sie lähmte.

An der Wand, grad über dem Flügel, hing Tante Anselmas Jugendbild. Mit den leuchtenden, weich gleitenden Schultern, dem Grübchen in der Wange, dem kurzsichtigen, amüsierten Blick zwischen zusammengezogenen Lidern, in Spitzenwolken gehüllt, eine Garbe ziemlich unwahrscheinlicher Blumen im Arm, einer der schönsten unter den schimmernden Schwänen, wie sie einst, unnahbar und doch empfindsam, und alle mit einer leisen Familienähnlichkeit, aus Winterhalters⁵² Atelier hervorgerauscht kamen. Amsel starrte hinauf. Nun waren Wange und Kinn zart gewelkt, wie die Ränder der Malmaisonrose, die es rasch verrät, ob sie am Tag vorher gepflückt ward. Aber das Grübchen war noch dasselbe, das kam und ging wie Sonnenflecken durch die leisklappenden Jalousien.

Abends, wenn das Lampenlicht die Möbel streichelte und hier und dort ein Bildrahmen, ein Türschloß aufglühte, ließ Tante die graue Häkelei sinken und ging an den Flügel, auf dem das Bild der schönen, unglücklichen Großfürstin stand. Sie blinzelte ihr zu, während sie spielte, mit zurückgeneigtem Kopf, die Zigarette im Mundwinkel. Und es war, als ob Chopins feines Filigran mit dem Rauchgekräusel zusammenflösse, aufstiege in immer leichteren, immer durchsichtigeren Spiralen. Amsel saß an der Erde, die Hände um die Knie, und feine Klängen stachen ihr ins Herz; denn süß und zögernd ging die Melodie an ihr vorbei, und sie hätte bitten mögen: *Bleibe, bleibe*, aber schon war sie in breiterflutenden Gewässern untergegangen, Dinge, die wild und herrlich waren und vergangen sind, hoch aufrauschend von ritterlichem Opfermut und goldenem Leichtsinn ... nur zum Ende noch ein paar Takte wie am Anfang, Arme, die sich auf tun, schüchtern flehend. Wie stand doch unter dem Marienbild, dort in dem kleinen Bergdorf: *Mein armes Kind, wo gehst du hin, weißt nicht, daß ich deine Mutter bin?*

⁵² Franz Xaver Winterhalter (1805–1873) gehörte im 19. Jahrhundert zu den gefragten und berühmtesten Porträtmalern.

Tante Anselma ließ die Hände sinken; die große Müdigkeit war über sie gekommen. Stromab; wie leicht ist das, wenn man müde wird; und die Mündung war nicht mehr fern.

Wenn sie dann wieder bei ihrem Buch saß, starrte Amsel darauf hin, ohne die Blätter zu wenden. Sie mußte an vieles denken, was ihr Tante erzählt hatte und was da, während der Musik, an ihr Herz gepocht hatte, wie Zweige ans Fenster pochen, wenn der Wind geht: Tante als kleines Ding auf dem Schoß des großen Verbannten, inmitten feurig redender Männer und Frauen mit leidvoll brennenden Augen. Da klirrten Waffen, da zogen Revolutionen dröhnend durch die Nacht. Andere Menschenzüge wanderten stumm, verzweifelt, endlos durch den Schnee, und neben jedem Mann stapfte eine Frau ... dann wieder Lichterglanz und Rauschen, und immer tönte Musik, wild oder zärtlich, wie hinter einem Vorhang. Die schöne Anselma ging durch große Menschenmengen, wie heute durch die Einsamkeit, fein und etwas spöttisch und ganz ohne Furcht, Verfolgten und Geächteten hatte sie Treue gehalten. Aber auch in die Mächtigen dieser Erde hatte sie Vertrauen gesetzt und war nicht getäuscht worden. Folgte sie einer Witterung, wie Tiere und wilde Völker sie haben, die sie den einen zugänglichen Punkt in eisernen Herzen finden ließ?

Ganz jung war sie mit Onkel verheiratet worden, und mit ihm hatte sie wohl so manches durchgemacht. Zeitweise mußten sie auf das verwahrloste Gut ziehen, von dem die alte Kammerfrau noch heute mit Schauern sprach. Dann lagen ihre Perlen auf dem Leihhaus, ja schließlich kamen sie nicht wieder. Vor ein paar Jahren war Onkel noch einmal aufgetaucht; elegant und verwittert und etwas kreuzlahm, mit großen Saphiren an nikotingelben Fingern und der ganzen überbordenden Galanterie des schlechten Gewissens. Man saß bei Tische, die Kerzen knisterten, die Malmaisonrosen, die er gekauft hatte, in ihrer Mitte. "Votre fleur, chère amie", sagte er, und Amsel wand sich; wozu sprach er eigentlich französisch, er schnurrte das R so, dann war er ihr erst ganz antipathisch. Von Biarritz erzählte er, von Monte Carlo und den "potins de florence", denn jeden Winter war er an einem anderen Ort. Tante sah geistesabwesend vor sich hin; es war doch seltsam, dieser fremde Mensch, dessen Namen sie trug ... Aber voller Fürsorge war sie doch, konnte sich nicht genug tun an Aufmerksamkeiten für seine Gesundheit und sein Behagen. "Der Arme," sagte sie, "er hat sich sehr verändert,

und es hat etwas Schmerzliches, wenn jemand so genügsam geworden ist, der früher so verwöhnt war. Ach und etwas Nachsicht und Fürsorge, das Kleingeld hat man ja immer übrig. Den andern freut es, und er hält es für gutes Gold. Nun, Gott verzeih uns allen." Es lag ihr nun einmal nicht, mit jemandem abzurechnen, mit dem sie auch nur eine gute Stunde verlebt hatte. "Es ist schrecklich umständlich, Buch zu führen über Recht und Unrecht," sagte sie; "das ist eine Arbeit, die ich gern unserem Herrgott überlasse."

Nun aber kam Onkel nicht mehr. Tante ließ alljährlich eine Messe für ihn lesen, und es war aus irgendeinem Album ein Bild von ihm auferstanden, aus seiner schönen Zeit, als *beau ténébreux* an einer Säule lehrend, halb Taschenspieler, halb Fürst der Finsternis.

Wenige Bekannte nur drangen in ihre Einsamkeit; ein paar alte Russinnen, die hier das ganze Jahr verbrachten, waren die getreuesten. Ihr Haus lag rosenumspunnen über den großen Klosterwiesen, eingenistet in dem verwilderten Garten, in Tulpenbäumen und Linden und riesenhaftem Azaleengebüsch. Ewig froren sie, und im Salon flackerte zu allen Jahreszeiten das Feuer im Kamin. Man konnte sich kaum zu ihnen durchwinden vor fürstlichen Andenken: Malachittischchen und gestickte Wandschirme und lebensgroße Katzen aus Porzellan. Die Luft war blau von Zigaretten, und es wurden Bonbonnieren herumgereicht, unerhörte Pariser Fondants, die wie Taufkinder in gepolsterten Atlasschachteln lagen, rosa oder strohgelb oder pistaziengrün. Dort traf man bejahrte Diplomaten, wichtig und geschwollen, voll dunkler Rankünen und einer Fülle einbalsamierter Anekdoten. Oh, wie schnatterten die alten Russinnen und stießen kleine Schreie aus wie teilnahmevolle Papageien und nannten einander beim Vatersnamen wie in den Büchern von Tourguénief, und immer die Zigaretten im welken Mund, die Lippen vom ewigen Rauchen schlaff geworden, wie bei den drei Spinnerinnen im Märchen, redeten sie von Politik und Liebe und Verstorbenen. Amsel saß derweil über juchtenlederne Albums gebückt und besah sich die Menschen, wie sie früher ausgesehen hatten; Herren, romantisch schmerzlich mit ihren Vatermördern und schwarzen Halsbinden, den Zylinder in die Hüfte gestemmt, ein ganzes Adagio im Blick; und feine Frauen in seidenen Krinolinkleidern, wie die Püppchen, die man aus umgestülpten Mohnblumen macht; elegisch über Balustraden

gelehnt, eine Weintraube essend: kleine erlösende Gespenster, die in den alten duftenden Büchern langsam vergilbten.

Wenn sie dann wieder daheim waren, konnte es nichts Schöneres geben, als wenn Tante "Albumgeschichten" erzählte, gerade jetzt, wo es früh dunkelte. Draußen seufzten die Pappeln; die Moderateurlampe stand milde auf dem Tisch, von den Rosen löste sich ab und zu ein Blatt, und in die Lampe fiel, still und zuverlässig, ein Tropfen Öl in den Behälter. In ihrem Schein liefen Herbstmotten über den Tisch, die winzigen, perlmutternen und die großen mit weißen Pelzröckchen und Gesichtern wie kleine Eulen. Dann erzählte Tante. Und wie sie erzählte, wurden Länder und Bauten zu etwas zauberisch Kleidsamem, in dem sie herumging, jung und fremd, und war doch wie beim Träumen ganz selbstverständlich, sie durch die fernen Perspektiven kommen und schwinden zu sehen. Da war Venedig. "Dort sitzt die Markuskirche wie eine große goldene Henne", sagte sie. Und Amsel sah alles in Gedanken, sah die braungoldenen Tiefen, wo die Säulen wie Orgeltöne aufstiegen und wieder verschwimmen in Weihrauchblau und Schatten, all das wimmelnde, traumartige Gehen und Stehen der Menschen, sanft-bewegt wie Algen auf dem Meeresgrund. Draußen auf dem Platz war Musik. Da saß Tante in einem weißen Kleid mit vielen schwarzen Samtbändchen benäht und aß Eis mit den jungen österreichischen Offizieren, die fabelhaft dünne Taillen hatten. Rauschende, wiegende Musik. Und Kähne kamen von den Inseln, mit Melonen und Trauben und Paradiesäpfeln ganz beladen, tief schwammen sie im Wasser, und andere, aus Murano. Mit farbig glitzernden Glasperlen, hineingeschüttet wie Sand. Einer zog langsam vorüber, mit einer gehäuften Last von schwarzem Schmelz und Flitter – wie funkelte das traurig-prächtigt. Wie der Tribut einer trauernden Königin sei es gewesen.

Compiègne! Die mächtigen Alleen, die am Ende zusammenliefen in einem grüngoldenen Punkt; die uralten Bäume bilden ein Gewölbe, unter dem Tante mit der schönen Kaiserin fährt.⁵³ Beide in bauschenden Kleidern, mit gestickten Bolerojäckchen, winzige Barettschen auf dem schweren Haar, eine Feder wallt ins

⁵³ Der französische Staatspräsident Charles-Louis-Napoléon Bonaparte hatte sich 1851 durch einen Staatsstreich zum Kaiser Napoléon II. gemacht und regierte Frankreich bis 1870 als Diktatur. Compiègne war eine Herbstresidenz des Kaisers, in die jährlich im Herbst Politiker, Diplomaten, Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler, aber auch hochgestellte Militärs und ausländische Könige und Fürsten eingeladen wurden. – Nach der Kapitulation der französischen Armee im Deutsch-Französischen Krieg (1870) wurde er abgesetzt und zunächst in Deutschland (Kassel) unter Arrest gesetzt. 1871 ging er nach England ins Exil. Dort starb er 1873. – Seine Frau (die Spanierin Eugénie de Montijo) starb erst 1920.

Genick. So immer die breite, dämmrige Allee hinunter, tritt, tritt, mit schweren, glänzenden Karossiers in den grüngoldenen Punkt hinein. Dort in der Sonne, träumt der schlanke Pavillon, mit Bildern berühmter Jägerinnen in den Stuck der Wände eingelassen; dort liest der feine, ironische Schriftsteller seine Novellen vor; Sehnen und entsagen, wie kühl, wie knapp in Worte gekleidet ... Manchmal kommt auch der Kaiser. Fett und müde, mit schweren Augenlidern, man wußte nie, schlief er oder hörte er zu. Aber immer ritterlich und voll behäbiger Grazie.

Andere Bilder. Tante in Galizien. Um zu sparen. Das war auch eine Abwechslung. Nachher konnten wieder Smaragden und Brüsseler Spitzen an die Reihe kommen. Ihr war das Lumpenleben recht – sie lachte zu allem. Nur mit der Leibwäsche, ach Gott, ja, da war sie wohl sehr verwöhnt. Madame Céline flickte und stopfte, es war so fein, so mürbe. Und dann, daß sie immer Blumen haben mußte, auch im Winter ... Aber sonst? "Du lieber Gott," sagte Madame Céline, "Madame gab ja alles her. Es kam ihr nicht darauf an, immer dasselbe zu tragen. Wenn sie dann den Hals so reckte, was ihr die Leute als Hochmut auslegten, aber es war doch nur, weil sie kurzsichtig war – und groß und schlank in einen Salon hineinglitt – *une déesse, quoi?* – wer dachte da an Kleider?"

148

Das Leben auf dem Gut, mit den Tanten, war ein Hauptthema für Madame Céline. "*Ah le vilain pays, mademoiselle*", klagte die kleine Französin mit dem verwitterten Gesicht, den rastlosen Augen, dem glatten, korrekten *Veuve-d'employé*-Kleid: "Nichts als Stoppeln und Sümpfe und *la boue haut comme ça*. Weiden standen an den Landstraßen, schwarz von Krähen. Wie sie schrien, die Unglücksvögel. Das Haus, nur ein Stockwerk, aber lang wie eine Schlange. Wenn Madame klingelt, mußte ich erst durch sechs andere Zimmer, alle gingen ineinander wie ein Korridor. *Le palais des taupes, quoi!* Gott, wie es da aussah. Überall lagen die Tanten herum, auf allen Sofas, *des vieilles avec des burnous*, mit gelben Babuschen an den bloßen Füßen und die Hände voll kostbarer Ringe – und die Nägel gelb von Tabak. Denn immer wickelten sie Zigaretten und spielten Patience, schon am Vormittag. *Et toujours un tas de petit chiens* – unter den Plümos, es war wie Erdbeben. Oder sie schlampften im Garten herum in Frisierjacken und Papilloten und pflückten Beeren; dann wurde Saft gekocht oder Gurkenwasser gegen die Sommersprossen. War das nun ein Milieu für meine junge Dame, die an allen Höfen Regen und Sonnenschein gemacht hat und in allen Sprachen korrespondierte *avec des*

personnages illustres? Aber der Engel, sie lachte nur. Abends stieg sie gern auf eine Anhöhe, wo eine Windmühle war; da stand sie und ihr Kleid wehte ... man sah weit ins Land; der Himmel war wie eine Feuersbrunst, die Fohlen liefen herum mit wilden Mähnen. *C'est beau*, sagte Madame. Nun ich konnte mir Schöneres denken, so ein Apriltag auf den Boulevards, wenn's eben noch geregnet hat, aber die Sonne scheint aufs nasse Pflaster, und die Blumenkarren mit Veilchen duften frisch ... Ich wäre dort an Melancholie gestorben, wenn nicht der Bücherschrank gewesen wäre. Er roch nach Schimmel, der Atem verging einem, wenn man aufschloß. In dem einen Sommer las ich zweiunddreißig Bände Paul de Kock.⁵⁴ Er rettete mich vor Tiefsinn. – Kein Wort verstand ich, was diese Wilden sprachen. Die Mädchen gingen mit bloßen Beinen und hatten Ketten aus Vogelbeeren um den Hals, aber die Betten wurden von Männern gemacht; struppig waren sie *comme le père Noël* und hatten außer ihren gestickten Hemden auch nichts Nennenswertes an. Es war ja tief drinnen in dem barbarischen Land, *sur la route de Varsovie*. – *Si mademoiselle voulait se tourner un peu*", sagte Madame Céline; denn sie probierte Amsel ein neues Kleid an, aber die Stecknadeln in ihrem Mund hinderten nicht ihren Redefluß.

"Am Nachmittag", fuhr sie fort, "kamen die Nachbarn geritten und gefahren. Dann fuhren die Damen aus dem Mittagsschlaf, *avec des cris de paon*, und zogen sich endlich an. Das waren kuriose Toiletten! Aber meine junge Dame war immer duftig, und wenn ich die Nacht hätte durchbügeln müssen. Damals trug man Mullkleider mit Volants, so etagenweis bis oben ... Sie sah aus wie eine Glockenblume aus *fleurs animées*. Dann gab es Tee und Framboise und zwanzigerlei Konfitüren, und Melonen, nie sah ich solche Melonen. Die Damen schrieben einander Rezepte ab. Wenn dann die Lampen kamen, wurden die Karten geholt, sie spielten die halbe Nacht durch. Oft flogen Fledermäuse herein, ich hätte geschrien vor Angst, aber die Alten banden sich Antimakassars⁵⁵ um die Köpfe und spielten ruhig weiter; das gab Schattenbilder an der Wand, aber sie

⁵⁴ Paul de Kock (1793-1871) war ein seinerzeit sehr populärer Autor von noch heute lesenswerten komödiantischen Unterhaltungsromanen. "Mit seinen pikanten, oft etwas frivolen Darstellungen der Sitten und Gebrechen der Pariser Gesellschaft wurde Paul de Kock der Liebling des französischen und in den kommenden Jahrzehnten auch des europäischen Leihbibliothekenpublikums." (Wikipedia) Die Gesamtausgabe seiner Werke (Paris. 1844–45) umfaßt 56 Bände; seine Romane, von denen er einen Teil auch zu Vaudevilles verarbeitet hat, wurden fast ausnahmslos auch ins Deutsche übersetzt; etliche Digitalisierungen hier zu finden: https://de.wikipedia.org/wiki/Paul_de_Kock

⁵⁵ Stoffüberzüge für Möbellehnen, die den eigentlichen Bezug der Polster vor der Berührung mit dem Haar der Benutzer bzw. dem Fett, das dieses enthält, schützen sollen. Der Name geht auf das Makassaröl zurück, das in der Umgebung der indonesischen Stadt Makassar aus den Früchten der Koesambibäume (Schleichera trijuga) gewonnen wurde und als Grundlage für das im 19. Jahrhundert viel gebrauchte Haaröl verwendet wurde. (Wikipedia)

blieben totenernst dabei; die reinen Hexen. Ihre Tante langweilte das ewige Kartenspielen, sie setzte sich an den Flügel, *un Erard passablement vermoulu*, dann sahen die alten Damen von den Karten auf und nickten den Takt mit den Köpfen. Ah, *Beethove'*, *il n'ya que ça* – sagten sie. Aber wenn sie Chopin spielten, weinten sie, denn sie hatten ihn alle geliebt und an seinem Sterbebett gesessen. Junge Herren kamen auch, sie lagen Ihrer Tante zu Füßen, wie auch konnte es anders sein! Da war der Stepan Czartorisky, Gott, wie distinguiert, *des pieds d'enfant et toujours le mot pour rire*. Wir alle beteten ihn an. Aber er hatte eine viel ältere Frau, eine häßliche Viper, sie verklatschte meinen Engel, und da gab es dann *des embêtements avec Monsieur le Comte* ... Zum Herbst wurde es ganz einsam, die Wege waren ein Morast. Da saßen sie dann im Salon und stickten auf Stramin – Rosen und Pensées, ich seh' das Muster noch, *un vrai cauchemar: c'est un peu monotone, ma pauvre Céline*, sagt Madame, wenn ich alles wieder auftrennen mußte, denn mit Handarbeiten ist sie nie ein Held gewesen. Gott, sie war noch so jung. Man mußte sie lachen hören ... Ja, damals waren Sie noch gar nicht auf der Welt ..."

150

Amsels Erziehung war, nächst dem Gott Zufall, einer Reihe mehr oder weniger verdienstvoller Fräuleins anvertraut, deren Kommen und Gehen durch den Wechsel des Aufenthalts bedingt war, aber auch durch plötzliche Erkenntnisblitze, daß Tantes Mitleid ihrer Menschenkenntnis Dunst vorgemacht hatte. ... – Eine Deutsche, bieder und schwärmerisch, die in Amsels Erinnerung mit dem Lied von der Glocke und einer fürchterlichen Brosche aus Elfenbein verschmolz, denn beim Hersagen jener ebenso unsterblichen wie langatmigen Dichtung hatte sie immer, wie der Vogel auf die Schlange, dorthin gestarrt. Einmal gastierte auch eine Pariserin mit dünner Taille und kleinen Füßen. Mit ihrem schmalen Kopf, ihren schwarzen, zusammengewachsenen Augenbrauen, saß sie wie ein gereizter Schwan, der gleich beißen wird, hinter den Büchern. Aber sie verschwand meteorartig. "Der himmlische Akzent war schuld," hörte Amsel Tante sagen, "der ist für mich wie für den Schweizer der Kuhreihen."⁵⁶ Nach ihr

⁵⁶ Kuhreihen (auch Kühreihen, Kuhreigen und Kührigen, französisch *ranz des vaches*) ist eine Gattung von Hirtenliedern, mit denen in den Schweizer Alpen und im Höheren Mittelland früher die Kühe zum Melken angelockt wurden. – Der Arzt Johannes Hofer in seiner Beschreibung der Schweizerkrankheit von 1688 *De Nostalgia vulgo Heimwehe oder Heimsehnsucht* berichtet, daß Schweizer Soldner beim Hören von Kuhreihen von Melancholie befallen wurden und zur Desertion neigten. 1798 schrieb der Arzt Johann Gottfried Ebel, selbst helvetische Kühe erkrankten an Heimweh, würden ihnen in der Fremde Kuhreihen vorgetragen: "Sie werfen augenblicklich den Schwanz krumm in die Höhe, zerbrechen alle Zäune und sind wild und rasend." (Wikipedia)

kam ein Fräulein aus dem Waadtland, mit flachem kalvinistischem Strohhut und hüpfender Intonation, die an Heimweh litt. Sie erzählte vom *Pasteur* und dessen Sohn, *le missionnaire, un jeune homme si bon, si doué*, und wie sie zusammen im Frühling in die Berge zogen, *pour cueillir la gentiane*. Durch diese junge Helvetierin wurde Amsel mit der ebenso vortrefflichen wie findigen Familie des Robinson Suisse bekannt.⁵⁷ Nichts brachte diese Menschen außer Fassung. Denn immer, im kritischen Augenblick, spürten sie die außergewöhnlichsten Dinge auf, um ihren Hunger zu stillen, eßbare Ameisen, Stachelschweine und Schildkröten, oder auch Faultiere, die wie Räucherwaren stumpfsinnig in ihrem Ast hängen blieben, bis sie gebraucht wurden; von unerhörten Früchten zu schweigen, die den Nährwert der Kartoffel mit dem Wohlgeruch der Ananas verbanden. Man brauchte um das leibliche Wohl der Familie wirklich nicht bange zu sein. Aber auch für geistige Stärkung sorgte der Himmel. Denn im Augenblick tiefster seelischer Depression, als sie mit ihrem Schicksal zu hadern begannen, kam von dem unerschöpflichen Wrack eine Bibel angeschwommen. Beschämt sanken sie am Strand auf die Knie, und Vater Robinson sprach ein Dankgebet. Und das alles in tadellosem *Passé Défini* vorgetragen! Ja, es war beinahe zu viel der Tugendhaftigkeit, so als ob einer Lebertran einnahme und dazu auch noch lächeln würde.

151

Die alten Bäume in der Allee waren braun geworden, Buben in gestrickten Mützen suchten Eicheln im dürren Laub, und auf den Klosterwiesen, wo die Laienschwestern, großen Elstern gleich, das letzte Grumt geharkt hatten, standen nun die Herbstzeitlosen, blaß und zerbrechlich. Der blaue Dunst, der klares Wetter verhielt, schlug morgens in glitzernden Tröpfchen an den Fensterscheiben nieder. Der Herbst war milde hier, der Winter kurz; nur einmal ausschlafen wollte die Erde, nach all dem Blühen und Schenken; bald, schon im Februar, fing es wieder an zu wispern und zu keimen.

Tante sah still in die Luft. Hier hatte sie als junge leichtherzige Frau gute Tage erlebt und dann noch einmal, ein paar Jahre später, als das ganz große Glück Besitz nahm von

⁵⁷ Johann David Wyss: DER SCHWEIZERISCHE ROBINSON. – Der Berner Stadtpfarrer Johann David Wyss verfaßte die Geschichte in den Jahren 1794 bis 1798 und erzählte sie seinen vier Kindern. Einer seiner Söhne, Johann Rudolf Wyss, hat sie dann für die Veröffentlichung vorbereitet. (Wikipedia)

ihrem Geist, ihren Gliedern, von jedem seligen Tropfen Bluts. Ach, gut war es gewesen, gut!

Auf der Promenade hatten die kleinen, eleganten Buden geschlossen, nur der Mann mit den böhmischen Gläsern und der Mann mit den Kuckucksuhren saßen noch hinter ihren Waren wie verklammte Vögel. Und der alte Tiroler mit dem Quastenhut und seine stattliche Frau, die allen Fürstlichkeiten der Erde Handschuh anprobiert hatte, waren auch noch da, aber sie packten ihre Schachteln zusammen. Vor der Bude standen Tisch und Stühle, die Blumenverkäuferin kam mit Herbstveilchen und den kleinen, ausdauernden Monatsrosen. Tante schwatzte mit ihr. Es ging immer gemütlich zu, wenn sie dabei war, das leichte Blut ihrer süddeutschen Mutter redete seine Sprache. "Wenn ich nur wüßte, warum es oft bei herzensguten und gar nicht dummen Menschen so furchtbar langweilig zugeht", sagte sie. "Ich schwör' dir, Amsel, ich wollt' den Kaiser mit unserer Frau Schwämmle zu einem Kaffee bitten und die Stimmung sollte großartig sein. Man muß sich nur fest einbilden, daß man sich für die Antworten der Menschen interessiert, und das Kuriose ist daß man es dann schließlich wirklich tut. Und ob's nun ein König ist oder eine Waschfrau, alle brauchen sie halt Verständnis, aber sie merken's ganz genau, ob es echt ist oder nur so Getu. Wenn ich vier Wochen lang Königin wär', ich sag' dir, ich wollte die Leute königstoll machen."

Das Kurhaus lag weiß und langgesteckt im Nachmittagslicht. Tante ging hin und her, blieb manchmal stehen. Sie sah da wohl mehr, als für andere zu sehen war. Hier, unter dem "russischen Baum", hatte sie oft mit den Cousinen gegessen. Sie spielte Domino mit dem alten galanten Staatsmann, und die Adjutanten des Königs stellten sich dazu, schlanke, preußische Tannen, und gaben Ratschläge, denn die alten Russinnen nahmen es furchtbar ernst mit dem Spiel.

Dort traf sich die Jugend zu Fahrten und Landpartien nach alten Jagdschlösschen und Ruinen, wo man auf Türme stieg und in die schauernden Wälder niedersah und weit in die Ebene, die glitzernde, in Sonne und Dunst. In *Char à bancs* und englischen *Mailcouaches*, vier- und sechsspännig, ging es los. Sie saß meist auf dem Bock neben dem dicken, rothalsigen Mister Tomlinson, der seines zarten Töchterchens wegen hier lebte ... Es war ein fast traumhaftes Gefühl des Ausruhens neben dem vierschrotigen Riesen. Einmal waren sie in ein Wagenknäuel geraten, die Pferde bäumten sich, alles schrie und

fluchte. Der starke Mann neben ihr zupfte kaum ein wenig an den Zügeln, und seine kleinen, hellblauen Augen blitzten in dem ziegelroten Gesicht. "Sit tight, you are quite safe, little girl", hatte er gesagt, denn in ihrer holden Jugendschlankheit kam sie ihm kaum älter vor als sein eigenes kleines Mädchen. Und dann zwang er die vier Pferde mit unmerklicher Gewalt, rückwärts zu treten, und schon hatte sich das Chaos entwirrt. Ihr war gar nicht bang gewesen, eher schläfrig; wenn er dabei war, fühlte sie sich geborgen wie einst als Kind in ihrem kleinen Gitterbett. Ach, wie gut war das Leben! An Rebhügeln ging die Straße vorbei, die blauen, duftbestäubten Tauben wurden geerntet. Hübsche, sonnverbrannte Mädchen lachten unter roten und gelben Kopftüchern. Zwischen den Weinstöcken ragte ein großes graues Kreuzifix in die Luft, und die Leute setzten ihre schweren Butten zu seinen Füßen und wischten sich den Schweiß von Hals und Stirn. Manchmal fuhr man im Tal das Flößchen hinauf, bis zum Wasserfall, wo es Forellen gab und säuerlichen Landwein. Wie flammten die Bauerngärtchen, Rosenstöcke ganz beladen, Kapuzinerkresse und blaue Winden in luftigem Gerank; große reife Kürbisse lagen in der Sonne, und unter den Dächern hingen Girlanden von Welschkorn. Aber von den Wiesen kam der Geruch vom zweiten Schnitt, der so scharf ins Herz greift wie Anklammern an ein letztes Glück, und über den Höhen lag Dunst, damals wie heute der Bote milder Tage.

Sie hatte das alles ganz unbewußt geschaut und in die Scheuern gesammelt; heute zehrte sie davon. An Abende dachte sie zurück bei der berühmten Sängerin, die sich in einem Seitental, von Erlen umdämmert, einen kleinen Musiktempel erbaut hatte. Mit halbgebrochener Stimme trug sie die alten feierlichen Arien vor. Ihre großen, furchtlosen Gebärden, ja ihre düstere Häßlichkeit paßten zu der Meisterschaft, mit der sie Licht und Schatten breit und unbekümmert hinwarf.⁵⁸ Oder sie sang spanische Volkslieder mit ihren Töchtern, jungen, mageren Geschöpfen, bräunlich wie Hindumädchen, aneinandergelehnt ... Wie das von ihren Lippen kam, die heiseren Rufe des Maultiertreibers, der langgezogene Schrei des Melonenverkäufers; und die Mutter

⁵⁸ 1862 zog die damals bekannte Sängerin Pauline Viardot(-Garcia) [Schwester Maria Malibrans] mit ihrem Mann, einem linksliberalen Herausgeber und Theaterdirektor nach Baden-Baden, um dauerhaft Wohnsitz zu nehmen. Louis Viardot fühlte sich als Demokrat im Paris des Kaisers Napoleon III. nicht mehr wohl und Pauline stand kurz vor dem Ende ihrer Bühnenkarriere, die sie 1863 triumphal mit der Partie des Orpheus in Glucks Orphée et Eurydice in Paris beschloß. Mit den Viardots entstanden in Baden-Baden neue künstlerische Netzwerke – am bekanntesten wurde die Liebesbeziehung Paulines zu dem russischen Schriftsteller Ivan Turgeniew, der ebenfalls in Baden-Baden lebte. Man baute eine Kunst- und eine Musikhalle in den eigenen Garten, und viele Künstler wie prominente Badegäste folgten den Einladungen zu Matineen oder Soireen in das "Théâtre du Thiergarten", einem hölzernen Sommer-Pavillon mit Bühne und Orgel. – Ihre eigenen Kompositionen werden heutzutage wiederentdeckt und sind in vielen Einspielungen erhältlich!

am Klavier, die mit dunkler Stimme ihren Part mehr knurrte als sang ... Zerstoßen, verstummt. Wer konnte sie noch singen, diese schmerzlich gefaßten Rezitative in königlichem Faltenwurf, diese gramvollen Arien, in denen es weterleuchtet von niedergepreßtem Gefühl? Der kleine Musiktempel war abgerissen, das Wohnhaus in andere verbaut, die Bäume gefällt. Und daneben, wo der verbannte Dichter wohnte, einer der vielen seines Landes, die verfolgt wurden um der Gerechtigkeit willen; ja, das Haus war noch da, aber tot, mit geschlossenen Läden, die Wege von Moos übersponnen, stand es zwischen hohen Platanen über dem kleinen Gehölz, wo im Mai die Nachtigallen im Faulbaum schluchzten. Und sie dachte an den schönen, grauhaarigen Mann, wie er, weißgekleidet, mit schweren und doch weichen Schritten, einem guten Bernhardinerhund ähnlich, im Garten auf und ab ging, wenn in dem versumpften Erlenwäldchen, ihm zu Füßen, die Frösche quarrten. "J'aime les grenouilles, ça me rappelle la Russie", sagte er. Oft plagte ihn die Gicht, dann ruhte er im Gartensaal zu ebener Erde, sein Fuß, zu einem unförmigen Bündel gewickelt, wie eine gekränkte Gottheit auf einem besonderen Taburett. Die Wände mit Büchern austapeziert, das still brennende Kamin und auf dem Tisch ein großer Strauß Heliotrop. Dazu rauchte er die kleinen blonden Papyros seiner Heimat und bekritzelte lange schmale Papierstreifen, die den Teppich bedeckten. Hier waren viele seiner Erzählungen entstanden, mit ihrem eigenen, ureigenen Duft wie von Frühlingwald und allerkostbarstem Tee. Aber nun hing am Gitter ein Plakat: Bauplätze zu verkaufen. Wie lange würden sie hier noch rauschen, die Silberpappeln, die Birken und Platanen?

Oh, wie hatten sie damals seine Bücher verschlungen, wie hatten sie geschwärmt, gehofft und prophezeit. Musik und Philosophie und Menschenrechte, alles wurde leidenschaftlich diskutiert; da war vieles, was zum Licht beehrte, überall schäumten kleine Wirbel über dem tiefkochenden Meer. Und vieles war eingetroffen seither, was sie herbeigesehnt hatten, aber in plumperen Umrissen, mit Abzügen und Zugeständnissen, die ihrem kühnen Hoffen fremd gewesen. Verwirklichte Ideale sehen wohl immer aus wie die Stiefmutter, die den Schmuck der rechten Mutter trägt.

Wo waren sie hin, die zarten, rastlosen Frauen, die sich im milden September zusammenfanden, wenn die Trauben so süß und die zweite Rosenblüte noch erlesener

war als die, die der Juni beschert? Wenn Johann Strauß seine Walzer dirigierte⁵⁹, während am Nachthimmel große Raketenbündel hoch fuhren und knisternd niedersanken, goldener Hafer und blaue strahlende Sterne, zögernd, trauernd um die eigene kurzlebige Schönheit ... Viele waren tot, ach, wer nannte sie noch? Andere lebten, fern von hier, von neuen Pflichten, neuen Generationen beschlagnahmt: Großmama, Nonna, *petite tante* ... Ach und jene Aller süßeste –Allerkostbarste, deren Herz überschäumte in Bewunderung alles Schönen, in leidenschaftlicher Abwehr aller Enge und Halbheit, sie lebte hinter Mauern, ja, lebte sie noch? Sie, deren göttlich schöne Füße die Bildhauer toll gemacht hatten, ging sie barfuß auf kalten Steinen? "Diane vaincue" hatten die Freundinnen sie genannt, nach einer tiefgelben Rose, die damals neu war; deren schmalen, bräunlichen Knospen sie ähnlich sah. Ach, Runzeln und Gebrechen paßten nicht zu ihr, wollte Gott, daß sie schon lange in irgendeinem toten stillen Klosterhof lag, wie eine Schmetterlingspuppe in ihre kleine braune Kutte gewickelt, dort, wo die Zikaden in der Mittagsglut sägen und der Lorbeer die Luft mit bitterem Duft erfüllt!

Ja, sie hatten sich alle mit dem Leben eingerichtet, so oder so, und da waren manche, denen das große Glück nie genaht war, oder die es nicht erkannt hatten, da waren auch die kleinen Hermeline⁶⁰, die nichts riskieren wollen. Aber viele hatte das Leben wissend gemacht Und ab und zu hörten sie voneinander. Sie, die für Zukunftsmusik und Befreiung der Genehteten geschwärmt, die über Tolstoi und Schopenhauer diskutiert hatten, als ginge es um ihr Leben, so edelmütig und verschwiegen in der Freundschaft, so weich und rückhaltlos in der Liebe ... "Ma chère belle", so fingen ihre Briefe an; ja, aber nun mußten sie Brillen aufsetzen, um sie zu lesen.

Das große Glück, das nur wenige finden; der einsame Weg, den nur wenige gehen! Ach, mit zitternder Hand griff sie ans Herz, den Mund gespannt in unvergeßlich süßer Qual: Mein Schmerz, mein Eigen! Und wenn sie die Augen schloß, spürte sie mit suchenden Nüstern Heuduft und Jasmin in der Sommernacht, spürte die kühle Glätte des Flügels, an den sie die Stirn gelehnt hatte – oh wie oft –, damals, wenn er ihr mit leichter, fast knabenhafter Stimme die neuen Opern sang, welche zu jener Zeit die Welt aufwühlten und in feindliche Lager teilten. Ob unter seiner Leitung das Orchester zu

⁵⁹ Er hielt sich 1871, 1872 und 1877 jeweils mehrere Wochen in Baden-Baden auf und gab dort Konzerte.

⁶⁰ Vielleicht ist Ermelyn gemeint, die listige Füchsin in Goethes *Reincke Fuchs*?

einem großen, gebändigten Instrument wurde, einer Republik der Stimmen, von seines Blutes Rhythmus befeuert und gezügelt oder ob sie beide träumend, zuhörend, schweigend genossen, es war dieselben Schauer, es war dieselbe Weite und Enge, die sie im Herzen erlitten, eine Gemeinschaft, ein äußerstes Durchdringen, das den Menschen in dieser unfaßlichsten und doch körperlichsten aller Künste gegeben ist.

Um sie her fielen die Kastanien ins gebe Laub; unter der Säulenhalle war es leer, die Stühle aufeinander getürmt, leer der runde Musiktempel am Eingang. "Si vous n'avez rien à me dire" – oh, diese kleine zuckrige Melodie!⁶¹ Damals war sie neu, und man spielte sie zum Überdruß. Nun ging sie ihr auf einmal durch den Sinn, ein kleines betrübtes Gespenst. Sie fühlte ihre Augen brennen und wie ihr Mund sich verzog. Nach Hause, nach Hause, die Sonne wärmte nicht mehr.

II

156

Amsel war mit Madame Céline einkaufen gegangen. "D'abord les petites brioches pour madame", sagte die kleine Französin. Der Sommerkonditor Romplemayère, wie Madame Céline es aussprach, hatte sein Zelt schon abgerissen, aber sein Rivale, der den märchenhaften Namen Schababerle⁶² trug, gleich dem Efeu bodenständig, überwinterte hier. Eigentlich mußte es umgekehrt sein, hatte Tante gesagt; sie fand, daß sie beide die Jahreszeit verwechselt hätten. Rumpelmaier war doch sicherlich ein Abkömmling von Rumpelstilzchen und paßte daher weit besser zu Schnee und Christbäumen und krausem Winterspuk als zur Côte d'Azur. Während Schababerle, den konnte man sich nur mit einem Turban denken, wie er Sorbet und Limonaden bereitete, kühl-wohlig in der Sommerschwüle, und schließlich würde er Pastetenbäcker des Kalifen und erhielt die jüngste Tochter des Großwesirs zur Frau.

⁶¹ Camille Saint-Saëns, Text: *Chanson* von Victor Hugo. <https://www.youtube.com/watch?v=UMdXL-9wMiY>

⁶² Auch der Konditor Schababerle ist authentisch. <https://www.e-periodica.ch/cntmng?pid=alp-002%3A1911%3A6%3A%3A1069>

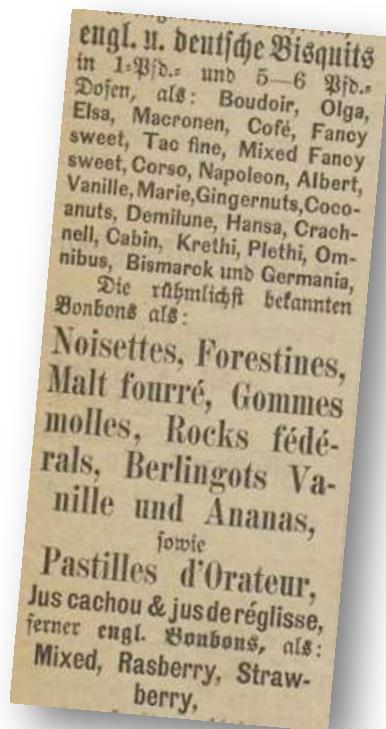
Sie gingen durch Gassen und Gäßchen, die den Berg hinaufkletterten bis zum Schloß mit seinen Höfen und Brunnen und überdachten Treppchen und der großen Lindenterrasse. Die Tore waren verschlossen, die freundlichen, grauhaarigen Lakaien gingen nicht mehr aus und ein, und die Linden standen in einem Teppich raschelnder Blätter. Staffeln führten hinab zu kleinen Plätzen, wo im Dämmerlicht Brunnen rieselten, an sauberen Häusern vorbei mit Transparenten an den Fenstern, hinter denen Waisenratswitwen im Lehnstuhlsaßen und sich nicht entschließen konnten Licht zu machen, ehe die Laterne an der Ecke brannte; so sahen sie vor sich hin, die Hände im Schoß, und sannten über das Alter des Kanarienvogels nach, ihr eigenes darüber vergessend. Kuriose Lädchen gab es hier, Althändler, in deren Schaufenster stockfleckige Lithographien verblichener Landesväter zwischen gestickten Klingelzügen und alten, gedemütigten Regenschirmen lächelten, daneben ein Sargtischler, der kleine Sargmodelle ausgestellt hatte, in verschiedener Ausstattung, wie für alle verstorbenen Puppen – geringe und vornehme – der Nachbarschaft. Beim Seifenhändler hingen die großen Altarkerzen aus gelbem Wachs, honigduftend, die in kühlen hallenden Kirchen von Sommergärten und summenden Bienenkörben erzählen, dazwischen die schlanken Kommunionskerzen, symbolisch umwunden mit Weinlaub und gläsernen Trauben, und am Griff ein kleines, steifes Spitzentuch für die kleinen zerkratzten Hände, die an diesem Tag in weißen Baumwollhandschuhchen prangen. Bei der Vogelhändlerin kamen sie vorbei, die in der offenen Ladentür saß, ein schwarzes Kaninchen im Schoß, und hinter ihr aus dunklen Ecken leises, unaufhörliches Trillern wie aus zarten Wasserpfeifen, das war wie im Märchen von Jorinde und Joringel und der bösen Zauberin. Zwischen Mauern zog der enge Weg hinab, über die hier und dort ein erfrorener Rosenzweig nickte, und Häuser, die auf der anderen Seite einstöckig kauerten, ragten auf der anderen aus Abgründen. So denk' ich mir Capri, sagte Amsel.

Als sie heimkehrten, stand Tante, in ihren großen Orenburger Schal gewickelt, am Fenster und sah nach ihr aus. Von den Pappeln segelten gelbe, herzförmige Blätter durch die Luft, Schneebeeren lagen weich und verregnet auf den Gartenwegen, bald würde nun der Winter kommen, auf Samtpfoten, eine große, weiche, weiße Katze.

"Nun wollen wir uns einwintern", sagte Tante. "Das alte Murmeltier und das kleine Murmeltier ... eigentlich beneidenswerte Geschöpfe, die ganze kalte Zeit zu verschlafen, so gut haben wir's nicht, und ein bißchen Französisch mußt du auch wieder treiben; der Mensch kann immer noch zulernen, und wenn er auch schon siebzehn Jahre alt ist." Und ein paar Tage später sagte sie: "Ich habe Rächerchen gemacht, denn so sprach ich's als Kind aus, wenn ich meinem Vater vorlesen mußte; und nun hab' ich die Perle gefunden, eine schwarze Perle, denn sie ist Witwe, und nur Französinnen verstehen es, so gründlich Witwen zu sein, ich glaube sie genießen das wie ein Moorbad; also, sie heißt Benoît und sieht aus wie ein Kokon aus Trauerkrepp und ihr Seliger war auch Sprachlehrer, ja, sie sagte, er sei ein Vater der Syntax gewesen, und das ist doch gewiß eine Seltenheit."⁶³

So erschien denn Madame Veuve Benoît in ihrer ganzen überzeugenden Witwenhaftigkeit, in einem Trauerschal aus Kaschmir, ein düsteres Gebäude auf dem Haupt, von Schleiern umflutet. Am Arm hing ihr ein schwarzer Beutel, der ihre Lehrbücher enthielt, wie auch ein Flakon Melisengeist und ein Döschen mit Pastillen – *cachou des orateurs*. Sie saß da wie eine weiße, fette, gutgepflegte Made, in all dem

158



raschelnden Krepp und hörte lächelnd, aber unbestechlich zu, wie Amsel mit Vokabeln rang, deren sie sich wohl nur selten in Gesprächen bedienen würde, *la pelouse* und *le bocage*, *le nénuphar*, *le guéridon* und *les brises embaumées*; oder über den unberechenbaren Seitensprüngen des *participle passé* nachsann, die der verewigte *professeur* in einem schmalen, aber inhaltsschweren Band festgenagelt hatte, dessen Exerzitien Spaziergängen zwischen Fußangeln glichen. Zum Schluß wurde sie mit verdienstvollen, wenn auch keineswegs kurzweiligen Autoren bekannt gemacht, der

⁶³ Hommage à Dr. Dr. Manfred Marius Hoche, meinen Französischlehrer in Heidelberg 1971-73.

gefrorenen Langeweile Racines, den Grabreden Bossuets – *Madame se meurt, Madame est morte* – und den CONSEILS À MA FILLE⁶⁴, die mit dem Satz schlossen: "*et maintenant, chère Sophie, pose ta plume et embrassons nous*"; aber auch mit Paul und Virginies⁶⁵ träumerischem Dasein auf einem tapetenartigen Hintergrund von Palmen und Papageien, wo die Mütter des Liebespaars, der Lehren Jean Jacques Rousseaus eingedenk, ihre Kinder im Schatten des Brotbaums säugten, und später dann Virginies vorbildliche Schamhaftigkeit sie lieber ertrinken ließ, als sich den rettenden Armen eines nackten Matrosen anzuvertrauen. "*Une des plus admirables pages de la littérature française*", sagte Madame Benoît mit Grabesstimme und nahm einen *cachou des orateurs*, und Amsel dachte: würde wohl auch Madame lieber ertrunken sein, in all dem nassen Krepp oder würde sie ... aber das war nicht auszudenken. Und Tante kam ins Zimmer mit ihrem schleifenden Schritt und sagte: "Gott, sind denn diese vortrefflichen Philister immer noch am Leben? Mit denen wurde ich ja auch schon geplagt." Wenn es dunkelte, wurde Madame Benoît von Monsieur Jean Claude Benoît junior abgeholt, denn der Vater der Syntax war auch Vater eines einzigen Sohnes gewesen, eines trotz Brille und Bart mädchenhaften Jünglings, der mit einer Neigung zu Bronchialkatarrhen behaftet war. Und *ma mère* war in tausend Ängsten: "*Mon fils, as-tu mis tes mitaines? Et tes Caoutchoucs, et ton cachenez?*" Aber er sagte *Vous* zu *sa mère*, und überhaupt verkehrten sie mit der ganzen *urbanité*, wie sie einst dem Hotel Rambouillet zur Zierde gereichte⁶⁶, und nie irrten sie sich im Gebrauch des *passé défini* oder des noch eindrucksvolleren *passé du subjonctif*. Ja der Vater der Syntax konnte zufrieden sein mit seinen Werken.

Wenn sie dann schließlich unter ihren Regenschirmen fortgeschwankt waren, ließ sich Tante in einen Sessel fallen und lachte, lachte, sie konnte nicht aufhören, es klang weich und dunkel und aus ihren zusammengekniffenen Augen flossen Tränen. "Wie eine wahnsinnige Turteltaube", hatte eine Freundin von ihrem Lachen gesagt; es war ansteckend. Und Amsel sah darin ein neues Vorrecht, wie es einer heißangebeteten Tante und Patin zukam. – Sie selbst fand all diese Menschen nur sehr kurios, wie sie in

⁶⁴ Jean-Nicolas Bouilly: CONTES À MA FILLE (1809)

⁶⁵ Jacques Henri Bernardin de Saint-Pierre: PAUL ET VIRGINIE (1788)

⁶⁶ Das Hôtel de Rambouillet war die Pariser Residenz von Catherine de Vivonne, Marquise de Rambouillet, die dort von 1620 – 1648 einen renommierten literarischen Salon unterhielt, der berühmt wurde wegen eines sprachlich extrem verfeinerten Gesprächsstils. Mit dieser Kommunikationskultur wollten sich dieser Kreis absetzen von den eher groben Umgangsformen am französischen Hof. Die Académie Française hatte ihren Ursprung in diesem Salon.

ihrem Leben auftauchten und wieder verschwanden, Silhouetten, in ein Schattenhaus zurück. Nur vor einem hatte sie eine an Abscheu grenzende Angst: eines dieser fremden Wesen könnte sie anrühren oder gar küssen. Denn sie besaß eine tiefe, unnahbare Scheu der Ausschließlichen, Leidenschaftlichen. Nein, nur Tante durfte sie küssen. Ganz kalt wurde sie, zur Eisblume erstarrt, wenn die feinen Lippen sie berührten, die schöne Hand über ihr Haar strich. Und sie konnte vor sich hinträumen, Heldentaten ersinnen, Schmerzen und Geduldsproben, die sie für Tante bestehen würde, unerkannt, schweigend, in unbegreiflich süßer Pein.

III

Es war eine schöne Fahrt gewesen, ein letzter milder Tag, wie ein Geschenk über die Erde gekommen. Erst die Allee hinunter an den geschlossenen Gasthäusern, den schlafenden Villen, dann an bescheidenen Wirtschaften, an spielzeugartigen Schweizerhäuschen vorbei. Ein jedes spannte seine kleine Brücke über den seichten, plätschernden Bach, der hier flache, grüne Ufer hatte. Dann weiter, am Kloster vorüber, durchs Dorf, immer vom Flößchen begleitet, das durch die Wiesen schlüpfte, durch Garnbleichen und Sägemühlen. Und nun rechts hinauf, dem Landhaus zu, das einst den russischen Cousinen gehörte, wo das große, sengende Glück ihr Herz getroffen hatte. Tante war ausgestiegen, die paar Stufen hinauf bis an die Gittertür in der Hecke; nun hielt sie sich mit einer Hand am Gitter fest und sah, halb zurückgewendet, noch einmal hinunter in das liebe, nie vergessene Tal.

Dort, im Grund, sandten kleine geduckte Häuser ihren Rauch empor; am Abhang, in den Wiesen, standen Nußbäume, halb entlaubt, Vögelchen schlüpfte durch die Hecken, es roch nach Moos und Erde. Im Dunst schien sich alles zusammenzuschmiegen, so bescheiden und liebevoll war ihr dies Land noch nie erschienen wie heut in seinen stillen braunen Farben, geduldig den Winter erwartend. Kein lauter Ton, nur das Gurgeln kleiner Rinnsale im Gras, auf denen rote und braune Blätter schwammen.

Auf dem Fahrweg, der sich in weiter Kurve emporwand, waren Radspuren. Damals – wie kamen sie angefahren, die Freunde und die Fremden, zu dem immer fröhlichen

Haus, wo sie bei den Cousins den Sommer verbrachte. Den zweiten. Es waren Jahre vergangen, seit sie zum ersten Mal hier gewesen, sie war feiner noch, ja, und auch härter geworden, wie ein gespannter Bogen hart ist; der erste weiche Duft war verschwunden von den Dingen und auch von ihr, und oft lag Erwartung in ihren Zügen, als sei ihr Herz hellhöriger geworden und horche auf irgend etwas, einen Ton, einen Schritt, den Hornruf des Glücks? Ihr Mund konnte spöttisch sein damals, wenn ihre Augen zuviel gesagt hatten, und trotz aller Leichtlebigkeit war sie ein verschlossener Schrein. Und dann – o wie unabwendbar war das große Glück auf einmal da!

Sie sah hinauf zu den hohen Glastüren des Musikzimmers, aus denen einst Lichterglanz strahlte und Akkorde hinausströmten, all das Unausprechliche, das nur in Klängen Worte fand. Rosen hatten auf den Tischen gestanden, zu den Türen herein atmete Jasmin von allen Büschen, aber auf den Wiesen wurde das erste Heu gemacht – Juniduft, unvergeßlicher! Heute nun stand sie am Gitter, und es war Haus nicht mehr. Der Spätherbst war im Land, aber sie witterte die vergangenen Sommer, sie suchte in der Luft nach den Harmonien, die seine zaubernden Hände, seine nur andeutende Stimme ihr ins Blut, in die Seele gedrängt hatten, bis Tag und Nacht zu einem einzigen, seligen Schlafwandeln geworden, jede Minute voll bis zum Rand. Bis eines Tages der eine Tropfen mehr ihr Herz zum Überfließen brachte. Ein Blick, eine Bewegung ... ihre Augen hatten sich mit Tränen gefüllt, wie bei der Stelle in ihrer Liebessymphonie, wenn die Hörner einsetzen, leise erst und immer drängender, ach unerbittlich in ihrer Süßigkeit; da war nur eins, das dieser tiefen Pein Ruhe geben konnte: Hingabe. Denn wie der Durst nach Wasser, wie das Fieber nach Schlaf, so begehrt Liebe nach Erfüllung. Ihr ganzes Leben wollte sie ihm schenken, alles – und kein Ende; nie wieder hatte sie sich selber angehört.

Aber an das Schwinden ihres Glücks dachte sie heute nicht mehr. Die Ammen streichen Bitteres auf die Brust, um die Kinder zu entwöhnen; so entwöhnt uns Leid und Verlust vom Leben. Aber, Herr Gott, sie hatte doch einmal alles besessen. Gewinnen, verlieren, was sollten die Worte? War er ihr nicht eben nahe gewesen? Nur eine große, hilflose Dankbarkeit erfüllte sie. Einen Augenblick sah sie hinauf und ihre Augen tranken ... tranken. Dann ging sie, ohne sich umzusehen, zum wartenden Wagen zurück.

Am selben Abend ließ sie den alten Badearzt rufen, den sie aus jener Zeit her kannte, der aber sonst nicht mehr praktizierte. Er blieb lange mit ihr allein. Dann bat er um Schreibzeug und setzte ein Telegramm auf. An den berühmten Mann in Heidelberg. Dabei putzte er sich heftig die Nase in ein großes rotseidenes Taschentuch. Er sah über die Brille Amsel lang und zweifelnd an, als wolle er reden. Aber er seufzte nur und ging.

Der berühmte Mann kam und befahl Ruhe, als ob man bisher in einem Vergnügungstaumel gelebt hätte, und abends kam nun Schwester Ludovika und löste Madame Céline ab, die vom Aufsitzen und nächtlichen Kaffeetrinken elend war. Die Schwester war schlank und durchsichtig mit dunkelumwimperten Augen. "Wie Genovefas Hirschkuh", meinte Tante. "Aber weißt du, Amsel, als Kind besaß ich einen Tintenwischer, der stellte eine Nonne dar, mit einer Menge Flanellröckchen – du verstehst – für die Federn, aber sonst nichts, und da dachte ich eigentlich, daß Nonnen gar keine Beine hätten."

Sie lachte mit den Augen und wandte den Kopf dem Licht zu; ihr Haar lag schwer und feucht auf den Kissen, im Lampenschirm war die Stirn so klar nach den Qualen der Nacht. Als sei sie jünger geworden durch die Schmerzen.

Amsel führte ihr Leben wie sonst, all ihre kleinen Pflichten, viel Warten und Harren. Flüsternde Stimmen legten sich ihr aufs Herz. Da war ein schimmernder Punkt am Ende des finstern Ganges: Hoffnung. Dorthin strebte sie, jeden Tag ein winziger Schritt. Aber manchmal sah sie das ferne Licht nicht mehr.

Heut aber saß Tante endlich wieder im langen Zimmer, wo der Flügel war und das Kamin. Neben ihr die kleine Boulekommode, mit offenen Fächern; da waren viele zusammengebundene Briefe. Am Nachmittag war Frau Schwämmle dagewesen, hatte köstliche Birnen gebracht und einen großen Busch Herbstastern. Zu solchen Visiten preßte sie sich in ein braunes Kaschmirkleid, und auf dem glatten Scheitel balancierte dann ein kleiner Kapotthut mit schwarzem, nickenden Hafer. "Püh", sagte sie beim Eintreten und riß die Hutbänder unter dem Doppelkinn auf, denn sie war vollblütig und erzählte mit finsterer Genugtuung, daß alle in ihrer Familie am Schlagfluß stürben. In ihrer Waschküche mußte man sie hantieren sehen, in Wolken von Dampf und Seifenschaum, silberne Schweißtröpfchen auf der Oberlippe, den Niobebusen ausgebreitet in der rosa Kattunjacke, an der viele Knöpfe fehlten. Jedes Jahr kam ein

Kind, nicht immer um zu bleiben. "Unser Vatter" war Droschkenkutscher. "Ja, der Deifel isch en Eichhörnle", sagte sie, wenn sie neuen Zuwachs ankündigte.

Tante hatte ein Briefpaket geöffnet, es stand eine Jahreszahl auf der Hülle. Verschiedene Handschriften waren darin. Sie blätterte ein wenig, dann legte sie's auf die Glut; ein Kräuseln, ein Aufflammen – pht ... und nun war es nicht mehr. Das Herz zog sich ihr zusammen, denn nun erst waren sie ganz tot, die ach so bescheidenen Toten, die nur noch lebten vom leisen Atem der Erinnerung. Eigentlich eine Hinrichtung, als ließe man vor der Abreise einen alten Hund erschießen, damit er nicht in gleichgültige Hände falle. Manchmal zögerte sie, glättete die Seiten. Da war der englische Freund, der resigniert und losgelöst über den Zeitverlust aller Politik, aller Ambitionen redete, der zart und unaufdringlich jeden ihrer Wünsche erriet und erfüllte. Sie hatte sich nichts dabei gedacht: sie ganz jung und leichtherzig, er so viel älter. Seine Fürsorge, seine väterlich-ironische Art: sie hatte alles für Spielerei gehalten. Und nun las sie: *"Oh don't be constant, for the fear of losing you is one of your greatest charms"* – und begriff (denn das Alter macht auch geistig fernsichtig), warum er die Tür der Ironie immer offengehalten hatte: um sich hinein zu flüchten, weil sie ihn niemals recht verstand.

Hier knisterte der Brief einer alten Freundin, sie auch schon lange tot. Damals wurde viel geredet über eine gemeinsame Bekannte. Aber die alte Dame hatte nie mit eingestimmt: *"Je sais qu'on me trouve bien large. Non, je ne veux être que juste et j'ai horreur de la médisance. A part les plaies de Notre Seigneur, auxquelles je crois sans avoir vu, je ne veux rien croire sans voir. Je sais que vous pensez de même, car vous n'écoutez que vortre cœur qui est meilleur conseiller que la tête."*

Der Brief flackerte auf, sie öffnete einen anderen: "Maria ist in Rom, sie ist bei den Karmeliterinnen eingetreten. Der allerstrengste Orden. Sie gehen barfuß und dürfen nie, nie wieder heraus. Ihre Augen, ihr Lächeln, ihr entzückender Gang, wir werden sie nie wiedersehen. Warum nur? Zu bereuen hatte sie nichts, wußte ja gar nicht, was Haß und Sünde sind. *Terra gentile*, wie die Italiener sagen. Es ist ein Rätsel ..."

Aber in einem anderen Brief war die Lösung. Da stand in großen eiligen Buchstaben auf vielen kleinen, abgerissenen Blättern, wie man noch rasch ein Abschiedswort kritzelt, wenn das Gepäck schon fort ist und sich nur noch das winzige Notizbuch in

der Tasche findet: "Lebewohl und Dank Dir zum letztenmal, Du einzige, die alles verstehen wird. Immer hatte ich mir gewünscht, einmal zu lieben, ohne geliebt zu werden. O ich Unselige, welch ein wahnsinniger Wunsch. Nun ist er erfüllt und es ist die Hölle ..."

Da waren Briefe alter Diener, Danksagungen für manche geleistete Hilfe. Ein armer Tanzlehrer, den sie in seinem Alter und Elend besuchte, schrieb: "Heute danke ich Gott und den Grazien, weil noch einmal die Anmut unter mein armes Dach gekommen ist. Wie gut werde ich diese Nacht schlafen." Immer wieder führen die hungrigen Flammen auf. Dann war nichts mehr übrig. "Amsel," sagte Tante und ihre Lippen bebten, "das waren lauter gute Menschen. Ich werde sie nie wiedersehen."

Amsel kroch ganz nah an sie heran, sie legte den Kopf an ihre Schulter, dicht am Hals, und atmete den geliebten Duft, der ein wenig wie Bergamottebirnen war.

Dies mit anzusehen war eine große Qual. Als ob ein Mensch zur Reise rüstet und sein Hündchen steht dabei mit flehenden Augen und weiß ja doch, es wird nicht mitgenommen. Tante legte die Wange an den kleinen aschblonden Kopf. Armes Kind, es war für sie gesorgt – was man in der Welt darunter versteht. Aber sie mußte durchs dunkle Tor und das Kind würde allein weitergehn. Würde sie ihr sehr fehlen, wenn der erste, scharfe Schmerz vorüber war? Denn sie hatte erlebt, wie sich Wunden schließen, die man für unheilbar hielt, und im Grunde war sie bescheiden, was sie selbst betraf: warum sollte gerade ich unentbehrlich sein? Aber so recht hatte sie das Kind doch nie verstanden, denn zwei Schamhafte hören oft aneinander vorbei, gerade weil sie dieselbe Sprache sprechen.

Ihre Gedanken gingen wieder zu der schönen Marie, die so sehr geliebt worden war, und doch ... was war ihr Leben gewesen? Plötzlich fing sie zu singen an, sang hin zu ihr, die doch unerreichbar war, mit der atemlosen Stimme, in der man das arme, arbeitende Herz keuchen hört:

*"Tutti la notte dormono,
Et io non dormo mai..."⁶⁷*

⁶⁷ Lied des Kutschers aus Carlo Collodis Kinderbuch PINOCCHIO.

Ihre Farbe kam und ging, ihre Augen standen voll Tränen. Aber Amsel lag wie ein Vogel unter Mutterflügeln; sie horchte auf den geliebten Klang, die fremden Worte verstand sie nicht.

*"I quarti d'ora suonano
Le una, le due, le tre ...
Ti voglio bene assai,
Ma tu non pensi a me ..."*⁶⁸

Viele Nächte hatte Amsel nur halb geschlafen, die Angst im Herzen, sie könnte gerufen werden; aber nun kam der Schlaf – unwiderstehlich. Tante lächelte, wie der aschblonde Kopf immer schwerer wurde und hinunter glitt auf ihren Schoß.

Die Uhr tickte deutlich in der Stille, sie hatte es eilig mit ihrer Aufgabe. Und die Rosen dufteten. Schöne, gütige Blumen, wenn sie starben, erblühten neue, aber niemals dieselben. Warum sollte ich weiterleben, dachte sie, habe ich das ewige Leben mehr verdient als eine Rose? Aber wer konnte Recht sprechen, auch über sich selbst? Und alle Schuld war doch Strafe zugleich, es ging gerechter her, als man dachte. Etwas Hartes, Häßliches getan zu haben, das mußte wohl sein wie ein heimliches Gebrechen, wie wenn schöne Frauen häßliche Füße haben: es läßt sie nicht froh werden. Hatte sie auch Häßliches und Hartes getan oder gedacht in ihrem Leben? Es war wohl ihre große Müdigkeit, sie konnte sich durchaus an nichts Böses erinnern, nicht an solches, das ihr andere zugefügt, nicht an solches, das andere um ihretwillen erlitten. Neben ihr lag ein abgegriffenes Gebetbuch, Marias letztes Geschenk; ohne ein Wort dazu war es aus Rom geschickt worden, denn auch das hatte sie nicht besitzen dürfen. Da war ein Gebet, es schien ihr soviel menschlicher als alle anderen, das Buch öffnete sich von selbst an dieser Stelle, und sie las die leicht unterstrichenen Zeilen:

"O Marie, mère si heureuse dans le Ciel, n'oubliez pas les tristesses de la terre. Ayez pitié de ceux qui s'aiment et que Dieu a séparés. Ayez pitié de l'isolement du cœur, si plein d'abattement et même de terreur." Und etwas weiter: *"Ayez pitié de ceux que nous aimons, o Marie, ayez pitié de ceux qui s'aiment, de ceux qui ne savent pas se faire aimer."* Ja das, das das Bitterste sein: *qui ne savent pas se faire aimer*. Aber für sie waren diese Worte nicht geschrieben; eins war gewiß, sie hatte

⁶⁸ Te amo bene assaje, ein volkstümliches neapolitanisches Lied, belegt seit 1839.

grenzenlos geliebt und sie war heiß geliebt worden. Und als es dann zu Ende ging ... Wenn der Sommer zu Ende geht, nennt man ihn darum einen Verräter? ... Nun kam anderes; etwas Großes, Fremdes tat sich auf, es wehte kühl. Schleier fielen auf die Dinge und sie konnte nicht mehr greifen und halten; nur noch das Aller-Allernächste war zu erkennen.

Ihr Blick ging von einem zum andern, über ihr Klavier, über die Bilder und das Glas mit den Rosen wie sie standen und dufteten. Und ihr schien, als ginge sie selbst, unbeholfen und schon fremd geworden, unbeholfen und schon fremd geworden durch die bekannten Räume, mühsam Dinge beim Namen nennend, an denen doch ihr Herz nicht mehr hing.

Da lachte sie⁶⁹

Bei Kerzenlicht da lachte sie,
In silbernen Septembernächten,
Wenn lanzenscharf der Schatten liegt,
Wo um der Göttin weißes Knie
Sich feingezähnt die Rosen flechten.

Nicht Kerzenlicht, nicht Mondenlicht,
Zwei Augen nur war all ihr Denken,
Und all der Zauber dieser Welt
War Segen, den die Gottheit spricht,
wenn Menschenherzen sich verschenken.

Im Morgenschein erwachte sie;
In einem Stern von Rosenbeeten,
Von Dornenarmen ganz umzweigt,
Stand sinnend die Melancholie ...
Der weiche Rasen war zertreten
Im Morgenschein – da lachte sie!

⁶⁹ AUSGEWÄHLTE GEDICHTE (1926)

Einer Toten⁷⁰

So lege ab, was von der Erde war,
Den schweren Mantel und die kleinen Schuhe,
Lang ausgestreckt, so wird den Füßen Ruhe,
Und nimm vom Haupt den Schleier zart und klar,
Der oft im Wind gespielt um deine Wangen,
Wenn Abendtau an seinen Fäden hing ...
Frei bist du nun, mein dunkler Schmetterling,
Und Menschenhände können dich nicht fangen ...

So lege hin, was von der Erde war ...
So manche Liebe, die zu leicht befunden,
Und manchen Kranz, den irrend du gewunden,
Und deiner Hände traurig Schwesternpaar;
Die schwere Last heimsuchender Gedanken,
Getäuschter Liebe feingeschliffnen Stahl
Und die Empörung, die so manches Mal
zu Asche sank vor rätselhaften Schranken.

Nun gib zurück, was von der Erde war,
Die dunklen Stunden und die hellen Stunden,
Die Rosen tiefgewurzelt in den Wunden,
Der Arbeit Krone auf gebleichtem Haar ...
Der Schönheit Hornruf, zauberndes Geläute,
Der Wahrheit Schauern, ihren Geisterschritt.
Die Glut der Seele, die gefangen litt ...
Das Unvergeßne ... und das Unbereute.

⁷⁰ AUSGEWÄHLTE GEDICHTE (1926)

Eisblumen⁷¹

Draußen im Dezemberwetter
 Fliegen Runzeln, dürre Blätter,
 Sind des Sommers tote Seelen . . .
 Hoffnung, höre auf zu quälen,
 Laß dem Winter seinen Ruhm,
 Malt ans Fenster Blatt und Blum':

Farrenkraut und Heckendornen
 Mit dem spitzen Stachelsporne,
 Zwischen Schilf und Schachtelhalmen
 Federn eisbestennte Palmen,
 Schlangenmoos und Mistelzweig,
 Gilt dem alten Zaubrer gleich.

In den stummen Winterwegen
 Seh' ich Reiterlein sich regen,
 Auf den weißen Elfenrößchen
 Nach dem schneeverpelzten Schloßchen,
 Wendeltreppe frosterstarrt,
 Wo das schöne Fräulein harrt.

Durch das glitzernde Geländer
 Gleiten ihre Jagdgewänder,
 Silberhörner hallen leise,
 Und der Fluß träumt unterm Eise,
 Weiß und leuchtend angetan
 Jagen sie den wilden Schwan.

Denn so Schönes gibt's zu sehen
 In den weißen Traumalleen,
 In den zarten Birkenhainen,
 Bis im Tau die Fenster weinen . . .
 Unbarmherzig Sonnenlicht
 Ach, zerstör' mein Märchen nicht!

⁷¹ AUSGEWÄHLTE GEDICHTE (1926), andere Version in MEZZAVOCE (1901), hier an anderer Stelle.

Widmung (I) ⁷²

Mein Herz so ganz in dir beglückt,
Mit Märchenblumen ausgeschmückt,
Ein dir geweihter Schrein:
Wenn auch die Früchte nicht gereift,
Weil sie der Frost zu früh gestreift,
die Blüten waren dein, mein Herz,
Die Blüten waren dein.

In der Nacht ⁷³

170

Ich höre Tränen fallen,
Sie fallen in der Nacht;
O Hirt du von uns allen,
Du hast uns nicht bewacht.

Wir wanderten im Dunkeln,
Ohn' Licht und ohne Stab,
Nun seh' ich Sterne funkeln
Und blick' ins offene Grab.

Hörst du die Tränen fallen
Und rührst die Hände nicht?
O Schicksal über allen,
Nun halte dein Gericht!

⁷² AUSGEWÄHLTE GEDICHTE (1926), auch in MEZZAVOCE (1901)

⁷³ Ausgewählte Gedichte (1926)

Die gefangene Königin⁷⁴

So manches große Reich mit falschem Stolz erfüllt,
 Mit blut'gem Rost befleckt das blanke Ritterschild,
 Gemahnt mich an ein Wort, das unverlöschlich blieb,
 Das einst ein Königskind in bittren Qualen schrieb.

Denn jung und ratlos war sie in dem fremden Land,
 Und schrieb ins Fensterglas mit ihres Rings Demant,
 Mit steiler Kinderschrift ein einziges Gebet:
 "O keep me innocent, my God, make others great!"

An Multatuli⁷⁵

Rein sind die Höhen, die Menschenfuß nie störte,
 Eis ist ihre Reinheit, tot, unfruchtbar geblieben.
 Aber gleich dir das Meer, das zornige, empörte,
 Trägt auf breiter Brust viel Hassen und viel Lieben.

Trüber Flüsse Geröll hat es rastlos aufgesogen,
 Toter Inseln Lust und Schaudern und Verwesung,
 Aber immer aufs neu aus schwer aufkeuchenden Wogen
 Atmet nach jedem Sturm Erfrischung und Genesung.

So, hab' ich gedacht, war deiner Seele Reinheit,
 Alten Königen gleich, Recht sprechend unter den Eichen,
 Sünde und Zorn sind dir Gast, aber der Welt Gemeinheit
 Konnte mit ihrem Schlamm an deine Füße nicht reichen.

Rechtlichkeit und Stolz rauschten dir ihre Fluten,
 Und in den Augen blieb dir ihre selige Klarheit,
 Sei gepreisen mit Lust wie alle, die nicht ruhten,
 Den Schwachen zu erkämpfen Gerechtigkeit und Wahrheit!

⁷⁴ Irene Forbes-Mosse: AUSGEWÄHLTE GEDICHTE (1926). – Es geht um Caroline Matilda Königin von Dänemark (Schwester Georges III von England) (1751-1775). In MEZZAVOCE (1901) ist eine andere Version des Gedichts, das ihren Namen im Titel trägt. Das Zitat findet sich bei John Smith: A VIEW OF THE LAST JUDGEMENT, jedoch ohne namentlichen Bezug.

⁷⁵ Ausgewählte Gedichte (1926); andere Version in MEZZAVOCE (1901). – Der niederländische Schriftsteller Multatuli (Eduard Douwes Dekker) (1820-1887) hat in seinem Werk die menschenverachtende (niederländische) Kolonialpolitik angeprangert. Die letzten 20 Jahre seines Lebens lebte er fast ausschließlich in Deutschland. (lat. "Multatuli" = Ich habe vieles ertragen)



Telemaco Signorini: La piazza di Settignano (1880)

Freesia in Florenz ⁷⁶

I

Lissy und Freesia – welche aber ganz anders hieß – lernten einander in Florenz kennen, wo Lissy wohnte und Freesia sich zur Abwechslung und Erholung nach langer Krankenpflege aufhielt, den Besuch von Kirchen und Museen aber viel zu ernst nahm, als daß von Ausruhen die Rede sein konnte.

Mit ihrem kritischen, durch plötzliche Sympathie noch geschärften Blick hatte Lissy Torneskjöld in Freesia eines jener geliebten und geschätzten, aber bis zum Äußersten ausgenützten Familienmitglieder erkannt, rosenbekränzte Opfertiere, deren lebenswürdige Opferbereitschaft förmlich dazu auffordert, ihren Schultern immer neue Lasten aufzubürden, wobei jeder meint, sein Beitrag sei ja nur ein Strohalm und könne nichts ausmachen.

Lissy aber erriet dies um so eher, als sie selbst Ähnliches erlebt hatte; denn auch sie war praktisch und hilfsbereit, wenn auch aus härterem Holz geschnitzt, so daß, wenn es ihr zuviel wurde, sie es verstand, übertriebenen Zumutungen auszuweichen, allerdings auf so lebenswürdige Weise, daß es ihr niemand übel nahm.

Dank ihrem fröhlichen, resoluten Wesen, das aber überraschend weiche, ja einschmeichelnde Momente hatte, wurde es ihr leicht, die scheue Freesia an sich zu ziehen. Ohne sich ihrer Absicht eigentlich bewußt zu sein. Sie war es ja gewohnt, daß Mädchen und Frauen sich ihr mit schwärmerischer Knappentreue anschlossen, bisweilen sogar etwas klettenhaft, was sie aber dann abzuwehren verstand, ohne die Betroffenen zu verletzen. Alles Dramatische war ihr verhaßt, und sie war virtuos in der Kunst, Knoten zu lösen, ohne sie zu zerschneiden. Auch ließ sie nie ein freundschaftliches Verhältnis gänzlich erkalten; ihr Interesse blieb lebendig. "Plus

⁷⁶ Aus: FERNE HÄUSER (Stuttgart 1953) – Es handelt sich hier um eine Veröffentlichung aus dem Nachlaß; insofern kann nicht unbedingt davon ausgegangen werden, daß die Autorin die hierin enthaltenen Erzählungen (hier dokumentiert sind davon: *Wandlungen einer Äbtissin, Freesia, Verlobung*) in dieser Form veröffentlicht hätte.

constante que fidèle", sagte sie mit erstaunlicher Selbsterkenntnis und lächelte ein bißchen schief dazu.

Wie in manchen Familien der Vorkriegszeit⁷⁷, hatte in Freesias Heim ein patriarchalischer Ritus geherrscht, der Fernerstehenden reizvoll und lobenswert erschien, bei näherer Sicht aber Mängel zeigte: ähnlich alten malerischen Häusern, deren moosgrüne Dächer und geschnitzte Pfosten den Mangel an innerer Bequemlichkeit übersehen lassen.

Ein gewitterhafter Vater, der bei Tisch die Zeitung las, während die Mutter in beschwörenden Flüstertönen das Gekicher der Kinder unterdrückte, eine ehrenwerte, aber etwas spartanische Lebensauffassung, was die kleinen, nicht gerade notwendigen Zutaten betrifft, die das tägliche Dasein schmücken und erleichtern, hätten Freesias Jugendjahre hemmen und einengen können, wenn nicht zwei Pensionsjahre und später die Heiraten ihrer Schwestern für geistigen Luftwechsel gesorgt hätten.

In Freesias Familie wurde man früh weiß, und wenn sie auch erst am Anfang der Dreißig stand, so war ihr Haar doch schon schneegepudert. Lissy fand, daß sie einem Bild der Madame de Charrière – *Belle de Thuylle*, wie sie, tulpenhaft, in ihrer holländischen Heimat hieß⁷⁸ – ähnlich sei. Ihre schmale, schön modellierte Stirn mit den zart eingesunkenen Schläfen, über der sich das silbrige Haar luftig aufbäumte, ihre reizend geformten Ohren waren ungewöhnlich. Dazu die mageren, etwas männlichen Hände, denen man's ansah, daß sie ebensogut mit Hammer und Säge umzugehen wußten wie mit Nadel und Zwirn – grade dies war ein pikanter Gegensatz zu dem *Belle-de-Thuyllé*-Köpfchen. Nennen wir noch lang ausschreitende Beine – ja beinahe heuschreckenmäßig lang gegliedert waren sie – und eine verschleierte, manchmal knabenhaft rauhe Stimme, so waren Freesias Vorzüge aufgezählt. Merkwürdig war, daß ihre negativen Eigentümlichkeiten dem keinen Eintrag taten, wie zum Beispiel, daß die Lider ihrer hellen blaugrünen Augen oft gerötet waren, als hätte sie geweint, ihre Oberlippe aber zu weit vorstand, was ihr den rührenden Ausdruck eines gescholtenen Kindes gab, das sich keiner Schuld bewußt ist und eben losweinen will.

⁷⁷ Also vor 1914

⁷⁸ Isabelle de Charrière (1740-1805), niederländisch-französische Schriftstellerin (ursprünglicher Name: Isabella Agneta Elisabeth van Tuyll van Serooskerken), die große Bedeutung für die Rezeption der deutschen Klassik im französischen Sprachraum hat. Auch Mitherausgeberin von Rousseaus *CONFESSIONS*. (WP)

Ihre mathematische Begabung und ein erstaunliches Geschick für Handwertigkeiten aller Art hätte sie heutzutage den Architektenberuf ergreifen lassen, oder aber sie wäre Kunstschreinerin geworden; damals für ein Mädchen eine ganz undenkbare Entwicklung. So wurden diese seltenen Fähigkeiten für den Hausgebrauch ausgenutzt. Wo immer ein überdrehtes Schloß zu reparieren war, wo es an der elektrischen Leitung oder am Heizapparat haperte, fiel es niemandem ein, den betreffenden Fachmann zu rufen: Freesia kam, zuversichtlich lächelnd, mit ihrem Werkzeugkasten, ihren zielbewußten Händen und brachte die Sache in Ordnung. Dem jüngeren Bruder erklärte sie die mathematischen Probleme, an denen er verzweifelte, und oft mußte sie für den Vater statistische Tabellen und verzwickte Berechnungen nachprüfen. Wenn sie aber in der Weihnachtszeit die Gaben, welche die schenckfreudige Mutter für nahe und ferne Freunde und Verwandte bestimmte, in fachmäßig verschnürte Pakete verwandelte, war es geradezu ein ästhetisches Vergnügen, ihr dabei zuzusehn.

Gewiß, dachte Lissy Torneskjöld, vor der sich nach und nach die Umgebung entrollte, in welcher sich Freesias Leben abgespielt: ist ja alles schön und gut. Aber das gepriesene Familienleben erinnert doch sehr an einen heiligen indischen Krokodilteich: wie viele Mädchenleben hat es verschlungen!

Dies alles spielte sich in einer nun schon nebelhaften Zeit ab, wo einem Fräulein unter fünfzig Jahren nur mit Vorbehalt der Hausschlüssel anvertraut wurde, und eine Ehefrau ganz undeutliche Vorstellungen von dem eignen, mitgebrachten Vermögen hatte, geschweige denn über den geringsten Teil dessen selbständig verfügen konnte.

Als Freesia – aber sie hieß ja gar nicht Freesia – zum erstenmal durch das wellige, silbergraue Olivenland wandelte, wo auf halber Höhe Villa Nespoli thronte, überkam sie einmal wieder der Zauber Toskanas wie eine himmlisches Offenbarung.

Es gibt ein Seligkeitsgefühl – es kann menschlich-leidenschaftlichen, oder auch reinästhetischen Ursprungs sein – so durchdringend, so überwältigend, daß die Augen davon brennen, die Gelenke schwach werden. So ging sie, wie betäubt und immer wieder stillestehend, zwischen Schwertlinien, Monatsrosen und wildem Mohn, welche die Artischocken- und Bohnenfelder einfaßten, unter sanft wedelnden Ölbäumen hügelan.

Die Familie Torneskjöld hatte bisher nie genügende Überschüsse gehabt – ach, sie hatte überhaupt keine – um, wie es reichere Leute getan hätten, diese entzückende Vereinigung biblisch-primitiver Agrikultur und lieblich verwahrloster Würde zu zerstören. Hoch oben, auf der geschweiften Fassade des Hauses war ein großes Zifferblatt gemalt, eine Sonnenuhr. Aber der eiserne Zeiger war verrostet und abgefallen, und nur die Ziffern, verblaßt und verwaschen, waren geblieben. Rosen, spanischer Jasmin und die nach Zitronen duftenden, hoch aufgeschossenen Ranken der Verbene wuchsen an den Fenstern empor. Davor lag die Terrasse, wo im Frühling Veilchen, Goldlack und Narzissen an allen Mauern, unter allen Büschen und Hecken durcheinanderblühten. Die Wege waren vermoost, und auch die flachen, grauen Stufen, die zu einer Glastür führten, waren gelb gefleckt von zart gekräuselten Flechten.

Nun tat sich diese Glastür auf, und Frau von Torneskjöld stand auf der Schwelle, breitschultrig, aber mit schlanken Hüften, das braune Haar in einem schweren Knoten aufgesteckt. Ihre Augen waren graublau wie Dachschiefeln, und ihr Lächeln kam und ging, in einem Grübchen neben dem Auge und einem andern an der Wange spielend.

Sie hat etwas von einer Erntegöttin, dachte Freesia. Gütig – gebefroh; sie sollte eine Garbe auf dem Arm tragen, oder ein neugeborenes Zicklein ... das heißt, wenn man sich eine Erntegöttin in weißem Sergerock und Hemdbluse mit Herrenkrawatte vorstellen könnte ...

Eintretend befand sie sich sogleich, ohne Übergang, im allgemeinen Wohnraum; lang, vielfenstrig, in blassem Rot getüncht. Es waren mehrere Menschen um einen Tisch gruppiert, auf dem ein großer kupferner Samowar stand und einen leisen Holzkohlendunst ausströmte, der sich für alle Zeit mit Lissy und Florenz in ihrer Erinnerung verbinden sollte. Wundervoll duftender russischer Tee und dünne Zitronenscheiben wurden herumgereicht, und der Zigarettendurft machte die Luft bläulich. Wäre nicht der Blick durch die Fenster auf Lorbeer und Oliven gewesen, man hätte sich in eine turgeniewsche Novelle versetzt geglaubt, wozu auch eine gesprächige Dame beitrug, die mit "Anna Pawlowna" angeredet wurde. Erst später merkte Freesia, daß es eine Neckerei war, weil diese, einen urdeutschen Namen tragende Baltin, ein weißer Rabe unter ihresgleichen, aus ihren russischen Sympathien kein Hehl machte.

Zu dem turgeniewschen Milieu gehörte auch eine kleine, alte, schwerhörige Dame – Tante Annettchen – die mit einer Straminstickerei beschäftigt war, wie sie Freesia nur aus großmütterlichen Beständen kannte, die daheim mit ähnlichen Sammelresten in einer Kiste ruhten, welche die Bezeichnung "Evangelisches Depot" trug, da ihr Inhalt der Heilsarmee und ähnlichen Instituten überwiesen wurde.

Eine schwarzäugige Französin, die mit ungeheurer Redseligkeit den Samowar bediente, paßte sich ebenso dem Lokalkolorit an, noch mehr ein russischer Hauslehrer, dessen Echtheit sich in einer seitlich geschlossenen Gürtelbluse kundtat, der aber von der erwähnten Baltin, trotz ihrer Verehrung für das Haus Romanow, wie Luft behandelt wurde. Einmal kamen auch Lissys junge Söhne, André, Fred und Pitti, hereingelaufen, barfuß und gebräunt, küßten den Damen pflichtschuldig die Hand, verlangten mit Vehemenz Butterbrot und Kuchen und hinterließen den Eindruck junger Waldmensen, die froh sind, unbequemen Anforderungen so bald als möglich zu entrinnen.

Der Hausherr erschien erst, als Freesia schon am Teetisch installiert war und sich in ihrem besten Schriftdeutsch mit der ob ihrer Schwerhörigkeit vereinsamten Großtante unterhielt, deren baltische Aussprache, durch ein mümmelndes Gebiß noch fremdartiger klingend, ihr schwer verständlich war. (Übrigens erklärte Tante Annettchen, nachdem sich Freesia verabschiedet hatte, diese junge Person scheinbar ja recht wohlherzogen und bescheiden, aber den Schweizerdialekt könne sie auf ihre alten Tage nicht mehr erlernen.)

Baron von Torneskjöld stammte aus einem ursprünglich schwedischem Geschlecht, das sich in grauen Vorzeiten – wie es auch so viele Deutschstämmige getan – in Livland und Kurland niedergelassen hatte. Wie weit diese Art der Niederlassung mit dem Gebot "Du sollst deines Nächsten Gut, Ochs, Esel usw. nicht begehren" übereinstimmte, ließ sich nach so langer Zeit nicht mehr feststellen; in solchen Fragen sind ja die Deutungen stets verschieden, je nachdem die Eroberer oder die Eroberten zu Wort kommen. Jedenfalls hatte die Familie einst eine Epoche, wenn nicht des Glanzes, so doch der Gewalt gehabt. "Wir waren niemals Fürsten, aber wir waren Häuptlinge", sagte der Baron mit melancholischem Tonfall, wenn ihn die Erinnerungen überkamen. Nunmehr warteten er und die Seinen in einem Gemisch von Lebensgenuß und Sorge –

welch letztere sie wie lästige Fliegen immer wieder zu verscheuchen wußten – auf den Tag, da ein viel älterer, gottlob kinderloser Stiefbruder – der daheim, schon ziemlich geistesschwach, in der Obhut seiner Haushälterin dahinvegetierte, die Herr von Torneskjöld unverdientermaßen als als "Pariser Cocotte" bezeichnete – das Zeitliche segnen würde; worauf die Übersiedlung des Florentiner Zweigs auf angestammten Grund und Boden stattfinden sollte.

Auch Baron Torneskjöld paßte, trotz seiner ausgesprochenen Russophobie, in eine turgeniewsche Novelle. Groß und massig, bewegte er sich etwas unbeholfen auf viel zu kleinen Füßen. Seine etwas vortretenden, etwas glasigen Augen waren von schweren Lidern halb bedeckt. Er trug einen Backenbart mit ausrasiertem Kinn, wie es längst nicht mehr Mode war, und schwere Türkisringe an den großen, gutgepflegten Händen. In einen Gehrock eingeknüpft, den er am Nachmittag bevorzugte, obgleich er anfang, ihm zu eng zu werden, begrüßte er Freesia mit liebenswürdiger Bonhomie, der ein Stich ins Patronisierende nicht fehlte.

So muß ein Großfürst aussehen, dachte sie, und nebelhafte Vorstellungen von tausenden Schlitten, knutenschwingenden Kosaken und zitternden Leibeignen zogen ihr durch den Sinn. Hierin aber irrte sie. Herr von Torneskjöld konnte zwar in plötzlichen Wutanfällen explodieren – ach, der Arme, seine Großmutter war eine Grand-Moutier, und das sagte alles, klagte Tante Annettchen, wenn sie trotz ihrer Taubheit die zuschlagenden Türen knallen hörte – ja, er konnte dann mit erhobenen Fäusten auf den ihm Widersprechenden losgehn, eine eigentliche Grausamkeit aber hatte er nie begangen, und man erzählte sich manchen menschenfreundlichen Zug: wie er viele Nächte bei dem jungen an Dysenterie erkrankten Koch gewacht und ihm alle Dienste geleistet hatte, die sein Leiden erforderte; auch war er gebefroh, wenn er von besonderen Notfällen bei seinen Bauern hörte. Was ihn nicht hinderte, mit seinen drei Buben, die trotz ihrer Jugend schon ausgezeichnete Schützen waren, die Nächte in Obstbäumen versteckt zu verbringen, in der Absicht, seine Bauern bei unerlaubtem Privathandel mit Frühgemüsen zu ertappen und ihnen ein paar zwischen die Beine zu knällern. Wozu es zum Glück bisher nie gekommen war.

Die Leute zuckten die Achseln bei seinen Zornausbrüchen: Poveretto, un po' matto – sagten sie und deuteten auf die Stirn. Sie machten kein großes Wesen daraus. Die Scheu

der Italiener vor allem, was "Behörde" heißt, ließ sie schweigen. War es doch üblich, daß bei einer Rauferei in der Straße, sobald der Dreispitz einer Guardia auftauchte, Freund und Feind auseinanderstob, und auch die Neugierigen, die bis dahin voll Interesse zugesehen hatten, sich verflüchtigten, um ja nicht bei einer Vernehmung als Zeugen vortreten zu müssen, woraus sich endlose Streitereien und geschäftliche Verluste ergeben hätten. Reizend und Freesias Herz im Sturm erobernd, war Lissys Mutter, die fünfundsechzigjährige Frau von Boutenzorg, die etwas später mit der Miene einer sturmgepeitschten Schwalbe eintraf. Sie berichtete, leise keuchend, daß sie die Elektrische, die nur halbstundenweise fuhr, natürlich verfehlt habe, denn oh, sie mußte sich durchaus bei Doney etwas stärken – nur eine Tasse Tee, sonst wäre sie zusammengebrochen – und dort hatte sie natürlich den alten Guerrini getroffen, er verbringt ja halbe Tage bei Doney, und ihr wißt doch, er läßt einen nie wieder los, der Arme ist so dankbar, wenn er jemanden findet, der nicht an den Blödsinn von seinem Malocchio glaubt und seine ewigen Anekdoten von längst verschimmelten Sängerinnen anhört – "nun ja, und nachher nochmals zum Domplatz zurück, nein, ich war total fertig, da hab' ich denn in Gottesnamen bei Vieusseux einen legno genommen; ihr wißt doch, wie Doctor Grassi gewarnt hat."

179

"Gewiß, Mammina," sagte Lissy beruhigend, "alles ist besser als Krankwerden, auch ökonomischer." Das letzte Wort betonte sie mit einem Blick auf den Gatten, dessen Stirnader angeschwollen war. Wirklich, in diesen Zeiten, wo ein Einspanner hier herauf zwölf Lire kostete, denen die Schwiegermutter noch drei Lire Trinkgeld beifügte, denn, sagte sie, dreizehn kann man nicht geben, das Volk ist ja so abergläubisch, und wenn man schon vierzehn gibt, können es auch fünfzehn sein, da braucht der Kutscher nicht herauszugeben, denn das finden sie mesquin. Zumal dieser Luigi immer so freundlich beim Ein- und Aussteigen hilft, und auf sein Pferdchen nimmt er Rücksicht, rupft ihm Gerste am Wege aus und ist abgestiegen bei der Motata, der gute Mensch. Denn wer sein Tier lieb hat, ist immer ein guter Mensch, so schloß sie ihre Rede, ahnungslos, daß es unter abgefeymten Raubmördern die rührendsten Tierfreunde gegeben hat. Darauf ließ sie sich gewichtslos, als wollte sie gleich wieder auffliegen, am Teetisch nieder. Ihre Antipathie gegen den Schwiegersohn war derart, daß sie den von ihm angebotenen Kuchenteller mit einem knappen "Danke" abwies,

eine Minute später aber selber danach griff, wobei ihr Spitzenärmel die vollgeschenkte Tasse umwarf.

"Setze dich zu unserer Schweizerfreundin, Minouche", rief Lissy ihr über den Tisch zu, nachdem das Unglück repariert worden war; "sie wird so gut sein, dich mit allem zu versorgen, und ihr könnt miteinander Eindrücke austauschen, vom Genfer See und der *Nouvelle Héloïse*.⁷⁹ Da weiß ich dich geborgen."

Seit diesem Tage kam Freesia immer wieder den Weg hinauf zu der alten teerosenfarbenen Villa mit ihrer weiten, geruhsamen Fassade, über dem grauen Gewoge der Ölbäume thronend.

Manchmal traf sie sich auch mit Lissy in einer Kirche, einer Bildergalerie, oder auch einer kleinen, bescheidenen Trattoria, von Künstlern und Arbeitern bevorzugt. Das war dieser das liebste. Denn wenn sie ihre häuslichen Pflichten auch nicht leicht nahm und eine liebende Tochter, eine sorgende Mutter war, so recht ihre Glieder dehnen, so recht gedankenlos das Leben genießen, meinte sie, könne sie doch nur außer dem Bannkreis der Santa Famiglia.

Ihr Lebenslauf, den Freesia nach und nach aus Erinnerungen und zufälligen Bemerkungen kennenlernte, war für diese wie das Durchblättern eines fremdartigen Bilderbuchs, in welchem norddeutsche Gutshäuser, baltische Herrenhöfe und sommerliche "Datschen" miteinander abwechselten, toskanische Villen auftauchten, vornehm und träumerisch, mit einer großen schattenspendenden Pinie vor dem Tor, oder ein verwittertes Türmchen in den Maremmen, zwischen verschilften Sümpfen und Kanälen, wo Lissy zur Zeit der Entenjagd irgendeine Principessa besucht hatte, die dort, primitiv aber malerisch, entenmordend einige Wochen verbrachte. Dann wieder gab es ziemlich schäbige, aber reizvolle Quartierini in kleinen rosa getünchten Villini, mitten im silbernen Blätterspiel der Olivenbäume, wo alte, gestrandete Engländerinnen – gewöhnlich zu zweit – eine Pensioncina aufgetan hatten, zu fünf Lire täglich, vino compreso, und langsam dabei verhungerten.

Auch in der Stadt hatte es preiswerte Fremdenheime gegeben, wo es immer ein bißchen nach Moder und Mäusen roch, wo die festgenagelten Teppiche niemals

⁷⁹ JULIE ODER DIE NEUE HELOÏSE (französisch: JULIE OU LA NOUVELLE HÉLOÏSE) ist ein Briefroman von Jean-Jacques Rousseau, der erstmals 1761 im Verlag von Marc-Michel Rey in Amsterdam erschien. Der Roman war einer der größten belletristischen Bucherfolge des 18. Jahrhunderts.

hochgenommen wurden und alte, sympathische Möbel, aus verschiedenen Auktionen stammend, aber auch ausgesprochene Horrörs in den Zimmern herumstanden.

In dem allgemeinen, fast unbenützten Salon herrschte winters wie sommers Dämmerung und eine eisige Luft. Die Büsten berühmter Männer des Risorgimento⁸⁰ – mit ihren Backenbärten und Vatermördern sahen sie nach allem andern aus als nach Rebellen – zierten den Kamin, in welchem ein Berg von Pinienäpfeln kunstvoll geschichtet war, den aber niemand je flammen sah. Ach, aber wenn dann nach einigen Monaten die Abschiedsstunde schlug, war es doch jedesmal herzerreißend, trotz aller Mißstände.

Als kleines Ding hatte Lissy ihren Vater verloren; sie hatte niemals viel von ihm gesehen und konnte sich seiner kaum erinnern. Deutlicher war ihr der Riß geblieben, den sie empfand, als sie sich von dem Landgut trennen mußte, wo sie bis dahin die Sommermonate verbracht hatte. Denn der Onkel, ein für absolut bombensicher gehaltener Junggeselle, mit dessen Tod man in aller Gutmütigkeit für später rechnete, geriet in die Netze einer in der Familie "die hölzerne Sabine" benannten Hofdame aus der nahen Residenzstadt, und somit versank das sommerliche Sorgenfrei.

181

Lissys Mutter, reizend, verwöhnt und unpraktisch und mit der unglückseligen Neigung begabt, überall Bronchialkatarrhe aufzufangen, beschloß nun, ganz und gar mit Lissy in den Süden überzusiedeln. Mit ihrer Witwenpension und dem eigenen bescheidenen Vermögen meinte sie dort, wo der Lebensbedarf so wohlfeil sei – man bedenke, es gab Jahre, wo einem die Pfirsiche sozusagen nachgeworfen wurden – bedeutend besser auszukommen als in der Heimat. Aber sie hatte bei ihren Berechnungen manches nicht bedacht. Wie zum Beispiel die langen Sommermonate, die sie bisher, von allen Ausgaben befreit, höchst gemächlich auf dem Gut des Schwagers verbrachte. Auch nicht die mannigfachen Extraausgaben an fremden Kurorten. Zunächst war sie mit Lissy, ihrem jüngsten Kind und ihrer alten, treuen Lisette begleitet, an die Riviera gereist, um ihre Bronchien auszuheilen; dann, von Bekannten ermuntert, nach Florenz. Dort nun zog sie von Pension zu Pension, je nach

⁸⁰ Als Risorgimento ("Wiedererstehung") wird eine Epoche der italienischen Geschichte zwischen 1815 und 1870 bezeichnet. Ebenso versteht man darunter auch weltanschaulich sehr heterogene, politische und soziale Bewegungen, die nach dem Wiener Kongress von 1814/15 die Vereinigung der damaligen jeweils eigenstaatlichen Fürstentümer und Regionen der Apenninen-Halbinsel in einem unabhängigen Nationalstaat Italien anstrebten. Dieser Staat wurde nach mehreren revolutionären Erhebungen und den Italienischen Unabhängigkeitskriegen mit der Ausrufung des Königreichs Italien als konstitutionelle Monarchie im Jahr 1861 durchgesetzt und 1870 mit der militärischen Einnahme des bis dahin noch verbliebenen Kirchenstaats (im Wesentlichen die Region Latium) und dessen Hauptstadt Rom durch italienische Truppen vorerst vollendet. (Wikipedia)

der Jahreszeit, bald ländlicher, bald städtischer Art, immer ihrer jeweiligen finanziellen Lage entsprechend. Denn die liebe, reizende Frau von Boutenzorg gehörte zu den Lilien auf dem Felde, und zu rechnen verstand sie nun einmal nicht; so wechselten Zeiten der Dürre mit solchen eines kurzen, berausenden Überflusses.

Lissy besuchte eine englische Schule, von einer ältlichen Miss mit Hängelocken geführt, wo sie sich mit jungen Mädchen der englischen Kolonie, auch mit einigen italienischen Contesssas und Principessas anfreundete, die dort die Sprachkurse mitmachten.

Bei der Mutter hatte sich indessen ein feines und einführendes Maltalent entwickelt. So wie sie früher in der Heimat Blumen und Käfer, Spinnen und Eidechsen mit fast japanischer Naturtreue in ihre Skizzenbücher eingetragen hatte, so kopierte sie nun, innig versunken, verblaßte Wandgemälde in Kirchen und Kreuzgängen, wo sie still und ungestört malen konnte, ohne lästiges Fremdengesumm wie in den Sälen des Pitti und der Uffizien. Dorthin brachte ihr die Tochter um die Mittagszeit das aus einem langen, goldgelben Brot, ein paar Hühnerschenkelchen und Salamischeiben bestehende Frühstück. Zum Schluß gab es eine Orange oder die einladenden, aber trügerischen Nespoli⁸¹, die eigentlich nur aus Kernen bestehen.

182

Wenn sie damit fertig waren, blieb Lissy noch eine Weile bei der Mutter sitzen, sah zum tiefblauen Himmel auf, den Taubenflügen nach, die ihn plötzlich durchschwirrten, und sog die bitter-süßen Düfte von Myrte und Lorbeer ein, die da in der Mittagssonne ihr feinstes Öl destillierten, träumte ein wenig vor sich hin, um, sobald die Glocke schlug, wieder zurückzueilen in die Schule.

Abends saßen Mutter und Tochter bei einem schwelenden Feuerchen aus Olivenknorren in Frau von Boutenzorgs Zimmer, und Lissy las vor, um sich im Englischen zu üben, während die Mutter mit ihren feinen Händen Strümpfe stopfte. Auf und nieder ging die lange Stopfnadel, und Frau von Boutenzorg zog die Unterlippe ein, ganz benommen von der ungewohnten Arbeit. Ach, die gute Lisette hatte heim gemußt, sie war zu einem allzu kostspieligen Luxus geworden.

Ein modriger Wandschrank in der Pensione del Giglio enthielt einen angesammelten Vorrat alter, verfledderter Tauchnitzbände aus den Anfangsjahrgängen jenes nicht

⁸¹ Mispel (hagebuttenartige Früchte)

genug zu preisenden Verlags. So lernte Lissy John Halifax, *The Daisy Chain*, *The Heir of Redcliffe* und ähnliche erbauliche Werke der viktorianischen Ära kennen, aber auch die viel aufregendere Lebensgeschichte der *Jane Eyre*⁸², sowie einige Romane von Rhoda Broughton⁸³, die für "very advanced" und nicht für junge Mädchen geeignet galten, denn kam es darin nicht vor, daß sich eine Siebzehnjährige in einen verheirateten Mann verliebte und, aller Scham vergessen, ihm nahelegte, mit ihr auf und davon zu gehen? ... "Sowas kann vorkommen", sagte Frau von Boutenzorg, sie ließ die Hand in dem defekten Strumpf sinken und starrte vor sich hin in die glimmende Asche: "Findest du das sehr schlimm?" Von einer Mutter vielleicht eine seltsame Frage. "Nein", antwortete Lissy harmlos. "Ich auch nicht," sagte die Mutter, "lies weiter."

War aber die Jahreszeit vorgeschritten, so setzten sie sich abends in die damals langsam dahinzuckelnde Pferdebahn und fuhren in die Vorworte, die noch halbländlich und reizvoll waren, oder auch am Arno entlang bis zum Eingang der Cascinen, wo sie aussteigen und zum Grabmal des indischen Fürsten wandelten, der dort, unter seinem orientalischen Minarett, mit Turban und schweren Perlenketten angetan, schläfrig über den gelben, trägfließenden Fluß in die Ferne starrt.

Es war Juni. Über den Wiesenflächen, zwischen Bäumen und Gebüsch tanzten die Leuchtkäfer, ein funkelndes Gewoge, man hätte dabei lesen können. Frau von Boutenzorgs Erinnerungen gerieten in leise, fiebrige Bewegung. Ein bißchen atemlos – denn es war ihr beschwerlich, beim Gehen zu sprechen, erzählte sie von alten Zeiten, als an Lissy noch gar nicht gedacht wurde, von Bällen und Schlittenfahrten, von Norderney und Segelpartien, und immer waren Anbeter dabei, glühend aber diskret, Männer, wie es sie heutzutage nicht mehr gab. Und sie war ja eine jener Frauen

⁸² Von Charlotte Brontë (1847)

⁸³ (1840–1920). Als Autorin war Broughton zu ihrer Zeit sehr erfolgreich und auch skandalumwittert, da ihre meist jugendlichen Heldinnen auch erotisch-sexuelle Bedürfnisse zeigten. Zwischen 1867 und 1914 erschienen mehr als 20 Romane von ihr in der "Tauchnitz edition Leipzig, Collection of British Authors" (auf Englisch). Ihre Romane werden in englischsprachigen Ausgaben offenbar noch heute gern gelesen, wie etliche LeserInnenkommentare im Netz zeigen. So heißt es in dem Literaturblog *goodreads* über ihren Roman *COMETH UP AS A FLOWER* (1872): "I've read a lot of 19th century novels over the past few years, and quite a number of the heroines are somewhat lacking in a number of things: independence, a brain, passion and their own opinions to name but a few. Nell in Rhoda Broughton's *COMETH UP AS A FLOWER*, however is something else - she actually defies feminine stereotypes and scorns the company of other women. (...) Nell's character is incredibly complex - she has a whole number of ideas concerning the social status of women in England, and has a number of factors which govern her every thought. Her sister Dorothea similarly offers a unique and often perplexing character: driven largely by money, she corrupts everything that is good in the novel and comes across as a true villain. This text really explores what your priorities ought to be when deciding who to marry. It also exposes some harrowing truths about the 'choice' even seemingly independent girls like Nell have concerning marriage. All in all, if you're interested in a look at how advanced first wave feminism could be in literature, this is a great text to go to!" (Stephanie Hartley am 6. Mai 2015)

gewesen, denen die Männer verfallen wie einem Zauber, alle Männer, vom Straßenfeger bis zum Prinzen von Geblüt.

Ob sie selber eine Heldin im Widerstand gewesen, hatte Lissy nie erfahren, aber es war anzunehmen, daß Frau von Boutenzorgs weiche, nachgiebige Natur, die es nicht fertigbrachte, nein zu sagen, zugleich aber von hermelinartiger Scheu vor Pfützen war, schmale Mittelwege zwischen Abwehr und Hingabe gefunden hatte, zagend und vielleicht schweren Herzens. Dabei war sie, bei schönen, ehemals vergötterten Frauen eine Seltenheit, gegen solche, die der Versuchung erlagen, die mit beiden Füßen in die Pfütze glitten oder sprangen, durchaus tolerant. Die Hauptsache ist und bleibt, niemandem weh zu tun, sagte sie zu ihrer Tochter. Darum zog sie überhaupt Ausflüchte vor, wenn die einzige Alternative Brutalität gewesen wäre; deshalb fand sie, eine diskret durchgeführte Untreue sei einem ehrlichen Riß mit den begleitenden Deutlichkeiten bei weitem vorzuziehen, und damit befand sie sich im Einklang mit den in der italienischen Gesellschaft allgemein herrschenden Anschauungen.

Diese Geistesrichtung hatte sich wohl auf Lissy vererbt, dachte Freesia später, als sie die Freundin näher kennenlernte. Denn es war sonderbar, wie diese Frau, deren physischer Mut auch durchaus furchtlose Männer in Erstaunen setzte, so reich an Ausflüchten war; wie sie es verstand, jeder entscheidenden Stellungnahme auszuweichen, wenn es sich um Begriffe, um Grundsätze handelte, die damals – es war zur Zeit des Burenkrieges⁸⁴ – die Gespräche beherrschten. Grundsätze, an denen Freesia festhielt wie an dem Emblem ihres Landes, dem weißen Kreuz auf rotem Grund.

Lissy nannte diese Denkart, die ihr erlaubte, bei Diskussionen keine eindeutige Haltung einzunehmen, "erasmisch", und Freesia spürte eine gewisse Selbstzufriedenheit bei dieser Bezeichnung, denn Enthusiasmus, sagte Lissy, sei immer einseitig und Geschwisterkind von fanatischer Blindheit; dabei erwähnte sie Kampfstiere und rote Lappen.

Sie konnte aber auch einen Freesia besonders antipathischen Satz anführen, den sie irgendwo aufgelesen und in ihr geistiges Arsenal aufgenommen hatte: "There is nothing that succeeds like success", ein Ausspruch, den der von ihr verehrte Humanist gewiß

⁸⁴ Der Zweite Burenkrieg (Tweede Vryheidsoorlog, "Zweiter Freiheitskrieg") von 1899 bis 1902 war ein Konflikt zwischen Großbritannien und den beiden Burenrepubliken Oranje-Freistaat und Sudafrikanische Republik (Transvaal), der mit deren Eingliederung in das britische Imperium endete. (Wikipedia)

nicht gutgeheißen hätte. Wie sie auch nicht erkannte, daß sie mit diesem Ausspruch der Konvention eine Verbeugung machte, die sie sonst nur als notwendigen Zügel für die große, unwissende Menge gelten ließ.

Aber dies alles hing wohl mit dem unglücklichen Knick in ihrer Entwicklung zusammen, und daß sie ihr Denken nicht von ihrem Fühlen trennen konnte, mit fast krankhafter Scheu vor Streitereien, lauten Stimmen und hartnäckig proklamierten Ansichten. Der latente Kriegszustand zwischen Mutter und Gatten, die ewigen Finanzschwierigkeiten, die eine ihr im Innersten zuwider Geschmeidigkeit bedingten, hatten sie an Kompromisse gewöhnt, die der ganz primitiven Art Freesias, über Recht und Unrecht zu urteilen, entgegengesetzt waren, auf Lissys Seite Erasmus, oder vielmehr das, was sie sich unter diesem Namen vorstellte, auf Freesias Seite der "Bundesbrief", und dazu noch ein ganzes Teil der zehn Gebote.

Ja, aber begreiflich war es doch, wie alles schließlich begreiflich ist, wenn man die Geduld hat, den Ursachen nachzugehen.

Die Reibereien zwischen Frau von Boutenzorg und ihrem Schwiegersohn begannen schon beim Frühstück, die kleinsten häuslichen Verdrießlichkeiten konnten den Brand auslösen, der immer im stillen schwelte. Aber auch politische Fragen und schon das Knistern der Zeitung, wenn Herr von Torneskjöld sie auseinanderfaltete, hatten etwas Ominöses. Der Baron war Bismarckverehrer, während bei Frau von Boutenzorg noch immer welfische Treue nach Rache dürstete, und sie, schon aus Gegensatz zu dem Schwiegersohn, in der Burenfrage auf Seite Englands stand. Dies alles wurde durch seine Monotonie für Lissy zu einer Tortur wie jene des fallenden Tropfens, und so hatte sie sich angewöhnt, eine Frage niemals unumwunden zu beantworten. Dies eben nannte sie "erasmisch", und Freesia mußte mit Staunen erleben, wie die Freundin, nachdem sie soeben, in die Ecke gedrängt, ihre Ansicht über etwas Zeitbewegendes geäußert hatte, ihren Gegner außer Fassung brachte, indem sie, mild begütigend, die Aussprache mit den Worten schloß: "Du reste, je ne suis prête à soutenir le contraire -", was einen Witz bedeutete, jedoch ein Körnchen Wahrheit enthielt.

Es war Hochsommer geworden. Freesia hätte längst wieder jenseits des Gotthards sein sollen, schon streckten sich hilfeschuchende Hände nach ihr, aber jede Woche rückte

sie den Reisetag ein wenig ferner hinaus. Denn es wurde schwer, sich von diesem brütenden Zauber loszureißen, dieser stummen, duftenden Glut und dünn gewordenen Luft, nun das Korn geschnitten war und die Felder zu Ziegelstaub verbrannten. Aber das, was sie gar nicht losließ, war doch eigentlich Lissy, mehr Erntegöttin denn je in den gestickten slawischen Gewändern aus weichem, handgewebtem Mull, die ihr eine der vielen Kameradinnen, die einst bei Miss Fortescue in ihren Bann geraten war, aus fernen Ländern geschickt hatte. Lissy, gastfrei, gebefroh, frische Feigen verteilend, mit den Buben ringend, dann wieder ganz versunken dem Sägen der Zikaden lauschend ... so wie sie kam und ging, zu diesem Land gehörend, diesem Stück Erde, diesem erdnahen, weltfernen Dasein ...

Auf der Terrasse waren Rosen und Nelken längst verblüht, nur die Gardenien in ihren großen Kübeln waren betäubend und von den Zitronen, die voller Früchte hingen, fielen immer noch wächserne Blüten ab.

Frau von Boutenzorg sammelte sie zu kleinen Haufen; mit den schon getrockneten Rosenblättern und dem Lavendel, der aus allen Mauerspalteln quoll, machte sie Potpourri. Freesia half ihr dabei.

"Schade," sagt Frau von Boutenzorg, "daß man Ihre Lieblingsblume, die ihnen ja eigentlich ähnlich sieht, nicht auch verwenden kann, aber sie ist so fragil, verliert den Duft bald, nachdem man sie gepflückt hat, braucht wohl den Erdboden. Hoffentlich ist das nicht bei Ihnen der Fall, obgleich meine Tochter Ihnen den Namen gab und sich was auf diese berühmte Psychologie einbildet, von der jetzt so viel geredet wird."

Denn ja, Freesia hieß gar nicht Freesia, sondern Sophie, ein Name, der in der Sprache ihrer Heimat natürlich in "Zöffeli" ausartete. Lissy war entsetzt: "Zöffeli, ich bitte Sie, Liebchen, das paßt ja gar nicht zu Ihnen. Zöffeli ist etwas Kleines, Rundliches, mit braunen Zöpfen um den Kopf gelegt und hat Grübchen an den Ellbogen. So ein bißchen Gotthelf, nein, eher noch Auerbach – herzig, nicht wahr? Aber Sie, Kind, und Zöffeli – ausgeschlossen. Aber Freesia – noch dazu Ihr Liebling unter den Blumen – blond und weiß und biegsam und mit dem diskreten Parfum, das nur ab und zu kommt – mit Intervallen, damit man jedesmal überrascht ist ... allerdings fragil, bald dahin ... aber da vertraue ich doch Ihrer Schweizer Zähigkeit – winterhart nennen das die Gärtner. Also Freesia, so tauf' ich Sie im Namen Pans und seiner schläfrigen Nymphen ... "

Und dabei war es dann geblieben.

Frau von Boutenzorg sah an diesem heißen Nachmittag, wo sogar die Hummeln und Bienen in den Blütenkelchen schwiegen, ganz besonders reizend aus. Sie besaß aus den Tagen ihres Glanzes weiße gestickte Sommerkleider, wie sie kein Mensch mehr trug. Und mit einem großen Gartenhut angetan, konnte man sie von weitem für eine entzückende Verkleidete halten, irgendein Porträt darstellend, wie sie in englischen Schlössern über dem Kamin hängen, Lady Caroline oder Georgina, die sehr engelhaft und zugleich sehr "naughty" gewesen und mit Lord Byron etwas gehabt hatte, was man bedauernd, aber doch mit heimlicher Genugtuung erwähnt ...

Freilich, in der Nähe gesehn waren da viele Falten und Fältchen, und wenn sie den Hut abnahm, graues Haar, und im Hause steckte sie einen kleine schwarzen Spitzenschleier darüber und wurde von den Leuten la signora Nonna genannte.

"Mamma," sagte Lissy, " wenn du dich so aufs Großmütterliche aufspielst, mußt du auch Märchen erzählen. Freesia kennt dich noch gar nicht von dieser Seite. – Das ist nämlich Mamas Spezialität. Wenn wir Kinder krank waren, mußte sie immer neue erfinden ..."

Frau von Boutenzorg hatte sich überreden lassen, und Freesia kannte nun schon mehrere ihrer Geschichten. Aber sie fand sie alle ein bißchen graulich oder traurig und würde als Kind darüber geweint haben.

Da gab es eine Geschichte, die Geschichte von den Pensées – denn Frau von Boutenzorg sagte Pensées und niemals Stiefmütterchen, wie sie auch von Georginen sprach und nicht von Dahlien. Und sie sagte auch "Teint" und "scharmant" – was doch undeutsch war und tadelnswert.

Diese Pensées also standen am Tage brav und geduldig in ihrem Beet und ließen alles über sich ergehen, Sonnenglut und Gießkannen, wie's gerade kam; aber in der Nacht wurden sie zu Katzen und tanzten im Mondschein. Oder sie kletterten auf die große Zypresse und sangen den Mond an. Was sie dann noch trieben, wußte Gott allein. Am andern Morgen standen sie wieder ganz ehrbar im Beet, ein bißchen abgemattet von der bewegten Nacht, aber mit kleinen, heuchlerischen Visagen, als hätten sie kein Wasserchen getrübt.

"Ja, aber deine schönste Geschichte war doch die von Oskar," sagte Lissy, "und wenn ich Theaterdirektor wäre, würd' ich eine wunderschöne Pantomime daraus machen, mit einer ganz leisen Musik im Hintergrund, irgend so eine kleine Nachtmusik. Mozart oder Boccherini, herzzerreißend, wenn sie auch nur antippt. Raffiniert, weißt du ..."

Frau von Boutenzorg sah in die Luft ... ja, diese Geschichte. Sie spielte in Wien, und wenn Frau von Boutenzorg an Wien dachte, ging so ein Flimmern über ihr Gesicht, wie es Eva vielleicht auch hatte, wenn sie vor ihrer Hütte saß und spann und all der süßen Früchte im Garten Eden gedachte, in die sie vor der Abreise nicht mehr hatte beißen können ...

"Ach nein," sagte sie, "das ist zu lang und zu kompliziert, und ich merkte es auch den Kindern an, das Ende befriedigte sie nicht ..."

"Ja," meinte Lissy, "Hänsel und Gretel ist dem kindlichen Gemüt am Ende doch angemessener; die böse Hexe wird verbrannt, und es ist kein Zweifel, daß sie's verdient hat; Kinder sind immer für vierkantige Gerechtigkeit, je gründlicher je besser. All das Nuancieren und Abwägen, hier ein Gramm mehr und dort wieder eins weniger, diese Apothekertüfteleien begreifen sie nicht ..."

"Aber wir wollen doch hoffen, daß unser Herrgott sie begreift", sagte Frau von Boutenzorg und lächelte liebevoll ironisch zu Lissy hin. Und wie schon manches Mal hatte Freesia die Empfindung, daß zwischen Mutter und Tochter in Einverstehen war, das sie wohl nie in Worten ausdrücken würden.

Als Lissy wieder ins Haus gegangen war, blickte ihr Frau von Boutenzorg mit einem Seufzer nach. "Meine arme Tochter", sagte sie. "Ach, Sie gutes Kind, was helfen alle Vorwürfe, die man sich macht. In schlaflosen Nächten – aber auch sonst. Man soll nicht über verschüttete Milch jammern, sagen die Engländer. Aber wenn man doch dies Nagen im Herzen nicht abstellen kann ... wie eine tickende Uhr, die einen am Schlafen hindert. Meine Lissy ... sie ist hier doch eigentlich weggeworfen – und dort, bei den Kalmücken, oder was sie sonst noch sind, erst recht. Nur noch mehr Arbeit, noch mehr Pflichten werden es sein. Sie hat ja eine solche Lebenskraft, kann sich an so vielem freuen – aber dennoch ... So begabt, so gescheit, faßt alles am rechten Zipfel an. Nun ja, sie hat die drei prächtigen Buben und ist eine liebevolle Mutter. Ach, mein Kind. Mutterliebe ... es ist etwas Einziges – bei Mensch und bei Tier. Ich hab' einmal eine

brütende Amsel gesehen, die ging auf einen großen Kater los. Oh, glauben Sie nicht, daß ich's gering achte. Ich selber ... meine Kinder ... sie waren mir viel, eine Zeitlang alles. Aber manchmal ... ist's nicht doch ein Lückenbüßer?" Ihre blauen Augen waren ganz dunkel geworden.

Freesia streichelte die kleine, zarte Hand, an der die Ringe locker saßen. Seltsam, dachte sie, diese Frauen, deren Ehen nicht glücklich waren, die sich wohl oft vorgekommen sind wie Waldvögel in einem Käfig – aber ihre Eheringe trugen sie getreulich, legten sie nie ab, und man gab sie ihnen mit ins Grab. Warum eigentlich? War's Heuchelei? War's Indifferenz?

"Ich hatte noch eine ältere Tochter," fuhr Frau von Boutenzorg fort, "hat es Ihnen Lissy nicht erzählt? Sie war ganz anders als Lissy, rotblond mit ganz kleinen Sommersproßchen unter den Augen – bei ihr war's ein besonderer Charme. Mir sah sie gar nicht ähnlich. Sie hieß Svane. Wir hatten sie Svanhild getauft. Herr von Boutenzorg schwärmte damals für alles Nordische, er ging auch immer nach Bayreuth. In der Schule hatte das Kind wegen des Namens viel auszustehn. Schulmädchen sind so entsetzlich mokant. Ja, aber sie paßte zu ihrem Namen; wenn sie so die Treppen hinauf- oder heruntersauste, war's immer wie Hojotohoh.⁸⁵ Ging ihrem Kopf nach, von klein auf. Sie war noch keine siebzehn, da heiratete sie einen Mann, der ihr Vater, ja beinahe ihr Großvater hätte sein können. Ein berühmter Herrenreiter, sehnig und verwitert und braungebrannt wie ein Indianerhäuptling. All sein Denken und Trachten waren Pferde. Hatte wohl bis dahin nicht viel mit Frauen gehabt – nur so das Übliche. Aber wie er Svane bei uns auf dem Lande reiten sah, im Herrensitz, ohne Sattel, war's wie ein Steppenbrand. Übrigens gegenseitig. Die ganze Verwandtschaft rang die Hände, machte mir die ärgsten Vorwürfe, nannte es unmoralisch, diesen Altersunterschied, und was das für eine Art sei, seine Tochter zu versorgen, sie könnte ja in kurzer Zeit Witwe sein – oder geschieden – und was dann? Wenn es wenigstens eine gute Partie wäre. Aber Kais ganzes Geld steckte in dem Rennstall, eine ganz unsichere Geschichte ...

Aber ich ließ sie reden. Ich sagte: und wenn sie auch nur ein Jahr lang das Glück hat, an das sie glaubt, so soll sie's haben.

⁸⁵ Die Walküre: *Nun zäume dein Ross Hojotohoh! Hojotohoh!* (Richard Wagner)

Ja, das Jahr hat sie gehabt, sogar zwei. Sie starb neunzehnjährig an einer Fehlgeburt, und er, der Alte, lebt heute noch, ganz oben an der dänischen Grenze, wo er sich ein kleines Bauerngut gekauft hat. Dort reitet er in den Dünen herum, auf dem einzigen alten Gaul, der ihm geblieben ist. Stocktaub und rheumatisch; mag jetzt wohl aussehn wie Don Quixote auf seinem Klepper. Aber ... *the perfect gentleman*. Alle Neujahr schreibt er mir einen Brief, sehr zeremoniös, wie aus dem Jenseits, er ist älter als ich. Aber ich weiß, er meint es gut, und er macht sich immer noch Vorwürfe. Mein Gott, warum denn? Der arme Kerl. Nun ... es ist alles sehr schmerzlich. Aber zwei Jahre lang hat meine Tochter wie im Paradies gelebt, das hat sie mir noch in ihrer Sterbestunde gesagt. Und so mein' ich denn, da sei nichts zu bereuen. Und bin ihm dankbar ... Denken Sie doch: zwei volle Jahre Glück!"

Sie hatte die feinen Hände im Schoß zusammengepreßt, als wollte sie etwas bezwingen, als sei da etwas, das nach seinem ... Recht beehrte.

"Aber Lissy, aber ihre Tochter, sie hat doch gewiß auch frei gewählt? Sie haben sie doch sicher nicht überredet", sagte Freesia, denn Frau von Boutenzorgs Verhalten dem Baron gegenüber – im besten Fall ein Ignorieren – konnte ja niemandem verborgen bleiben.

"Es gibt etwas Charakterloses," sagte Frau von Boutenzorg, "das ist schlimmer als überreden, und das ist, den Dingen ihren Lauf lassen, weil es einem im Grunde am bequemsten ist. So beiseite stehen, wenn einer im Begriff ist, sich auf einen Morast hinaus zu wagen ... Kindchen, Sie sehen mich an und denken, bei der alten Frau rappelt es im Kopf. Ach, lassen wir's dabei, es wäre das Schlimmste noch nicht. Oft mein' ich, es müßte schön sein, das Vergangne ganz schief und verworren zu sehn, nicht so furchtbar scharf und deutlich, jeden Schritt, den man falsch gegangen. – Aber dort steht Lissy und ruft uns zum Tee. Ja, den Samowar hat sie auch erst durchgesetzt, als Axel erlebte, daß wegen der Fürstin Corsini einer gebraucht wird. So groß ist sein Russenhaß. Und obwohl er Torneskjöld heißt und Axel noch dazu, hält er's ganz mit den deutschen Edelleuten dort, diesen Bismarcksknechten! Freilich, seine Mutter stammte aus Pommern; eine schreckliche Person. Aber väterlicherseits war seine Großmutter eine Grand-Moutier. Und wenn Balten diesen Namen nennen, ist alles gesagt. Sie sollen Bärenblut in den Adern haben. Fragen Sie nur Tante Annettchen ... die weiß

Geschichten! Denken Sie, wie die Grand-Moutier den Pistolekors heiratete, der ihr erster Mann war und sie kaum sechzehn – da hielten sie auf den Gütern noch so eine Art Hofnarren, irgend so ein kleines, mißgestaltetes Scheusal, und die hatten das Vorrecht, im Zimmer der Herrschaft zu schlafen, in einem Winkel hinter dem Ofen. Wie nun die Grand-Moutier zum erstenmal das Brautgemach betritt, hockt da ein garstiger Zwerg mit dickem Kopf vor dem Feuer und grinst sie an. Sie, nicht faul, zieht einen Schuh aus und gibt ihm rechts und links ein paar tüchtige Hiebe und jagt ihn hinaus, daß er davonrennt wie ein quiekendes Ferkel. Er, der Pistolekors, hielt sich die Seiten vor Lachen. Nun, von der Ehe ist nicht viel zu sagen, sie dauerte kaum ein Jahr. Pistolekors verunglückte auf der Jagd, eine düstere Geschichte, es hieß, ein junger Förster habe ihn erschossen., hinterrücks, aus Rache – es war ja keine Frau sicher vor ihm. Mit dem zweiten, Torneskjöld, hatte sie einen Sohn, also Axels Großvater, der hatte ihr hitziges Temperament geerbt, schon als kleines Kind konnte ihn niemand bändigen. Besonders ungebärdig war er, wenn er baden sollte. Um ihm die Prozedur angenehm zu machen, gab man ihm lebendige junge Enten mit in die Wanne, denen durfte er die Federn ausrupfen und sie quälen nach Herzenslust, Nette Erziehung, nicht wahr? Oh, wenn ich das alles gewußt hätte! Nun aber, wenigstens konnte Lissychen hier bleiben, wir wurden nicht getrennt. Denn der alte Stiefbruder sitzt immernoch auf dem Gut. Sie rechnen ja mit seinem Tod, das Wasser geht ihm schon bis ans Herz. Ach, ich wünsche ihm, hundert Jahre alt zu werden!"

Am Abend, als Freesia an ihrem Fenster stand und sich noch gar nicht trennen konnte von all dem Schwirren und Zirpen und Tönen südlicher Nächte, dem wäßrigen Trillern der Unken und dem melancholischen Tuh-tuh der Erdkröten – kam Lissy herein, in ein rumänisches Bauernhemd gekleidet, das ihren schönen Hals und herrlichen Brustansatz frei ließ. Ihr starkes, braunes Haar hatte sie schon in einen Zopf geflochten; Mamas Schiffstau nannten es die Buben.

"Nun, was hast du denn so viel mit der Nonna zu reden gehabt?" fragte sie und ließ sich in einem Sessel nieder. "Sie hat dir gewiß was vorgeklöhnt über Axel und mich? Mußt es nicht zu wörtlich nehmen, weißt du, Minouche hat so Anwandlungen wie der heilige Bruno, da wälzt sie sich mit Hochgenuß in Dornen der Reue über begangene Sünden. Gänzlich zwecklos. Es ist wohl so eine Art perverser Wonne."

"Lissy," sagte Freesia, es war ihr unbehaglich zumut, bei ihr daheim war man nicht so mitteilksam – "deine Mutter tut mir leid, sie quält sich, sie hätte dich schlecht beraten damals, bei deiner Verlobung."

"Hat sie auch", sagte Lissy ganz ruhig, und das Lachgrübchen zeigte sich, kam und ging wieder. "Aber siehst du, jedes Ding hat seine Ursachen, wie es auch Konsequenzen hat, die dann wieder zu Ursachen werden, eine Kette, die erst entzwei geht, wenn man stirbt. Darum soll man die Dinge mit Fassung hinnehmen, wenn sie nun einmal so und nicht anders geworden sind. Ich habe ja auch meine Portion Schuld daran, wenn man, bei meinem Fatalismus, von Schuld reden kann. Aber ein X für ein U machen, ist nie meine Sache gewesen."

"Ich bitte dich," stammelte Freesia, "laß es ruhen – sag mir gar nichts."

"Ach, mein gutes Kind, ein Mensch mehr oder weniger, der das weiß, wie's bei uns aussieht – so ein Vesuvgerumpel läßt sich ja nicht vertuschen – das macht mir doch nichts aus. Nur so krasse Entladungen soll man sich verkneifen. Das ist ungentil. Man denkt an Waschfrauen dabei. Aber sonst ... daß sich die Leute über uns unterhalten, ist mir total gleichgültig.

Nur eins ... Hat man einmal zur unrichtigen Fahne geschworen, so muß man, wenigstens nach außen hin, Beständigkeit bewahren ... oder auch heucheln. Beständigkeit – Treue ist ein zu großes Wort. Minouche haßt ja Axel derart, daß sie sich trotz aller tugendhaften Aussprüche wie ein Zaunkönig freuen würde, wenn ich ein halbes Dutzend Liebhaber hätte. Nun ... auch was das betrifft, will ich keine eisernen Grundsätze proklamieren. Das ist immer vorschnell. Aber die Chinesen – sie müssen weise, bedächtige Leute sein – haben da so eine Redensart: jemandem das Gesicht wahren. Und das ist man schließlich Mann und Kindern schuldig. *Willst du dein Herz mir schenken, so fang' es heimlich an.* Das ist ein Lied von Johann Sebastian Bach. Sehr reizend und sehr weise. Eigentlich erstaunlich, solche Lebensklugheit bei diesem zehnfachen Familienvater mit Allongeperücke und frommem Orgelspiel. Aber das achtzehnte Jahrhundert ist voll solcher Gegensätze. Darum ist es auch so amüsan. Nun also, Minouche, meine geliebte Minouche: Sie hat damals, als sie's hätte verhindern können, meine Verlobung geradezu protegiert. Es war ein gewiß ganz unbewußter Egoismus ihrerseits. Und Axel war am Anfang sehr unter ihrem Charme und versprach

alles, was sie wollte, gab in allem nach, vor allen Dingen, weiter hier im Süden zu leben, damit wir beisammenbleiben konnten. Und Minouches absolut sichere Witwenrente trägt ja nun die Hauptlast unserer täglichen Ausgaben! Denn leider litt Axel, besonders in den ersten Jahren, an Größenwahn, kaufte Villa und Podere viel zu teuer, steckte eine Menge Geld in diese ihm ganz fremde Landwirtschaft, kaufte Zuchttiere, ließ neumodische Maschinen kommen, pflanzte Obstbäume, die hier nicht fort kamen, und hatte mit dem Eigensinn der Bauern nicht gerechnet, die an einen Ackerbau gewohnt sind wie zu Cäsars Zeiten, und von Anfang an Axels Neuerungen sabotierten, daß ich heimlich oft lachen mußte, wenn's auch eher zum Weinen war. So hat er nach und nach sein eigenes Vermögen und mein väterliches Erbteil verkrätscht, und wir leben fast ganz von Mamminas Gnaden. Oh, sie gäbe ja ihr Hemd und ihre Schuhe her für mich und die Kinder; aber sie läßt es ihn fühlen, daß seine Dilettantenkünste es so weit gebracht haben und ihm ist's natürlich gräßlich, so von ihr abzuhängen. Dabei ist er im Grunde ein guter Kerl, sein Horizont ist eben eng, und dann ist er ganz undiszipliniert – die Urahne Grand-Moutier – das läßt sich nicht ändern! Dabei aber ein gutes Herz, hilfsbereit bis zum letzten, wenn sein Mitleid erweckt wird. Es war eben eine schlechte Mischung – seine Mutter – irgendwo da in Pommern, daher der Bismarckkult – in Ihrer demokratischen Ahnungslosigkeit wird Ihnen dies Gemisch von Hochmut und Morgenandachten unbekannt sein ..."

Freesia ließ die Hände in den Schoß sinken. "Aber um Gottes willen, Lissy, warum hast du ihn denn genommen?"

"Das will ich dir sagen, das kam so: Wie du weißt, verbrachten wir das halbe Jahr oder noch mehr, so Oktober bis etwa Juni, im Süden. Zuerst war's die Riviera, wo aber Minouche nie mit dem Geld auskam; die Versuchungen waren zu groß. Später dann Florenz, von dessen Billigkeit ein paar alte Engländerinnen ihr Unglaubliches erzählt hatten. Nun, in der Pensione del Giglio und ähnlichen Zufluchtsstätte war es allerdings nicht teuer. Aber es gab die *Spese straordinaria*, weißt du, wenn auch vielleicht nicht so viele wie in Nizza und Mentone. Wieso aber die winterliche Tramontana für Mamas Bronchien gut sei sollte, habe ich nie begriffen. Jedenfalls haben Ärzte und Apotheken schön an uns verdient. Nun, schließlich hat sie durchgehalten und ist zur Zeit in einem

ganz erfreulichen Kräftezustand. Doktor Grassi hat es mir zugeschworen. Man darf sie nur nicht danach fragen – sonst fängt sie sofort an zu piepsen.

Ja also, du wolltest wissen, wie's zu meiner Heirat kam? Wie gesagt, Oktober bis Juni Florenz, dann Klein-Föhrde, wohin uns Onkel Albrecht immer noch einlud, freilich nicht mehr so ausgiebig wie sonst, dafür sorgte die sauer-süße Sabine. Vier Wochen etwa, dann gab es zarte Winke, und wir entfleuchten. So richtig gemütlich war's ja überhaupt nicht mehr. Dann, wenn es dazu reichte, irgend so ein melancholischer Badeort, Salzuflen oder Pyrmont oder sonst was Langweiliges, wo's nicht zu teuer war. Wieder vier Wochen. Zum Schluß: Tante Äbtissin. Reizendes Milieu, altes Barockhaus in einem Riesengarten mit Sandsteinfiguren und Buchshecken und altmodischen Blumen, ich sage dir, bezaubernd. Und so liebe, alte Damen mit tadellosem Pedigree⁸⁶, fast alle recht arm, sonntags immer in schwarzer Seide. Zum Essen betete Tante Äbtissin, vorher und nachher, aber mehr so obenhin, als spräche sie zum Butler; so das *Innige* wie bei den Pietisten konnte sie nicht leiden.⁸⁷ Anfangs ging ich gerne hin, wurde furchtbar verhätschelt von den freundlichen alten Jungfern, eine Witwe war auch darunter, aber das merkte man ihr nicht an. Aber wie ich dann älter wurde, wollte Tante Mechthild mich *gut* verheiraten. Es kamen nun öfters Herren zu Besuch, so Landräte und Gutsbesitzer, alle sehr wohl denkend und konservativ, mit großen Wappenringen und dem Johanniterkreuz, Charaktere wie Felsen, sagte Tante, mit einem Wort: gräßlich.

Und nun das Dilemma wegen Minouche, die das norddeutsche Klima nicht vertrug und davon redete, als höre sie schon den Polarfuchs bellen. Also, wenn ich da in Mecklenburg oder im Hannöverschen hängen bliebe bei so einem Landrat oder Gutsbesitzer – einer, es war Tante Mechthilds Favorit, war sogar beides zugleich – wenn ich mich hätte bereden lassen, und ich kann dir sagen, wenn Tante Äbtissin noch am Abend spät zu mir kam in ihrer festonierten Nachtjacke und ihre lieben grauen Härchen in Schnecken über den Ohren festgesteckt – ja, wenn sie dann loslegte von unserm alten Namen und vom lieben Gott – was weiß ich – da war's schwer, nicht

⁸⁶ Stammbaum

⁸⁷ Siehe auch die Erzählung *Wandlungen einer Äbtissin*.

nachzugeben; ich denke mir das *third degree*⁸⁸ bei den Amerikanern so ähnlich, oh, ich wurde so müde, ich hätte mich zu sechs Landräten verpflichtet, wenn sie mich nur hätte schlafen lassen. Nun, ich ließ sie reden und gähnte nur laut und eindrucksvoll.

Und Minouche fing an, schwankend zu werden, und machte schon wehmütige Anspielungen – Abschied auf dem Florentiner Bahnhof, und wie sie dann einsam an all den geliebten Stätten sitzen würde, mit dem Blick auf Fiesole – aber Mutterliebe könne verzichten – so dieser gewisse Mischmasch, wenn sich jemand opfern will und dabei doch nach einem Ausweg schießt. Also den Sommer – mein letzter im adligen Stift, aber das wußte ich nicht – hielt ich grad noch stand, und als wir dann glücklich wieder in Pensione del Giglio gelandet waren und auspackten und es so wohlbekannt nach Holzrauch und Mäusen roch und der scheußliche kleine Malteser von Signora Ersilia hereingeschnüffelt kam – er hatte einen Kropf und sonntags trug er ein Halsband aus blauen Perlen – oh, da wurde mir ganz heimatlich zumut. Ich denke mir, so müßte dem verlorenen Sohn zumut gewesen sein, als er seine wohl situierte Familie wieder los war und zu seinen Schweinen zurückkehrte.

Dann am nächsten Abend, wir machten gerade Tee am Kamin – stand auf einmal Axel da, mit einer Riesenschachtel von Doney⁸⁹ – und nach all den Landräten war er doch recht erfrischend. Und dann bat er mich – zum zweiten Male. Das erste Mal hatte ich Mama verschwiegen. Da stellte ich meine Bedingungen: Minouche sollte immer bei uns bleiben, und ich wollte auf dem Lande leben, nicht in so einem kaltmuffigen Palazzo mit roten Damastsesseln wie Papst Julius und immer und immer Frostbeulen auf dem Marmorfußböden ...

Erleichternd war auch, daß inzwischen Axels Mutter gestorben war in Dresden, wo sie horstete – eine steifleinene Person nach allem, was man erfuhr; so mit dem Falken auf einer Faust und dem Gesangbuch in der andern. So war auch dieser Stein aus dem Weg geräumt. Gott, wenn Minouche mit ihr zusammengeprallt wäre! Eigentlich wahnsinnig komisch, aber doch entsetzlich, denn man hätte Minouche gewiß aus fünf

⁸⁸ Folterartige Maßnahmen, um polizeiliche Aussagen zu erzwingen. (Jerome Herbert Skolnick: ABOVE THE LAW: POLICE AND THE EXCESSIVE USE OF FORCE; 1994, S. 43)

⁸⁹ Gasparo Doney, ehemals Angehöriger von Napoleons Armee, gründete 1850 in Florenz eine französische Pâtisserie. Wegen der hohen Nachfrage in der adligen Gesellschaft und den gutbetuchten Touristen etablierte sein Schwiegersohn Giacomo Thompson 1935/36 ein Gran Caffè Doney in Florenz, das 1986 geschlossen wurde. Später entstand ein weiteres Caffè Doney in der via Veneto in Rom, das bis heute floriert.

Wunden blutend aus der Arena schleifen müssen ... Nun aber, mein Märchen ist aus, die Hochzeit währte sieben Tage, und da sie nicht gestorben sind, leben sie noch heute ...

Ist dein Wissensdurst gestillt? Aber um eines bitt' ich dich, betrachte mich nicht als Opferlamm. Gewiß ich bin, wie damals in unseren Kreisen üblich, in vollkommener Unwissenheit in die Ehe geplumpst und kann nicht behaupten, daß die Überraschungen, die mir Herr von Torneskjöld bereitete, mich für diese Institution begeistert hätten. Aber ... man gewöhnt sich an so manches, und dann kamen die drei Jungchens, der erste zu meinem größten Erstaunen, da ich noch nicht gelernt hatte, Ursachen und Wirkungen miteinander zu verbinden – und es sind ja liebe, warmherzige Kinder, wenn auch das Blut der Grand-Moutiers in ihnen kollert. Ach, Freesia, und das Leben ist ja doch so reich, was hab ich nicht alles entdeckt und an meinem Weg gefunden, das mir über vieles hinweghilft, das weniger schön ist, ja, es ganz vergessen läßt. Da gibt es Stunden – leg dir's aus wie du willst – Stunden sag' ich dir, wo ich ins Leben verliebt bin – als ob ich in einen großen Maiblumenstrauß versänke oder in den Gardenienbusch draußen, so rein wie glühender Schnee."

Lissy war aufgesprungen, sie starrte in die Nacht, ihre Nasenflügel dehnten sich, wie sie dastand, gespannt hinaushorchend wie eine schöne, hochgezüchtete Stute, die den Hufschlag ihres Kameraden hört.

Freesia schwieg, sie fühlte mit leisem Erkalten, daß da Gebilde durch die Luft zogen, Dinge, Erlebnisse, an denen sie keinen Anteil hatte. Ach, warum auch? Was einmal gewesen, was ging's sie an! Sie hatte Lissy in ihr Herz aufgenommen, mit all ihrem Reiz, ihren Fehlern, die ja auch ein Teil ihrer Eigenart: *right or wrong, my heart's darling*.

Aber nun gab sich Frau von Torneskjöld einen kleinen innerlichen Ruck. Als ob ein Schleier von ihr abglitte, der sie sekundenlang mit rätselhaftem Schimmer umgeben hatte: "Sie werden" (Lissy wechselte oft mit dem Du und dem Sie), "Sie werden, mein Herz, sich wundern, daß ich so kühl – abgeklärt ist wohl das Wort – wenn auch ganz ohne Ressentiment über Axel und Minouche mich äußere. Ja, das macht das Altwerden; man sieht dann eben auch die andere Seite.

Aber sehen Sie, noch in meinem achtzehnten Lebensjahr, nein, sagen wir neunzehnten, denn bis zu Andrés Geburt verlief alles noch in Frieden, bin ich – tertium

gaudens⁹⁰ kann man's kaum nennen – Zuhörerin und Zuschauerin gewesen bei den Zweikämpfen, auf Minouches Seite mit Nadelspitzen, von Axel mit Keulen seiner nordischen Väter geführt. Und so ekelhaft mir solche Wotanallüren auch sind, ich konnte ihm nicht immer unrecht geben. Minouche hat eine fast teuflische Findigkeit, den Bohrer grad an der empfindlichsten Stelle anzusetzen, nur Zahnärzte sind ihr darin vergleichbar. Manchmal ist's nur ein Blick – aber der sitzt. Und dann jene demütigenden Momente, wenn ich, in seinem Auftrag, um eine Extrabeihilfe bitten muß. Zu Beispiel, wenn das Silber (bedenken Sie, mit dem Wappen der Grand-Moutiers!) mal wieder aus dem Pfandhaus gelöst werden muß. Oh, sie gibt, sie hat mich noch nie im Stich gelassen, sie würde ihr Letztes hergeben, um mir zu helfen – und dann ... schließlich ... noblesse oblige! Aber es ist demütigend für einen Mann, der früher aus dem Vollen lebte, und daß gerade er mit seiner Superklugheit die Karre derart festgefahren hat, macht es nicht angenehmer.

Wenn Schwager Eric stürbe, würde sich der finanzielle Rattenkönig wohl entwirren lassen, und die Hoffnung darauf ist ja im Wachsen. Dann könnte man alle Schulden begleichen und hier alles glatt hinterlassen. Wenn auch kaum mit einem Plus. Aber auch dann bleibt die große Sorge um Minouche. Soll ich sie hier allein zurücklassen? Oder sie mitnehmen? In all das Ungewohnte hinein, mit ihrer zarten Lunge ... diese schneeeverwehten Wintertage – alle paar Stunden mal ein Schlittenglößchen ... und es wird so früh dunkel ... Vielleicht für die Sommermonate ließe sich's machen. Aber dann die weite Reise. Sie ist so märchenhaft unpraktisch. Stellen Sie sich vor, daß ich als Dreizehnjährige schon all dergleichen übernahm: Hotelrechnungen, Trinkgelder, Züge im Kursbuch zusammenstellen, wir fuhren Bummelzug und kauften auf den Stationen Salami und Mineralwasser und so vertrockneten Biskuitkuchen, der einem in die falsche Kehle kam ... aber immer erster Klasse, das vereinigte Sparsamkeit und Würde ...

Aber süß war sie, meine Minouche, oh, sie wird immer süß sein, auch wenn sie neunzig würde, ja und warum sollte sie nicht? So angeknackste Tassen, die jedermann schon, werden oft unglaublich alt. Gott gebe es, ich kann mir dies Haus, diese Terrasse ohne sie nicht denken. Oh, ich könnte es nicht aushalten. Manchmal, wenn die Bank

⁹⁰ der/die lachende Dritte

dort leer steht und ich seh hin, überkommt es mich, und ich koste die ganze Verödung aus, schon im voraus, und das Herz steht mir beinah still ..."

Durch solche Ergüsse – sogar Herr von Torneskjöld hatte nach besonders aufregenden Zusammenstößen, wenn Freesia ihm gerade in den Weg lief, seinem Herzen Luft gemacht, was ihr höchst zuwider war, denn sie war gar nicht "erasmisch" veranlagt und kam sich vor wie eine Verräterin, wenn sie Vorwürfe gegen Lissy und ihre Mutter anhören mußte – ja, durch solche Eröffnungen wurde Freesia immer tiefer in die Torneskjöld'schen Verhältnisse eingeweiht. Sie segnete nun das Andenken ihres pedantischen Vaters, der sie oft mit komplizierten Verrechnungen gequält hatte, und bat Lissy in einer vertraulichen Stunde, ob sie nicht einmal ihre "Bücher" nachprüfen oder, vielleicht noch besser, den Baron darum angehn könnte. Zu ihrem maßlosen Erstaunen erfuhr sie, daß es so etwas überhaupt nicht gab, es sei denn ein kleines, schmutziges und unleserliches Heft, das der Bauer alle Vierteljahre präsentieren sollte; außerdem in einer Schublade im Eßzimmer allerhand Rechnungen und Quittungen, über Wein- und Ölverkäufe, dem Hauptertragnis toskanischer Güter. Davon erhielt der Bauer zehn Prozent, von allem übrigen die Hälfte: *mezzadria*. Ob es bei der Teilung ehrlich zuging, ließ sich schwer feststellen, denn manches verschwand auf ungeklärte Weise. Daher die Nachtwachen in den Kirschbäumen und die Patrouillengänge der Buben, besonders zur Zeit der ersten, teuer bezahlten Artischocken, zwischen deren Stauden sie sich indianerhaft zu schlängeln wußten.

198

Freesia kaufte ein Kontobuch und eine Mappe zum alphabetischen Ordnen von Rechnungen und Quittungen und machte die schönsten Rubriken für Milch und Obst, Eier und Gemüse; Öl und Wein – dabei mußte sie immer an die barmherzigen Samariter denken – bekamen ein besonderes Buch.

Während einiger Zeit trug Lissy mit dem Eifer einer Neubekehrten alles aufs genaueste ein. Aber es hielt nicht lang an.

Eines Tages, als Freesia bat, einmal wieder Einsicht nehmen zu dürfen, gestand ihr die Freundin in einiger Verlegenheit, seit vierzehn Tagen nichts mehr notiert zu haben, es sei ja doch umsonst, Axel habe wieder, ohne ein Wort verlauten zu lassen, die unglaublichsten Anordnungen gegeben, die Bauern seien rebellisch, und wenn nicht die

Söhne wären, würde sie heute noch mit Minouche auf und davon gehen. Nach außen unbekümmert und gastlich sein – was ihrer Natur ja auch besser entspreche als ewiges Rechnen und Knausern – aber dabei die Schublade voller Reklamationen und im Rückstand mit den Löhnen und der Wein schon im voraus verkauft – nun, das sei auf die Länge unerträglich. Und, was in ihren Augen das Schlimmste sei, es basiere alles auf Dummheit, auf Insuffizienz. "Wäre er ein Gangster und hätte er ein System, das könnt' ich viel eher verwinden; es wäre immerhin aufregend und interessant, wie jeder Kampf mit dem Schicksal. Auch so ein kaltblütiger Glücksspieler hat einen Plan. Darum kann ich ihn begreifen. Aber dies ewige Danebentappen und die elenden Ausflüchte, wenn es mißlingt, was die Bauern natürlich durchschauen, denn sie haben alle den Macchiavelli im Blut und einen natürlichen Flair, wie kein irischer Setter ihn schärfer hat – das ist's, was mich beelendet."

Es war ein ziemliches Debakel. Freesia entschloß sich, helfend einzugreifen, denn, da sie ihre gewohnte Lebensregel auch im Ausland befolgte, jeden unnötigen Luxus vermeidend, dann aber, wenn sich die Gelegenheit bot, erstaunlich großzügig war, hatte sie immer eine ganz ansehnliche Summe verfügbar. Lissy hatte sie oft mit ihrem schweizerischen Mangel an "Lebenskunst" geneckt, dieser traditionellen Sparsamkeit, die dann aber plötzlich wie eine Aloestaude emporschießt in unerwarteten Großmut. (Von den vielen regelmäßigen Beiträgen Freesias zu den verschiedensten altruistischen Unternehmungen wußte sie allerdings nichts.) Nun war sie gerührt, ja erschüttert über diesen Vorschlag, so einfach vorgebracht, als handle es sich um etwa Selbstverständliches.

"Nein, Kindchen, wo denkst du hin! Das wäre mir einfach gräßlich. Und Axel ... ja, laß gut sein, heut war er wieder wie ein kollernder Truthahn, aber er ist doch ein Gentleman, und eine junge Dame, einen Gast, in der Fremde anpumpen – nein, niemals."

Sie setzten sich zusammen, sie rechneten. Ach, da waren so viele Summen und Sümchen, und je kleiner, desto widerwärtiger waren sie. Ja, wenn Minouche noch einmal aushülfe, aus ihrem kleinen, schon recht reduzierten Privatvermögen – die Witwenrente blieb ja gesichert – und man auf alles Entbehrliche verzichtete, Mademoiselle verabschiedete und die sechs Wochen Strand in Massa drangab –

vielleicht ließe sich dann die Klippe noch einmal umschiffen. Aber es würde bitter sein, Minouche gerade jetzt angehn zu müssen, wo Axel sie heute wegen des rauchenden Kamins so angebrüllt hatte. Aber Minouche vergaß ja regelmäßig, die Klappe zu öffnen, und überhaupt, was brauchte sie gerade jetzt, bei der infernalischen Hitze, Stöße alter Briefe zu verbrennen! Gott ja, sie war unverbesserlich, aber so ein alter Mensch lernt nicht mehr um, und sie war doch so lieb bei alledem – ach, was sollte sie tun!

Sie wendete sich zum Gehen. Aber die Türe öffnete sich und der Baron stand auf der Schwelle. Er hatte den Gehrock an, der in der Taille einschnitt, er hatte sich den Bart gebürstet, er war wachsbleich, sogar grünlich.

"Elisabeth," sagte er – noch nie hatte Freesia Lissy so nennen hören – "ich habe mit dir zu sprechen."

Freesia wollte sich davonmachen, aber Frau von Torneskjöld hielt ihren Arm umklammert: "Um Gottes willen, Axel, sind die Bauern fort?" Denn ein solcher nächtlicher Exodus hatte schon einmal stattgefunden, gerade in der Erntezeit; eine Katastrophe, hätten die italienischen Freunde nicht mit eigenen Leuten ausgeholfen, bis alles unter Dach und Fach und eine andere Bauernfamilie gefunden war.

"Nein," sagte Herr von Torneskjöld mit Grabesstimme, "die Bauern sind nunmehr Nebensache." Er blickte düster, wenn auch gefaßt; kein Direktor eines Bestattungsinstituts hätte größere Feierlichkeit markieren können. "Nein, es ist etwas. Eric ... mein Bruder ... "; er schluckte und seine Stimme bebte.

Auch das noch, dachte Freesia; dabei ist er jetzt eben ganz ehrlich und hat doch seit Jahren auf diesen Augenblick gewartet ... und gehofft.

Lissy blieb ganz kühl: "Da wirst du wohl so rasch als möglich reisen müssen. Um halb zwölf geht der Roma-Berlino. Sonst morgen früh 6.30, aber das frühe Aufstehen ... da hast du dann gleich deine Migräne. Also schon besser mit dem Nachtzug, werde dir gleich das Nötigste zusammenpacken."

"Selbstverständlich noch heute", sagte Axel, schon weniger feierlich. "Das Auge des Herrn ... du kennst das Sprichwort.⁹¹ Auf Mademoiselle Olga muß ich sobald als möglich ein Auge haben. Sonst räumt sie dort Kisten und Kasten aus. Das erste wird sein, diese Viper an die Luft zu setzen."

⁹¹ Xenophon: 'Oculus Domini pascit Equum' (Das Auge des Herrn macht das Pferd fett); gemeint ist die nötige Aufsicht des Herrn über sein Gesinde, um Verlusten vorzubeugen.

"Ich bitte dich, Axel, bring uns dort nicht gleich ins Geschrei. Sie hat zwanzig Jahre oder noch mehr bei Eric ausgehalten, ihn versorgt und gepflegt. Gewiß, ja, es war in ihrem eigenen Interesse, ihn so lang als möglich am Leben zu erhalten, aber aus welchem anderen Grunde hätte sie es auch tun sollen? Jedenfalls hat er seine letzten Jahre, dank ihr, ziemlich erträglich verbracht, und ob es ein Vergnügen für sie war, dies ewige tête-à-tête mit dem alten knurrigen Mann und seinen vielen Gebrechen, bezweifele ich. Sie hat auf Belohnung Anspruch, und da dürfen wir nicht mesquin sein, wenn sie was *mitgehn läßt*, wie man in Bayern so hübsch sagt."

"Ich nehme an, Eric hat ihr eine ganz unverhältnismäßige Rente ausgesetzt. Solche Servituten können mit der Zeit zu einer unerträglichen Last werden. Muß das erst nachprüfen; denn zuletzt war er bestimmt nicht mehr ganz auf der Höhe."

"Gott, wer ist denn immer ganz auf der Höhe!" rief Lissy. "Also ich pack dir jetzt deinen Handkoffer. Zu Mammina sag ich's erst morgen, wenn sie gefrühstückt hat. Für sie hat es ja seine Vorteile, sie hört nun auf, die Milchkuh der Familie zu sein. Aber sonst" – sie seufzte – "wird es Komplikationen geben ... und auch Herzeleid."

201

Nun aber konnte Freesia die Familie Torneskjöld nicht verlassen. Briefe und Telegramme flogen in die Heimat. Sie blieb. Denn ihre Tatkraft und Hilfsbereitschaft waren unentbehrlich. Die geliebte Villa wurde zum Verkauf angemeldet. *Da vendere* stand nun am Eingang des Weges, der zu ihr hinaufführte.

Lissys Stimme zitterte, als sie eines Tages verkündete, daß Käufer gefunden seien: schwerreiche Amerikaner, die das alles historisch instand setzen wollten, all die Holdseligkeit zerstören, welche die Zeit zusammengetragen hatte, wie grobe Finger den Farbenstaub auf Schmetterlingsflügeln verwischen: "Ach, ich sehe schon die Truhen und Renaissancesessel im Salon, und im Treppenhaus Hellebarden, rostige natürlich, das Blut der Borgia klebt noch dran. Und überall roter Kirchendamast an den Wänden. Sie lassen sich von einem Kunsthistoriker beraten und von dem alten Paggi, dem Antiquar, der wird sich schon ins Fäustchen lachen! Oh, mein armes geliebtes Haus, so reizend in seiner Dürftigkeit, seiner Grazie, die ganz ohne Absicht war. Weißt du, das Entzückende, das, was einem den Herzglucks gibt, ist immer ohne Absicht. Jetzt werden sie hier Zypressenalleen pflanzen, weil sich das so gehört, weil es

"signorile" ist, und der Gemüsegarten, die Artischocken, die alten verknorrten Ölbäume – Finis, fort damit! Ich glaube, so muß einer Mutter zumut sein, die ihre Tochter einem reichen, ekligen Parvenu ausliefert. Aber was kann ich machen? Axel braucht Kapital, es ist dort alles verloddert und verwüstet, schreibt er, der alte, gelähmte Mann ließ eben alles laufen, und Fräulein Olga hat wohl gerafft, was zu raffen war ... Und nichts wurde repariert. Da wird es Arbeit geben. Weißt du, es ist komisch, wir haben immer in halben Ruinen gelebt ... nun, mir ist's recht: aufbauen, Ordnung machen ist mein Fall – einen Garten neu anlegen, darauf freu ich mich. Und Axel paßt auch besser dorthin. Die Letten nehmen solche Zornausbrüche nicht schwer, sie sind ja viel phlegmatischer als die Leute hier...

Ach, aber jetzt hier fortgehn, gerade jetzt, aus dieser süßen, verträumten Stille! Das Haus, die Oliven, alles sieht mich an und sagt: Warum? Kennst du das Stückchen von Schumann, das *Warum* heißt – es ist herzerreißend ...⁹²

Sie pfiff ganz leise die ersten Takte, ihre Augen waren wie nasse Schiefer.

"Ja, und nun Mama! Sie geht herum wie Niobe. Sie kann ja jetzt, wo dort noch Chaos ist und der Winter so früh kommt, nicht mit. Vor nächstem Frühjahr unmöglich. Die hölzerne Sabine? Ausgeschlossen. Die sagt ihr lauter unangenehme Dinge über Axel und mich, Piken im Busch, weißt du, darin ist sie virtuos, und dann geht Minouche hoch, wie eine wütende Henne. Freesia, du mußt mir helfen. Ich habe an den Genfer See gedacht, dort lebt unsre alte Mademoiselle, Eliza de Félice, sie war Svanes Erzieherin, sehr kalvinistisch, weißt du, mit einem Netzchen über dem Haar und immer ein gestärkter Stehkragen, ich glaub' sogar im Bett ... aber ein liebes, feines Wesen. Man müßte Minouche irgendwo in ihrer Nähe unterbringen. Seinerzeit vertrugen sie sich nicht sonderlich, überhaupt, die Gouvernanten waren bei uns immer so meteorenhafte – aber als Durchgangsstadium läßt sich ja vieles ertragen. Es ist eben mal wieder ein Lebenstunnel, man hält aus, weil man am Ende einen hellen Punkt sieht. Ja, de Félice ist so ein Lichtblick. Gott, sie meinte es ja gut, jahrelang schickte sie Neujahrskarten mit einem Bibelspruch und dem Dent du Midi im Hintergrund – und das war edel von ihr. Überhaupt – sie hatte so was vom Admiral Coligny.⁹³ Sie wird auf Minouche aufpassen

⁹² <https://youtu.be/hHq80ncseXc>

⁹³ Gaspard II. de Coligny, Comte de Coligny, Pair von Frankreich, (* 16. Februar 1519 in Châtillon-sur-Loing; † 24. August 1572 in Paris) war ein französischer Adelliger, Admiral und Hugenottenführer. Er war eines der ersten Opfer der Bartholomäusnacht.

und mir telegrafieren, wenn sie krank würde. Denn Mama beklagt sich ja nie beizeiten, erst wenn's ganz arg geworden ist, gibt sie's zu und sieht einen vorwurfsvoll an, wie ein Hund, der einem seine schlimme Pfote hinstreckt. Eigentlich zum Prügeln – aber sie ist nun mal so."

Freesia gehörte zu der Menschenrasse der Helfer. Sie war den in ihrem Vaterlande gezüchteten Bernhardinerhunden verwandt. Mit einem Tönnchen Branntwien und einem Päckchen Verbandzeug um den Hals gehängt, wäre auch sie über vereiste Pässe gewandert, um die Verschneiten aufzuspüren. Wie sollte sie Lissys zuckendem Mund, ihrer bittenden Stimme widerstehen?

Nach kurzem, sehr kurzem Überlegen erklärte sie sich bereit, Minouche, la Nonna, unter ihre zarten, aber ausdauernden Flügel zu nehmen, sie zu begleiten an den schönen, vielbesungenen See, der sich damals, mit noch unverbauten Ufern, wohligh dehnte und streckte, mit uralten Pappeln am Rande und kleinen, bescheidenen Siedlungen zwischen den ansteigenden Weinbergen, die im Frühling voll kleiner, süß duftender Traubenhyazinthen standen; über ihnen, fern ragend, die Höhen, weltfremd und doch menschenfreundlich leuchtend.

203

Der alte Florentiner Bahnhof war der Stadt der Medici und Strozzi nicht recht würdig. Aber man war dort so oft angekommen und abgefahren, daß seine Unbequemlichkeit und sanft-südliche Schlamperei, ja sogar sein Geruch von Öl, schlechten Kohlen und knoblauchkauenden Facchini⁹⁴ dem Abreisenden jenen schmerzlich-süßen Stich versetzte – wie ihn der Kuhreigen dem Schweizer, das Dröhnen des Dudelsacks dem Schotten versetzen soll.

Als Freesia an jenem goldnen Herbsttag mit Frau von Boutenzorg in den wartenden Zug einstieg, hatte die alte Dame schon so viele Tränen vergossen, daß sie nun, blaß und ausgeweint, fast automatisch die letzten herzzerreißenden Riten vollzog und ertrug, die zum Abschied von einem geliebten Erdenfleck gehören, der ja oft einen Abschied für immer bedeutet.

"Das Gesicht wahren." Sowohl Mutter wie Tochter hatten die Kunst schon früh gelernt. Sie gehörte zum Glaubensbekenntnis, von dem man nicht sprach, weil es

⁹⁴ Träger

selbstverständlich war. Außer einem leisen Beben der Lippen während jener letzten Minuten war beiden nichts anzusehen, nur daß Lissy viel leiser, viel knapper sprach, als es sonst ihre Art war, und die Mutter überhaupt nicht. Auch die letzte Umarmung war kurz und hart, und eigentlich staunte Freesia über diese fast unmenschliche Reserve der beiden, die doch sonst so offen, ja beinahe hemmungslos in ihren Aussprachen waren.

Als sich dann der Zug in Bewegung setzte und Lissy mit den Buben auf dem Bahnsteig zurückblieb, waren es auch nur diese, die ihre Taschentücher schwenkten – die Mutter wandte sich kurz ab, und die Großmutter blickte auch nur noch eine Sekunde hinaus und sagte dann ganz ruhig: "Sie haben doch die Schlüssel, nicht wahr, liebes Kind?"

Dann lehnte sie sich zurück, müde, aber doch mit *tenuë*, wie es sich für eine Dame gehört, auch wenn sie zu ihrer Hinrichtung führe ... Nach ein paar Minuten raffte sie sich dann mit einem Seufzer auf, setzte sich etwas weiter vor und sah mit ihren schönen, blauen, schwarzumranderten Augen in den sonnigen Abend hinaus.

Was sie da sah, zum letzten Male sah, hatte ihr oft, wenn sie aus Deutschland zurückkehrte, Tränen herausgelockt. Es waren Tränen des Glücks, der Rührung gewesen. Und es war immer zu dieser selben Zeit, Ende September, Anfang Oktober, wenn die Sonne mütterlich streichelt, wenn die Abende schon früh beginnen und der Holzrauch weht in den Straßen und Schritte hallen ... O Schönheit, die sie dann wieder fand, die wieder ein halbes Jahr lang auf sie gewartet hatte! Sanft gewellte, silbrige Hügel, hier und dort ein weißes, langgestrecktes Haus, ohne allen Zierat, einsam, verträumt! Wo eine Pinie am Hoftor stand, die schwarzen Wipfel gegen den Himmel gebreitet! Heute blieben ihre Augen trocken. Wenn dann der Zug anhielt – auch diesmal fuhr man bis Bologna Bummelzug – waren ihr die kleinen, staubigen Bahnhöfe so freundlich bekannt, diese Stationchen, wo es nur Chianti und Salami zu kaufen gab, und die schwammigen Biskuits aus einem Glasschränkchen, das auf dem Büfett stand. Aber heute brauchte sie nichts. Lissy hatte ihnen einen höchst zivilisierten Eßkorb mitgegeben mit allem möglichen – auch Gläser und Servietten waren dabei.

Oben aus den Fenstern des kleinen Stationsgebäudes hing Kinderwäsche, Hemdchen, Windeln, und dunkle, schmale Frauenköpfe sahen heraus oder riefen

Fragen herunter mit ihren rauhen toskanischen Stimmen ... Und dazu der wohlbekannte Geruch der schlechten, qualmenden Kohlen, die hier gebrannt wurden – ach Gott, wird nicht alles zum Anklammern, wenn's zum letzten Male geschieht ... ?

Nun fahren sie wieder ab, nun würden gleich die Tunnels beginnen, und man mußte die Fenster schließen, um nicht zu ersticken in dem Qualm. Sie starrte hinaus, dort, dort, die leise, blaue Gebirgskette, wie hingehaucht, unirdisch, und dort – der weiße Fleck, das Bauernhaus, nicht ohne Würde in seiner Schlichtheit. Der weiße, wollige Hund, die Bauern sitzend bei einem großen Haufen Welschkorn⁹⁵, sie reißen die dünnen Hülsen ab, damit stopfen sie ihre Matratzen. Lebt wohl, ihr Guten, ihr Genügsamen und Fleißigen, die ihr immer noch ein Lachen übrig habt, einen Scherz, auch in der größten Armut; dies leise Zucken der Schultern ... und wenn auch ... *una bella gironata*, ist hier nicht gut zu leben?

Freesia blickte auf: War da ein kleines hartes Aufschluchzen gewesen? Aber sie fragte nicht ... Solch zarte alte Dame ... Mammina – Minouche – la Nonna – sie mußte das allein ausfechten, ohne Zuspruch, ohne Liebkosung ... Es gibt Mauern ...



96

⁹⁵ Mais

⁹⁶ *Gardenia jasminoides* cv ; Quelle: KENPEI, CC BY-SA 3.0 <<http://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/>>, via Wikimedia Commons

Die Verlobung⁹⁷

Nun mahlte der Wagen schon zwei Stunden lang durch den Sand. Manchmal von Akazien, manchmal von Birken begleitet. Oder von Vogelbeerbäumen. Dann leuchteten die roten Büschel am blauen Septemberhimmel. Kirschbäume wie daheim gab es nicht an den Landstraßen.

"Es ist eine arme Gegend, unseres Hergotts Streusandbüchse heißt sie ja wohl, aber zwischendurch gibt es gesegnete Landstriche, und wenn man an die zwanzigtausend Morgen sein eigen nennt, darf auch Sand und Moor dabei sein. Überhaupt, unsre reichen, übervölkerten Provinzen ... ist noch die Frage, ob sie uns zum Segen gereichen." Dies und noch mehr, zwischen kurzen Nickerchen von Tante Äbtissin hervorgebracht, die ihre Nichte Ernestine – mit Rufnamen Nesta – nach Groß-Randow geleitete, wohin sie eingeladen war ... zur Besichtigung.

Eigentlich war Tante Äbtissin ob dieser ihr und ihrer Familie zugemuteten Vorführung – Nestas Reaktionen nahm sie weniger schwer – ziemlich verdrossen. Immerhin – zwanzigtausend Morgen und ein einziger Sohn ... man mußte es schlucken. *Keep smiling*, wie diese Amerikaner sagten.

Natürlich wußte Nesta, warum sie die heiße Fahrt zu den nur flüchtig bekannten Randows unternommen hatten. Peremptorisch wie immer, war die Tante plötzlich erschienen, sie abzuholen, und doch war gerade Einmachzeit, und die Hausschneiderin wurde erwartet, die so schwer zu haben war. Aber diese Einwände hatte Tante Äbtissin abgetan, als sei das alles gar nichts, und dann hatte Nesta einiges aufgefangen, was Mama und Papa zusammen tuschelten, das heißt, Mama hatte getuschelt, von Papa hatte sie nur einige abwehrende Grunztöne vernommen.

⁹⁷ Aus: FERNE HÄUSER (Stuttgart 1953) – Es handelt sich hier um eine Veröffentlichung aus dem Nachlaß; insofern kann nicht unbedingt davon ausgegangen werden, daß die Autorin die hierin enthaltenen Erzählungen in dieser Form veröffentlicht hätte.

Der Sommer war vorüber, aber die erfrischende Herbstluft hatte noch nicht eingesetzt, die Blätter hingen schlaff an den Zweigen, ihr Grün ohne Glanz. Ein Besinnen war über die Erde gekommen, es ging dem Ende zu, dann kam der Winterschlaf. Ja, war es all die Mühe wert gewesen?

Solche Stimmungen und Überlegungen waren der jungen Nesta fremd, aber ein Gefühl der Ungeduld, wie unter einer Last, hatte sie überkommen. O dieses mutlos hängende Akazienlaub, diese Stoppelfelder, diese welken Kartoffelstauden, endlos, endlos, ihr so konträr, und nun war ihr auch noch ein Fuß eingeschlafen – wie ein Elefantenbein kam er ihr vor – und das erlösende Prickeln hatte noch nicht eingesetzt. Am liebsten wäre sie aus dem Wagen hinausgerutscht, denn springen kann man nicht mit einem eingeschlafenen Fuß, oder sie hätte "Himmelsternkreuzhagelwetter" gesagt, nur um Tante Äbtissins eisblaue Augen – Gletscheraugen – sich öffnen zu sehen. Aber wer kommt an gegen die Lethargie eines heißen Spätsommernachmittags, wenn es seit Wochen nicht geregnet hat und der bedächtige Trott allzu wohlgenährter Pferde das Gehirn einlullt, wie es vorher schon – Frau Hansen, Frau Hansen, die dicke Frau Hansen – der Rhythmus der Kleinbahn getan? So blieb sie sitzen, wo sie saß, und stellte Betrachtungen an über Tante Äbtissins Maria-Theresia-Profil und das Schnurrbärtchen auf ihrer Oberlippe und fragte sich einmal wieder, ob es wohl wahr sei, daß sie so schön gewesen und ein sagenhafter Mr. Stanhope, der ein Schloß in Schottland besaß, mit Wassergräben und Hängebrücke, ganz Walter Scott, sie dorthin hatte entführen wollen; was sie aber eisern, wenn auch blutenden Herzens, abgelehnt hatte. Denn ach, der Unselige hatte ja schon eine Frau, die halbgelähmt und das Haupt voll blonder Pudellöckchen, seit Jahren auf der Chaiselongue lag, Romane lesend und von einer Horde kleiner, sehr wertvoller Hunde umgeben, die ein eigens dazu angestellter Knabe aus der Waisenanstalt täglich spazieren führte. O armer Mr. Stanhope, dachte Nesta, konnte man es ihm verdenken? Tante Äbtissin mußte ein Herz aus Granit haben, sonst wäre sie doch mit ihm gegangen, durch dick und dünn.

Nur einmal hatte die alte Dame, Nestas Mutter gegenüber, den Schleier der Vergangenheit ein wenig gelüftet: "Liebe Henriette, es gibt Reue, und es gibt Regrets. Das eine müssen wir mit Gott, das andre mit uns selber ausmachen. Was schwerer ist ... ich will es nicht entscheiden." –

"Kinder," sagte Mama, " sie scheint euch kalt und steinern, aber das ist eine Kruste, unter der es immer noch glimmt." Nur eben, es kam nicht heraus, blieb in der Tiefe stecken, wie Maulwürfe, und niemand hatte etwas davon.

Nesta gegenüber, und eben darum konnte sie die Beine nicht ausstrecken, und der Fuß war ihr eingeschlafen, saß Minna Redlich, Tante Äbtissins langjährige Jungfer, von ihr kurzweg "Redlich" genannt, denn bei jenem schicksalsschweren Aufenthalt in England – *long long ago* – hatte sie beobachtet, daß dort die höhere Dienerschaft beim Familiennamen gerufen wurde, und hatte seitdem auch ihren Zofen diesen Auszeichnung zugebilligt.

Redlich – sie hätte auch Rundlich heißen können, denn sie hatte im Gegensatz zu ihren dünnen, zierlichen Beinchen einen gewaltigen Busen, was ihr im Profil Ähnlichkeit mit einer Kohlmeise gab – Redlich war von Natur lebensfroh, ja auf ihre Weise genießerisch veranlagt. Denn man irre sich nicht: asketisch und sybaritisch sind subjektive Begriffe. Redlich machte, ohne zu mucksen, die religiösen Veranstaltungen mit, die zur Tagesordnung ihrer Gnädigen gehörten, aber lieber war ihr doch das Anhören und Besprechen aller möglichen Klatschgeschichten, vor allem, wenn es um verbotene Liebe ging. Auch schmökerte sie mit Hochgenuß. Auf diese Fahrt zum Beispiel hatte sie einen zweibändigen Roman mitgenommen, der den verheißenden Titel trug: DIE DAME OHNE HERZ.⁹⁸

Eben bog der Wagen in eine breite Lindenallee ein, deren eine Seite gepflastert war, und wohltuender Schatten umgab plötzlich die Insassen. Der grauhaarige Diener sagte, sich umwendend: "Nur noch zehn Minuten, gnädige Frau", und die blankpolierten Braunen verfielen, das Endziel erkennend, in einen stattlichen Trab.

"Setz deinen Hut grade, Kind!", sagte Tante und entnahm ihrer altmodischen Juchtentasche, die immer noch – "nach Jahrhunderten", hatte Nestas Schwester Sibylle gesagt – "wie ein russischer Großfürst roch", einen Handspiegel, den sie der Nichte vorhielt. Nesta blickte hinein, ihr braunes Haselnußgesicht, ihre grünen, etwas schräg gestellten Augen sahen ihr entgegen: *Nestakind, was tust du in diesem feudalen Rumpelkasten?* Sie rückte an ihrem Hut, den ein Berberitzenzweig dekorierte, und wollte die

⁹⁸ Karl August von Heigel: DIE DAME OHNE HERZ (Berlin 1873). Der Autor (1835-1905) war bayerischer Bibliothekar, Biograph, Dramatiker und Erzähler. Er stand längere Zeit im Dienst König Ludwigs II. von Bayern. (Der Roman beginnt mit einer Fahrt auf dem Schraubendampfer Meteor von Ludwigsburg bei Stuttgart nach dem Ostseebad Mölln.)

vorquellenden Haare zurückschieben. Aber Tante Äbtissin, von plötzlicher Weltlichkeit erleuchtet, sagte: "Laß nur, die Löckchen stehen dir gut zu Gesicht."

Die Lindenallee tat sich auf. Vor ihnen lag ein großes Rasenrondell, von Kavaliershäusern flankiert – die Kavaliere hatten sich längst verflüchtigt – und zwischen ihnen ansteigend erhob sich das große, blaßgelbe Herrenhaus, im klassischen, sogenannten Schinkelstil erbaut. In der offenen Haustür war die dreiköpfige Familie Randow versammelt, in deren Arme die junge Nesta sich nun stürzen sollte. Wie in einen Ziehbrunnen. So wenigstens kam es ihr vor.

Der Wagen machte eine schöne Kurve, der frisch geschüttete Kies spritzte auf, und ehe noch der Diener vom Bock klettern konnte, hatte ein schlanker, angegrauter Mann den Schlag geöffnet und sagte mit ungemein angenehmer Stimme: "Willkommen, verehrte Domina, willkommen, Fräulein von Markwaldt!"

Neben ihm kam eine zierliche Gestalt zum Vorschein, ziemlich zerknittert, als hätte man sie eben aus einem Reisekoffer hervorgeholt. Der Schnitt ihres Seidenkleids war altmodisch, und um den Kopf hatte sie, turbanartig, ein gelbes Fransentuch gewunden, unter dem ihre tiefen, dunkel umschatteten Augen mehr brannten als leuchteten; ja, mit ihrer bräunlichen Haut, ihrem Turban, hätte sie gut in ein orientalisches Märchen gepaßt.

Die Stiftsdame reichte ihr mit einer gewissen Zurückhaltung ihre knöcherne Rechte, worauf sich die ältliche Scheherezade dem jungen Mädchen zuwandte, außer einigen aufgeregten Worten aber nur ein verlegenes Kichern hervorbrachte. Nun trat auch Olaf, des Hauses junger Sohn, den Ankommenden näher, leicht wippend wie auf Gummisohlen, und küßte der Äbtissin die Hand. Mit ihrer männlich tiefen Stimme sprach diese, um eine Nuance zu huldvoll – aber vielleicht war das Absicht – ihre Genugtuung aus, das schöne Groß-Randow kennenzulernen, dessen vorbildliche Landwirtschaft und Rosenkultur der Provinz zur Zierde gereiche. Herr von Randow nahm die wohlgerundeten Sätze mit der gewohnheitsmäßigen Ergebenheit eines Oberbürgermeisters entgegen, der einen fremden Potentaten durch die gemeinnützigen Anstalten seiner Stadt führen muß, und Olaf stand mit lauerndem Blick und zuckenden Nasenflügeln hinter seinem Vater. Nesta fand das kleine Lächeln, das dabei über sein Gesicht lief, recht gewinnend. Halt, dachte sie, hier ist etwas, das mir zuspricht. Der

jüngere Randow war groß und dünn und hielt sich schlecht, aber es war doch mehr von einer Weidenrute an ihm als von einem geknickten Rohr, wie sie es nach Redlichs geflüsterten Berichten von einer schwierigen Rekonvaleszenz erwartet hatte.

Man trat auf den kühlen Vorplatz, von dem aus eine zweiteilige Treppe nach dem oberen Stockwerk führte. Ein rotbäckiges und rotarmiges Stubenmädchen in hellem Kattunkleid zeigte vorangehend den Gästen den Weg zu ihren Zimmern. Die kleine beturbante Dame mußte wohl in eine Mauerritze geschlüpft sein, plötzlich war sie verschwunden.

Sie war – Tante Äbtissin hatte sich genau informiert – die leibliche Mutter des Hausherrn, Olafs Großmutter also, hieß nun aber – es ließ sich nicht ableugnen – Kraszewski. Hatte sie doch, zum Entsetzen ihrer Angehörigen, ja der ganzen Provinz, nach kurzer Witwenschaft und in ihrem neunundvierzigsten Lebensjahr, einen Förster geheiratet, oh, keinen stattlichen pensionsberechtigten Oberförster mit Dienstwohnung und vielen Untergebenen, nein, einen ganz gewöhnlichen Wald- und Wiesenförster, der achtzehn Jahre jünger war als sie, in einer grünen Joppe mit Hirschhornknöpfen einherging und vor dem alten Randow die Hacken zusammennahm, wenn dieser ihm Anordnungen gab. Nun aber lebte auch Kraszewski nicht mehr.

Frau Kraszewski hatte den Tod des zweiten Gatten viel tragischer aufgenommen als den des ersten, des seligen Randow, Vater ihrer drei Kinder, ja man fürchtete eine Zeitlang um ihren Verstand. Da aber, wie es einer ihrer Schwiegersöhne liebevoll ausdrückte, die Sitte der Witwenverbrennung leider noch nicht eingeführt war, nahm Herr von Randow ein Jahr später seine Mutter wieder zu sich und erklärte seinen Schwägern, wenn es diese störe, fernerhin Frau Kraszewski zu begegnen, so mußten sie eben ihre Besuche auf Groß-Randow einstellen; nie und nimmer würde er seine Mutter dauernd in einer Nervenheilanstalt unterbringen, wie es ihm von ihnen mehr oder weniger deutlich nahegelegt worden sei.

So war Frau Kraszewski, wenigstens dem Namen nach, wieder Schloßfrau auf Groß-Randow geworden, denn Olafs Mutter, ein von ihrem Gatten auf äußerste

verwöhntes Wesen, das sich von Olafs Geburt niemals ganz erholt hatte, war unterdessen gestorben.

Mit der Schwiegermutter hatte sich Frau Nelly von Randow, sanft und nachgebend wie sie war – ihre Schwägerinnen nannten es indolent – in den Jahren ihres Zusammenlebens ausnehmend gut vertragen, ja bei ihr Hilfe und Zuspruch in schwierigen Momenten gefunden, wie zum Beispiel wenn der Gatte, ihrer Verzärtelung Olafs wegen verstimmt, allerhand spartanische Maßregeln plante; und auch über Fehler und Nachlässigkeiten im Haushalt half ihr die Ältere, sei's durch Vertuschen oder durch robustes Eingreifen, unbekümmert hinweg.

Den ersten Teil des Kraszewski-Dramas hatte die jüngere Frau von Randow noch miterlebt; teilnehmend, vielleicht sogar verständnisvoll; hatte sie doch so viele Romane gelesen, daß ihr die außergewöhnlichsten Situationen begreiflich waren. Jedenfalls hatte sie nie eingestimmt, wenn ihre Schwägerinnen in erregten Flüstertönen den Familienskandal besprachen. Die Rückkehr und Neuinstallierung der Schwiegermutter aber erlebte sie nicht mehr. Immer dichter hatte sie sich eingesponnen in ihre Krankheit, ihre Einbildungen, wie in ein schützendes Kokon, eingesponnen in ein weltfernes, verschwimmendes Dasein. Es gab viele, die sie für einen Hemmschuh im Leben ihres Gatten ansahen. Vielleicht war sie's ja auch eine Zeitlang gewesen. Aber so, wie sie war, war sie ein Stück von ihm geworden, und alles an ihr war ihm so gewohnt, daß er kaum merkte, wie sie immer leichter wurde, wenn er sie auf die Couchette im Wohnraum trug. Dort lag sie dann stundenlang, von Blumen und Büchern umgeben, einen alten, halbblinden Stallhund neben sich, den sie zärtlich liebte, und versicherte lächelnd, es gehe ihr besser, erstaunlich besser, seit sie das neue psychische Heilverfahren anwendete, eine Art Autosuggestion, die wahre Wunder vollbrachte. Trotz dieser Beteuerungen – waren es Illusionen oder ein nur halbbewußtes Festklammern an das sichtbare Leben – war sie erloschen, geschwunden, einer seltenen Blume gleich, die in einer Vase verwelkt.

Anfangs irrte Olaf wie ein junger, dünnhäutiger Jagdhund umher, frierend und suchend, bis sich auch an ihm die Schicht bildete, die den Menschen das Weiterleben ermöglicht. Da war zunächst die Zeit selbst, dies unbeirrte Wanduhr-ticken, das man erst wahrnimmt und erkennt, wenn es innehält; dann aber wurde ihm Hilfe durch eine

jener leidenschaftlichen, reingeglühten Freundschaften, die wie ein Sporenstich alles Mutige und Großherzige in ihm weckte, daß die Lebenslust aufschäumte und ihm jeder neue Tag neuen Zauber bot. Es war ein armer Stallbursche, der das Wunder bewirkte, mehrere Jahre älter als er, und seine Schulbildung war recht mangelhaft. Aber er brachte eine Saite in Olafs Wesen zum Klingen, die bisher stumm gewesen, nun aber bis zum Ende seines Lebens nicht ganz verklingen würde. Seine Gesundheit besserte sich, er zeigte Mut und Ausdauer, wo er früher gleichgültig und ausweichend gewesen, und sein Vater begann zu hoffen, daß er kräftig genug sein würde, die in seinen Verhältnissen übliche Entwicklung durchzumachen. Freiwilligenjahr, Universität, nette Freundschaften, auch fürs spätere Leben von Nutzen, und überhaupt, ein bißchen Jurisprudenz konnte nie schaden, treten doch oft Fragen an einen Grundbesitzer heran, für deren Lösung der gesunde Menschenverstand allein nicht ausreicht, und warum immer von Anwälten und Rechnungsführern abhängig sein? Denn wenn Olaf einmal heiratete, sollte er das zweite Gut übernehmen, das hübsche Waldgut Riede, ehemals eine Försterei. Und wenn er auch viel mehr Reiter als Jäger war, er würde gut dorthinein passe, es wehte eine gewisse romantische Stimmung um das alte Jagdschlößchen, und das bißchen Wolkenkuckucksheim war dem guten Jungen zu gönnen – solche Phasen machte wohl ein jeder einmal durch. Ja, und Olafs immer noch schwankende Gesundheit, seine von der armen Nelly ererbte ungewisse Art, das Leben anzufassen, so ein Gemisch von Übermut und plötzlicher Scheu, wie ein junges, weichmäuliges Pferd ... da mußte man manchmal auch nachgeben.

So ungefähr hatte sich's Herr von Randow zurechtgelegt, und seine Schwestern, die seit Frau Kraszewskis Rückkehr das Elternhaus nur selten aufsuchten, fanden seine Pläne standesgemäß und daher selbstverständlich. Seit Generationen ging es in ihrer Familie standesgemäß zu, und gerade darum war die Kraszewski-Episode so bestürzend gewesen. Zum Beispiel hatte seit undenkbaren Zeiten keine Ehescheidung im Hause Randow stattgefunden; Schuldenmacherei der Söhne kam wohl vor, aber doch in Grenzen, es hatte noch keiner über See gemußt. Eigentlich waren sie wohl alle etwas langweilig veranlagt, er selbst mit einbegriffen, dachte Herr von Randow, der sich gern seines objektiven Urteils rühmte. Wenn er sich die ganz landesüblichen Ehen seiner Schwestern vorstellte, zuckte er innerlich die Achseln. Zum Auswachsen, gewiß;

aber vielleicht doch besser so. Da waren keine Erdbeben zu befürchten. Wenn sich zwei Langweiler zusammentun, geht es wohl immer glatt. Besser als wenn zwei Feuergeister aneinandergeraten, da stieben die Funken. Unsere berühmten Männer hatten ja auch – gewiß ganz instinktiv – in der Mehrzahl recht hausbackene Gefährtinnen erwählt. Das erlaubte ihnen, daheim den olympischen Ornat abzulegen und sich in Schlafrock und Pantoffeln wohl sein zu lassen. Geistige Erneuerungspausen sozusagen; nur Götter bedürfen ihrer nicht.

Olaf hatte, wenn auch reichlich spät, das unerläßliche Examen bestanden, dem das Dienstjahr in einem berühmten Kavallerieregiment folgte, dessen Kommandeur ein Vetter seines Vaters war. Die verwandtschaftliche Beziehung spielte dabei keine Rolle. Wäre auch ganz unnötig gewesen. Olaf hatte eine ausgesprochene Begabung fürs Reiten gezeigt, wenn er auch etwas schlampig-jockeyhaft im Sattel saß, und auch alles andre war gut gegangen, vielleicht dank der mysteriösen Eigenschaft, die sich unübersetzbar Charme nennt und wie ein flüchtiger Duft nicht definieren läßt.

Das kindliche Vertrauen und eben diese – nicht anders könnt man's nennen – charmante Art, wie er höhere Vorgesetzte ansprach, vor denen es üblich war, die Ohren steif zu halten, zeitigte eine Lawine von teilweise erfundenen Anekdoten. Dieselbe freundliche Harmlosigkeit zeigte er übrigens auch im Gespräch mit seinen Rekruten, und einen allgemein gefürchteten Wachtmeister hatte er gezähmt wie durch eine Zauberformel. Allerhand Witze und Spitznamen illustrierten seine Weltfremdheit, seine Unschuld.

Als dann aber, nach einem weiteren, auf einer berühmten Universität verbrachten Jahr, dem ein längerer Aufenthalt in der Schweiz folgte, Olaf heimkehrte, hatte er sich – das merkte jedermann – traurig verändert. Der körperlich zarte, aber doch lebensfrohe, ja wilde Junge war es nicht mehr. *Von einem, der auszog, das Gruseln zu lernen* – so heißt ein Märchen. Und es geht gut aus. Aber hier? ... "Wir werden's in die Reihe bringen", sagte sich der Vater, der ihn heimgeholt hatte, wenn er, kaum die Wimpern hebend, einen Blick auf ihm ruhen ließ. Der Arzt hatte es ja versichert. Ach, es ist nicht nur das Vergangene, Durchlebte, das feine, harte Striche in das Antlitz gräbt, es kann auch das Kommende sein, das einen geisterhaften Schleier breitet, unter dem sich unmerkbar die Konturen ändern und verwischen.

Zur Universität hatte Olaf damals gar keine Lust verspürt. Denn er war ein Einzelgänger, und auch das Regimentsleben wäre ihm zuwider gewesen, wenn nicht die absorbierende Liebe zu den Pferden und allem, was mit der Reitkunst zusammenhing, seine Gedanken erfüllt hätte. Wie ein junger Zentaur kam er sich manchmal vor, so – beinah hellseherisch – konnte er sich in sein Pferd hineindenken, hineinfühlen – *"als wär's ein Stück von mir ..."*⁹⁹ Und es war ein Vortasten in neblige Fernen, ein geheimnisvoller Zauber dabei, der ihm den verlorenen Freund wieder nahebrachte, ganz plötzlich, der bei einer anstrengenden Übung, einem gefährlichen Hindernis dessen Stimme ertönen ließ, anfeuernd, mäßigend, je nachdem: ja, manchmal hatte er gemeint, die harte, magere Knabenhand zu spüren, wie sie sich, überlegen, auf die seine legte, die Zügel anziehend oder lockernd, unsichtbar.

Es wäre nicht allzu scher gewesen damals, den Vater umzustimmen, ihm klarzumachen, daß er sich zum Korpsleben nicht eignete. Aber eine angeborene Trägheit oder Fatalismus, den Olaf schon als Kind erkennen ließ, wenn ihm ein versprochenes, lang erhofftes Vergnügen verhagelte – so ein Hochziehen der Schultern, das "nun, und wenn auch" besagte – ließ ihn sich wortlos in das nun einmal Beschlossene fügen.

Herr von Randow, der selber ein paar vernarbte Schmissee im Antlitz trug, die er an derselben Hochschule erworben, konnte die Sache für nicht so bedeutungsvoll halten. Gewiß, diese blöden Saufereien und daraus resultierenden Magen Zustände, die oft recht unappetitlichen Witze – ach ja, das Niveau war allerdings betrüblich – die Zeitvergeudung ... es war das alles recht geschmacklos, und der Junge mußte sich erst mal die Hornhaut wachsen lassen, an der sowas abprallt. Aber schließlich – es war ein Durchgangsstadium, vielleicht ein nützliches. Denn das Leben selbst ist der allerstrengste Fuchsmajor; man tut gut, sich darauf vorzubereiten,

Aber als er dann den Sohn abholen mußte, der körperlich und seelisch in Not geraten war und einen Riß davongetragen hatte, der sich mit der Zeit verkittete, aber wohl nie ganz ausheilen würde, klang das bittere Wort "es war nicht nötig, daß es so kam" in seinem Gewissen, und die beruhigenden Reden seiner Bekannten – wenn sie es überhaupt wagten, den wunden Fleck zu berühren – waren ihm eine Pein, der er nur

⁹⁹ Aus dem Gedicht *Der gute Kamerad* von Ludwig Uhland, bekannt als eine Art Soldatenhymne.

mit frostigem Schweigen begegnete. Optimistisches Geschwätz, als ob sie auf den Warmwasserhahn drückten, so kam es gerieselt.

Nach und nach wurde das jahrelang gezwungene Verhältnis zwischen Vater und Sohn natürlicher, weniger verkrampft. Aber immer noch gingen sie behutsam miteinander um, man hätte es schamhaft nennen können. Der Vater von nie ganz verstummenden Selbstvorwürfen gepeinigt, der Sohn in zauderndem Erkennen der menschlichen Seiten einer ihm bisher fremd gebliebenen Natur. Wenn sie nun zusammen ausritten oder durch die Wälder gingen, wo der Ältere viel mehr wußte und verstand als der Junge, nie aber in belehrenden Ton verfiel, so spürte er doch, wie dem Sohn, obschon er kein landwirtschaftliches Examen hätte bestehen können, manches durch seine fünf Sinne zugeflogen war, was durch Studium allein nicht zu gewinnen ist: ein intuitives Verstehen der Dinge, die von der Erde sind. Und Olaf selbst, auf dem Waldboden stillstehend, hatte manchmal gemeint, ein guter, starker Strom dringe aus der Erde in seine Fußsohlen und immer höher, bis sich alle Adern und Äderchen seines aufhorchenden Leibes füllten mit sanfter, überzeugender Lebenskraft.

Doch daneben erkannte der Vater immer deutlicher die Ähnlichkeit mit seiner armen Nelly, die noch stärker war, als er wußte; denn es tauchten Vorlieben und Abneigungen in Olaf auf, ganz unbezwinglich, gerade wie Gebärden und Intonationen, die jener eigen gewesen und den Vater plötzlich aufmerken ließen. Ja, er war seiner Mutter Kind, er hatte ihr Freiheitsbedürfnis geerbt und gleichzeitig ihre Scheu, die sich nichts erkämpfen, nichts aneignen wollte oder konnte.

Die Scheu auch vor dem Vater: würde er sie je überwinden? Denn das resignierte Lächeln, das Herr von Randow nicht immer rasch genug unterdrücken konnte, ließ ihn auch heute noch erstarren wie damals als Zwölfjährigen. Wie es der schärfste Tadel militärischer Vorgesetzten niemals vermocht hatte. Es war nur ein kurzer Frostschauer, der bald wieder wich, so daß er sich selbst fragen mußte: was ist es nur, das mir das Herz plötzlich dehnt und weitet, schmerzhaft und doch auch wonnevoll, aber nachher bleibt Öde und Trockenheit zurück? Denn das neue Gefühl kämpfte, ihm selber undeutlich, mit dem jahrelangen Groll, der ihn noch immer überkam, dieser Ranküne der Schwachen, die es nicht vermögen, ihr kostbares Gut zu verteidigen und zu

bewahren. Dazu die bittere Flut der Erkenntnis, daß jene erste Enttäuschung an allem, was später kam, Schuld gewesen.

So verging etliche Zeit, und Olaf hatte sein dreiundzwanzigstes Lebensjahr beendet.

Tante Äbtissin benützte die Gelegenheit, nun sie sich in diesem Landesteil befand – wozu noch die Annehmlichkeit der ihr zur Verfügung gestellten Equipage kam –, um einige Jugendfreundinnen zu besuchen, die auf benachbarten Gütern lebten. Nesta blieb fast immer zurück, anfangs mit einigem Unbehagen. Dadurch, daß Frau Kraszewski, einem nicht übelwollenden aber ausweichenden Schloßgespenst ähnlich, eine nur schattenhafte Rolle spielte, fehlte es in dem großen, kühlhallenden Haus an einem verbindenden Element, einem Mittelpunkt, der Behagen ausströmte. Wozu es durchaus keiner höheren Bildung bedarf, denn es kann eine alte, ausrangierte Kinderfrau sein oder sonst ein treues, mit dem Hause verwachsenes Wesen, das mit unversiegbarer Teilnahme die Zerstreuten um sich sammelt. Aber hier ging ein jeder seine eigenen Wege, und man vereinigte sich eigentlich nur bei den Mahlzeiten. "Liberty Hall" nannte es Herr von Randow, ein wenig schief lächelnd. Er hatte es nie anders gekannt.

216

Schon oft hatten auf Tante Äbtissins Lippen Worte gezögert, Ratschlägen ähnlich, wie sie ein ergrauter Angler einem Neuling gibt, ihm die günstigste Tageszeit, den besten Köder nennend, womit der Fisch zu überlisten sei. Aber die Sorge, etwas "Unfeines" zu tun – welche Sorge oft wirksamer ist als die Gebote des Katechismus –, schloß ihr die Lippen. So auch heute, als ihr die Großnichte beim Einsteigen in dasselbe ehrwürdige Gefährt half, das sie hergebracht hatte. Es war, als wollte die alte Dame sprechen, aber es wurde nur ein kleiner Seufzer daraus, sie preßte ihre dünnen Lippen auf Nestas Stirn und schlug selber den Wagenschlag zu; ein kleiner, leicht gereizter Knall, wie man ihn sich eben noch gestatten konnte. Die Pferde zogen an, der Kies knirschte, und das alte, tadellos gehaltene Gefährt verschwand in der Lindenallee, die in den Kronen vergoldet, zwischen den Stämmen aber schon düster war.

Nesta sah ihr nach. Sie lächelte. Mußte an ihre Schwester Sibylle denken. An ihre Witze und Vergleiche. Sie habe "ein loses Maul", hatte Tante gesagt, und es wogte seitdem ein stiller Krieg zwischen den beiden. Aber Nesta fand das alles eher

melancholisch. Melancholisch und grotesk. Durch und durch ehrenwert, von unerschütterlicher Rechtlichkeit. Und was war nun das Ergebnis? Aber trotzdem, als Mitwirkende, in einem Scheidungsprozeß wäre Tante undenkbar gewesen. Dafür hätte ihr Heldentum nicht ausgereicht. Nein, besser so: *La Chanoinesse du Saint Sépulcre*,¹⁰⁰ wie es zum höchsten Staunen ausländischer Prälaten auf ihren Visitenkarten stand; schwarzes Moirée und blaues Ordensband; redlich, devot bis zur Kretinisierung ... Und diese Existenz: sparsam, sparsam, aber niemals schäbig. Zehnmal gewaschene Handschuhe, aber generöse Trinkgelder. Ja das harmonisierte, das paßte zusammen. Ach, aber ein bißchen jämmerlich war es doch.

Nesta ging durch eine kleine Gittertür, die seitwärts in den Park führte. Ein ziemlich verwilderter Park, und daher voll unerwarteter Reize. Die beiden düstern Baumgänge, rechts und links einer langen Wiese, in deren Mitte das Bronzestandbild eines berühmten Windhunds grünlich in der Sonne glänzte; aufblickend, die rechte Vorderpfote erhoben, als warte er auf den Befehl eines Herrn, den irdische Jagdgründe nicht mehr kannten. Rechts davon eine Quelle, in riesigem Huflattich verborgen, geheimnisvoll rieselnd. Und weiter ab dann, auf der nämlichen Seite, schimmerte der See durchs Gezweig, auf dem in der Frühe Hunderte von Seerosen ihre Silberschalen öffneten. Die Ufer ganz verschilft, und beim Nähertreten hörte man die Frösche ins Wasser plumpsen.

Am Ende der Allee war ein kleiner Hausgarten, wo sich der Geruch von Dill und Sellerie mit dem Duft von Reseda und Levkojen mischte, die in dem moorigen Boden Wunder vollbrachten. Weiter ab erst kamen die großen Gemüsefelder, auch die von der Äbtissin lobend erwähnte Rosenschule. Was in dieser geschult wurde, war unklar, denn sie enthielt eigentlich nur wohlbekannte und altmodische Sorten, die anderswo fast ausgestorben waren. Aber gerade durch dies Beharren hatte sie eine Art Berühmtheit bei Kennern erlangt.

Wenn Olaf sonst nicht beschäftigt war, schlenderte er gern da herum. Auch heute fand ihn Nesta vor, mit einer Flitspritze die Rosenstöcke bestäubend.

¹⁰⁰ Die Chorfrauen vom Heiligen Grab oder kurz: *Sepulchrinerinnen* sind ein Orden in der römisch-katholischen Kirche, der nach der Regel des heiligen Augustinus lebt. Die Chorfrauen sind der weibliche Zweig der Chorherren vom Heiligen Grab, der in der Zeit der Kreuzzüge 1114 an der Grabeskirche entstanden ist.

"Ja, hier stehe ich und streue den Tod aus", sagte er. "Blattläuse, rote Ameisen, Ohrenzwicker – was haben sie eigentlich für einen Zweck? Das eine Ungeziefer ist da, um das andre aufzufressen, und wird selber von einem dritten verspeist. Damit es nicht überhandnehme. Zeitraubend und umständlich. Sind scheußlich anzusehen und haben keinerlei ästhetische Berechtigung. Aber sie seien Gottes Werke und deshalb bewunderungswürdig Eine logisch unzulängliche Begründung. Bei meiner Schweizer Bonne mußte ich's lernen: *Aux petits des oiseaux il donne la pâture / Et sa bonté s'étend sur toute la nature...* Ach Cousinchen, *le Bon Dieu!* Da bleibt man eben stumm."

Nesta und Olaf hatten festgestellt, daß sie mütterlicherseits einen gemeinsamen Urahn hatten; daher die Anrede.

"Ja, Olaf," sagte Nesta, "so einen innern Drang und Zwang nach Gerechtigkeit hat wohl ein jeder, und die einzige Rettung ist doch, auf eine Macht zu hoffen, die alles einmal in die Reihe bringen wird ... sonst wär's ja auch zum Verzweifeln."

"Aber einstweilen frißt das eine das andere auf, oft mit ganz raffinierten Torturen. Ein ewiger Krieg über und unter der Erde. Denn auch die Wurzeln gönnen einander nicht das Leben. Und die Menschenkriege erst: die haben noch die Heuchelei als Beigabe. Zum Schluß gibt es dann Tedeum, Fahnen und Marschmusik, und alles schwimmt in Wonne. Bis zum nächsten Mal. Bis sich bei der Gegenpartei wieder genug Gas angesammelt hat, Neid und Mißgunst und auch respektablere Rachegefühle, die sich gegen die Ungerechtigkeit aufbäumen. Ja,. Und was haben die Unglücklichen davon, die in Lazaretten unter Qualen sterben oder irgendwo in einem Graben verschmachtet sind? Kopfschüsse sind ja leider selten. Nein, Cousinchen, da komm' ich nicht mit. Die alten Knaben – ich glaube Perser – mit ihrem Ormuzd und Ahriman waren die einzigen Logischen: es muß einen Gegenspieler geben, sonst ist die Sache sinnlos."

Nesta hatte sich über solche Dinge nie den Kopf zerbrochen. Ihre Mutter, eine überbürdete Frau, die einen krittligen Mann zu betreuen und einen großen Haushalt mit wenig Geld zu meistern hatte, sagte, wenn solche Fragen aufkamen: "Tut erstmal das Nächstliegende, Kinder, das Weitere findet sich." Und Nesta, die mehr Augenmensch als Denkmensch war, fand das Nächstliegende auch meistens interessanter als alles Spintisieren. Labyrinth sind langweilig, fand sie.

"Unsere kleine Nesta ist eigentlich recht *terre à terre*," meinte ihr Vater, "aber ein gutes Tierchen ist sie."

"Und deshalb für die Ehe prädestiniert", hatte Tante Äbtissin gesagt. –

Das Nächstliegende schien Nesta nun in diesem Fall, den guten Olaf, dem oft so ein kurioses Lächeln den Mund krumm zog, zum Auftauen zu bringen. Denn er kam ihr vor wie ein junger, scheuer Jagdhund, der um Liebe bettelt, sofort aber zurückschrickt, wenn sich eine freundliche Hand nach ihm ausstreckt, und ganz allmählich nur und mit Unterbrechungen brachte sie ihn dazu, von seiner Kindheit zu reden, scheinen Schuljahren, und das hieß auch von Vater und Mutter.

Von dieser war ihm am lebhaftesten die Erinnerung an eine große, plötzliche Lücke geblieben, ein Gefühl der Öde, des Suchens, als sie auf einmal verschwunden war. Zwar wußte er ganz genau, daß sie graue Augen hatte, mit goldenen Pünktchen drin, und eine liebe, verschleierte Stimme und daß sie ein bißchen schief lächelte – als spräche sie nicht alles aus – aber ein Ganzes brachte er nicht zusammen, es blieben Splitter. Nur wenn in ihrem Wohnzimmer ein bestimmter Schrank geöffnet wurde, war da ein ganz besonderer Duft, der sie wie eine dünne Wolke an ihm vorübergleiten ließ. Den Vater liebte er wohl in einer scheuen, heimlichen Weise, aber Nesta merkte, daß da ein Hindernis war, über das er nicht wegkam.

"Er ist schrecklich erfolgreich, weißt du, alles, was er anfaßt, gelingt. Nur ich bin ihm nicht gelungen. Wenn ich aus Stahl wäre oder aus Stein, da wußte er etwas mit mir anzufangen – aber nun bin ich aus Porzellan! Was soll er da mit mir? Und dann, siehst du, er ist immer für Schwarz oder Weiß, und ich gehöre wohl zu den Grauen, denn ich kann nie finden, daß einer ganz recht hat oder ganz unrecht ... und das geht ihm auf die Nerven. Ich seh schon immer, wie er die Brauen hochzieht, wenn ich einen Satz mit *Aber* – beginne.

"Aber du bist doch oft fort gewesen, Olaf, bist du da niemandem begegnet, dem du dich anschließen konntest und alles durchsprechen, ganz offen?"

"Gott, Cousinchen, solche Leute sind spärlich ausgesät. Die Menschen sind sich selbst am wichtigsten. Auch die Jungen. Ja, die erst recht. Da sind sie denn so lauwarm. Und viele recht ordinär. Und murkelig. Murkelig in ihrer Denkart, mein' ich. Glückliche bin ich nur eine kurze Zeit gewesen. Das war hier bei uns, aber eben, es hat nicht lang

gewährt. Wir hatten damals einen Stallburschen, Fritz Müller, kein romantischer Name, nicht wahr? Nun, der hat mir das Reiten beigebracht und die Angst ausgetrieben, – o keine Gewaltkur, es ging ganz ruhig und selbstverständlich zu, und dann auf einmal – beim Schwimmen war's ebenso – hatte ich es weg. Von da an hab' ich vor dem breitesten Graben keine Angst mehr gehabt und vor keinem Gaul, und darum schnitt ich dann im Regiment gut ab. Die hatten gemeint, weil ich so mickrig war, ich müßte ein Angsthase sein, und hatten mir den allerbockigsten Gaul der ganzen Schwadron gegeben, aber es war was an mir, muß mir wohl von Fritz angefliegen sein – ich versteh' es selber nicht, aber die Pferde spüren es, und ich kann mit ihnen machen, was ich will. Und dann ging alles wie geölt."

"Da war doch dein Vater gewiß stolz auf dich?"

"Vielleicht, aber er dachte wohl, das dürfte man sich nicht merken lassen. Das gehört zur berühmten Autorität. Und er hatte schon früher etwas getan – wegen Fritz – ach nein, reden wir nicht davon."

"Sprich nur weiter, Olaf, vielleicht tut dir's gut, ich sag es ja niemandem, und auch nachher, wenn dir's lieber ist, reden wir nicht mehr davon."

"Nun also, Papa hat gemeint, Fritz sei kein Umgang für mich, erst war's ihm recht, weil ich reiten und schwimmen lernte bei ihm, aber dann haben die Tanten wohl gestänkert, gräßliche alte Eulen, sonst hört er ja nicht auf sie, aber item – als ich das zweitemal zu den großen Ferien heimkam, war Fritz nicht mehr da. Das war zur Zeit, als mich Papa in Pension gegeben hatte, übrigens gar nicht weit weg von euch – zu einem Lehrer."

"Hatte man dir's denn nicht geschrieben?"

"Nein, es sollte wohl eine freudige Überraschung sein. Zum Geburtstag. Ich wurde damals grade fünfzehn."

Da waren wieder die Fältchen an seinen Mundwinkeln und das Zucken, spöttisch und traurig.

"Ja, und Fritz schrieb so ungern, er war kein Held mit der Feder, und er dachte wohl, ich erfahr' es immer noch früh genug. Später hat er mir einmal geschrieben, er war an einem großen Rennstall angekommen und ritt die Pferde zu. Das gefiel ihm gut. Und dann, ganz bald, brach er sich das Genick. Auf Golden Dream, einer Fuchsstute ...

herrliches Tier. Man mußte sie gleich erschießen, so sind sie beide zusammen gestorben, das ist mir sogar ein Trost. Wenn er doch in aller Ewigkeit mit ihr über große Ebenen reiten dürfte, weißt du, so wie die Indianer sich den Himmel denken. Ach, was erzähl ich dir da für Zeug. Aber du frugst mich nach Papa, und wie da alles zwischen ihm und mir ... Und ich sage dir, ich seh' ja, was gut ist an ihm, und ich bewundere ihn auch, mehr als er weiß ... aber das ,, das ... hätte er mir nicht antun dürfen."

Er nahm die Flitspritze wieder auf. "Rosenkäfer verschon' ich, das kann der Gärtner tun, sie sind so hübsch."

"Hattest du nachher keinen Freund mehr, an der Schule oder beim Lehrer?"

"Nein, weißt du, so eine große Freundschaft frißt alles andre auf. Und bei dem Lehrer? Red mir nicht davon. Schon der Geruch im Vorplatz, wo die Mäntel hingen. Nach Seifenwasser. Oder dann nach Kohl. Ich war der einzige Pensionär, es war noch ein Sohn da, der mich verachtete, weil er meinte, ich bildete mir was ein. Lieber Himmel, worauf denn? Und bei Tisch saß die Tochter neben mir, sie hatte ewigen Stockschnupfen, gräßlich. Zu Schluß standen wir auf Kommando auf, machten eine Kette mit den Händen und schrien alle zusammen *Mahlzeit*. Das galt als Humor. – Genug davon!"

"Nun ja, Olaf, aber daran stirbt man nicht, es gibt Schlimmeres, denk an so arme Jungen, Lehrlinge, Laufburschen, die werden geknufft und leben in viel ärgerer Engigkeit. Jetzt ist's überstanden, und deinem Vater tut gewiß alles sehr leid. Schlag dir's aus dem Sinn, hier hast du's doch wunderschön, kannst reiten und schwimmen und all das liebe Viehzeug ..."

"Ja," sagte Olaf, "die Pferde. Und dann ... Großmama. Sie ist ja wohl ein bißchen lütütü – aber sie hat etwas Unerwartetes – und das ist eine Wohltat – denn sonst ... Papa so als Zeus – streng aber gerecht ist die Formel – und der Hausstand ... am Schnürchen trainiert von Fräulein Eisenhauer, nie ein Fehlschlag, geht wie eine Turmuhr. Ach die *gute Eisenhauer*, dabei ist sie gar nicht gut – ; so'ne selbstgerechte Ameise. Sieh mal, so ganz Heruntergekommene, wo die Sohlen klaffen, auf der Landstraße – oder dann ganz Reiche, ich meine so wie Vanderbilt – da hat das Leben Überraschungen. Aber unser Milieu, alles rechtwinklig und *wie es sich gehört* und die

Gedankengänge nicht viel anders als bei Posthaltern oder Steuerkontrolleuren – nur ein paar Etagen höher. Es riecht nicht nach Spülwasser bei uns, und wir sagen nicht *Mahlzeit*, aber das ist anderes, das ist ebenso muffig."

"So rede doch mal ganz offen mit deinem Vater. Stell dir vor, er sei ein Pferd, dann verlierst du ja die Angst. Vielleicht läßt er dich eine weite Reise machen, ganz weit weg, nach Bali, denk mal, da soll es noch ganz ursprünglich sein, schöne braune Menschen mit Girlanden, nur ein paar dicke Mynheers dazwischen, aber die verderben nichts. Oder dann nach Lappland, zu den Rentieren – entweder oder, weißt du."

"Ich sehe, Cousinchen, du bist auch nicht für Mittelgebirge."

"Und doch lebe ich dort und hab es auch lieb. Weil es meine Heimat ist ... das hessische Land."

"Ach – Heimat, Heimweh, Kuhreigen und Dudelsack ... das ist etwas Stilles, über das man gar nicht reden sollte. Was ist aber das andere? Pauken und Trompeten und daß man meint, man sei etwas Besseres als sein Nachbar; Hornhaut der Herzen, Mangel an Witterung ... hier und überall. Aber hier am meisten ..."

"Olaf, wenn du so redest und so böse Augen machst, weiß ich nicht, was ich hier soll. Nun reise ich bald weg, und da könnten wir doch noch ein bisschen vergnügt miteinander sein ..."

"Nun, lachen kann man ja immer . . . "

"Aber nicht so ein krummes Lachen. Sieh mal, es könnte doch lustig sein. Dein Vater ist ja im Grunde gut zu haben – ihr tut nur alle immer so scheu mit ihm. Als wär' er eine Brennessel. Wenn ich nur an die Pfirsichspaliere denke, und daß ich da pflücken darf. Wo gibt es noch sowas?"

"Ja, da sind Sorten! Mit ganz unpassenden französischen Namen. *Cuisse de Déesse*¹⁰¹ ..."

"Schon gut, Olaf. Und man darf dastehen und hineinbeißen, und wenn einem der himmlische Saft so über die Finger läuft, dann denk' ich mir: so war's im Paradies. Und Eva war eine Gans."

"Wie materiell, Cousinchen!"

¹⁰¹ Oberschenkel der Göttin

"Ja, dein Vater Zeus hat mir die Pfirsiche besonders ans Herz gelegt und einen sauf-conduit gegeben für euren knurrigen Gärtner."¹⁰²

"Nun ja, Papa hat viele Facetten. Du gefällst ihm eben, und dann ist ihm alles recht. Macht dir ja förmlich den Hof. *Vu et approuvé!*"¹⁰³ Wie ehemals die Minister unter die Eingaben schrieben."

Nesta stieg das Blut zu Kopf.

"Ja, Tante Äbtissin hat es an Andeutungen nicht fehlen lassen, daß ich hier zur Besichtigung bin. Aber ist euch wohl der Gedanke gekommen, daß auch ich besichtige und mir manches nicht gefallen könnte? Dann führe ich eben zurück in mein Mittelgebirge, wo an den Chausseen Kirschbäume stehen und im Herbst die Leute Äppelwoi trinken – aber gegorenen, von dem man sich einen gehörigen Rausch antrinken kann, und stehn am Abend mit ihren Krügen vor den Wirtshäusern und singen und machen Hallo. Denn respektvoll wie hierzuland sind sie nicht. Und das hat auch sein Gutes."

"*La joie de vivre*", sagte Olaf.

"Nun ja, als Kontrast, irgendwo muß ein jeder sein fröhliches Eckchen haben. Denn es ist auch viel Elend dort. Heimarbeit weißt du. Hört sich ganz gemütlich an, aber für siebenjährige Kinder ist es kein Spaß, wenn sie eben aus der Schule kommen und möchten ein bißchen spielen oder faulenzen, noch stundenlang Ostereier anzumalen oder Christbaumschmuck zu kleben, daß sie schließlich einschlafen, den Kopf auf dem Tisch und die Haare voll Goldflittern ..."

"Gott, Nesta, du redest so vorwurfsvoll. Meine Schuld ist es nicht, ich will doch gar keine Ostereier."

"Ja, wer dran schuld ist, weiß ich auch nicht, dazu bin ich viel zu dumm. Aber da ist doch was, das nicht klappt. Und auf der Universität solltest du's gelernt haben. Jedenfalls mein' ich, wer es gut hat wie du, soll sich einen Ruck geben und irgendwie dankbar sein."

"Cousinchen," sagte Olaf, "ich bin gern dankbar; dankbar sein ist sehr nett, es wird einem warm in der Herzgrube, und man kriegt einen Glucks in der Kehle, den man mannhaft unterdrückt. Ja, und ich höre dir ausnehmend gern zu, wenn du so kollerst."

¹⁰² Freies Geleit, hier wohl: Freie Hand gegeben

¹⁰³ Gesehen und genehmigt!

Weißt du, wir könnten doch am Ende Vater Zeus den Wunsch erfüllen. Wenn ich auch ahne, daß ich mich zum Ehemann – gräßliches Wort – durchaus nicht eigne. Du müßtest natürlich die Zügel übernehmen, scheinst mir eine ganz resolute kleine Person, ich glaube, wir führen gut dabei. Und du würdest schön nach Riede passen mit deinen grünen Augen, mitten im Wald, wir wären allein und frei, ohne Zeus, ohne Fräulein Eisenhauer mit dem hannöverschen S, das mir immer wie ein Stich ins Trommelfell geht. Dann würde ich dir das Reiten beibringen, nicht nur so dilettantisch, dein englischer Trab läßt zu wünschen übrig, und abends säße man schön müde vor dem alten Jagdhaus, mit Holzsäulen und einem Vordach, und gegenüber tritt dann das Wild heraus, wir würden uns nicht rühren, und es riecht nach Gras und Erde und Tau."

Das war ja nun ein sonderbarer Antrag, von Liebe eigentlich kein Wort, aber Nesta vermißte nichts; Landschaft und Tiere, Düfte und Geräusche hatten ihr bisher viel mehr gesagt, als Menschen es vermochten, wenn sie auch ein mitleidiges Herz hatte für alle. Aber das eigentliche, das Innerste ihrer Gefühle war ihr noch unklar, es tastete und langte nur nach etwas, das sie anrief, warum, woher? Das sie manchmal ganz nahe wähnte und dann wieder weit weg.

Und ohne daß sie's begriff, fand sie sich gerade darin mit Olaf einig, die Fremdheit zwischen ihnen war gewichen, ein Erdhauch war aufgestiegen, der sie miteinander vermischen könnte. Aber noch waren sie ein wenig fremd, ein wenig abwehrend, wie das so ist bei jungen scheuen Menschen.

So sagte sie zu Olafs Rede nicht ja und nicht nein, und Olaf schien daran nichts Verwunderliches zu finden, er lächelte sie versonnen an und trat ein wenig zurück. Dann schnitt er ihr ein paar Rosen ab und blickte sie freundlich an, und die kleinen Fältchen, die ihr immer ein bißchen weh taten, zogen sein Lächeln krumm; dann machte er sich wieder mit seiner Flitspritze zu schaffen, während sie weiterging.

Die Art, wie Nesta an demselben Abend dieses Gespräch – wenn auch nicht wortgetreu – an Tante Äbtissin weitergab, spiegelte diese Zurückhaltung, diese Undeutlichkeit der Gefühle wider. So daß die alte Dame, trotz ihrer Ignorierung alles dessen, was sie innerlich "das Fleischliche" nannte, die Brauen hochzog: "Ja, aber Kind, wie steht es denn nun eigentlich mit dir? Bist du überhaupt in ihn verliebt?"

In Nesta bildete sich sofort eine Abwehr.

"Er hat sehr nette Momente," sagte sie, "und ich glaube, er hat jemanden nötig. Der ihm sekundiert. Es ist furchtbar unrecht, ja, und es geschah auf heimtückische Weise, daß sein Vater den netten Reitknecht wegschickte, den Olaf schrecklich gern hatte. Noch dazu in seiner Abwesenheit. Es hat ihn damals ganz umgeworfen. Ich glaube, er wird es niemals ganz verwinden."

"Ich bitte dich, Kind, red keinen Unsinn, und fang mir nicht von dem Stallmenschen an. Eine ganz unpassende Freundschaft, man könnte sagen, eine Verirrung. Und du tust dem vortrefflichen Randow schweres Unrecht: er hat sich nichts vorzuwerfen, hat dem Burschen sogar die Stellung verschafft als Trainer in dem Gestüt. Daß er dabei verunglückte, war eine Schickung. Randow kann nichts dafür. Der Stallmensch – Müller hieß er ja wohl – hatte den verderblichsten Einfluß auf Olaf. Hatten sie doch geplant, miteinander auszureißen, Mexiko, Cowboys, was weiß ich, und Olaf – dies in tiefstem Vertrauen – sollte dem Inspektor das nötige Reisegeld aus der Gutskasse stehlen. Wirklich unerhört!"

"Aber Tantchen, das ist doch nicht so schlimm, sowas denken sich alle Jungen aus ... wenn man es ihnen wegnimmt, ist's, als fielen sie in ein schwarzes Loch."

"Wenn du gestattest, ich bin anderer Ansicht und kann Herrn von Randow nur beistimmen. Und daß Olaf nachher ganz ziellos herumgeduselt ist, war seine eigne Schuld. Oder vielmehr, ein Erbteil der bedauernswerten Nelly, die auch keinen rechten inneren Halt hatte. Er hätte das schönste Leben haben können, sich Kameraden einladen, einen Rehbock schießen, oder nach Berlin fahren, Theater, Konzerte; wie ich höre, soll er ja recht musikalisch sein ... "

"Ja, er pfeift entzückend – wie eine Singdrossel."

"Nun," sagte die Äbtissin und reckte ihr von Redlich schon mit nächtlichen Papilloten geschmücktes Haupt, "ich bin in der Sache neutral. Abreden will ich dir nicht, das wäre ja auch sinnlos, wozu hätte ich dich erst hergebracht? Aber zureden tu' ich auch nicht, denn eine Verantwortung übernehme ich auf keinen Fall. Ich meine, du fährst jetzt mit mir zurück und überlegst dir's in aller Ruhe; kennst ja nun das Terrain."

Es lag etwas Strategisches in dieser Ausdrucksweise, das Nesta mißfiel. Denn es war schon fast ein Bündnis, das sie mit Olaf verband, nicht so sehr ein Bündnis zwischen

Liebesleuten, als zwischen Kindern, die, von ihrer Umgebung gelangweilt, sich ein Reich ersonnen haben, in dem sie mit Schmugglergefühlen ein- und ausgehen und Alleinherrscher sind.

Sie faßte den Türgriff. "Nein, Tante," sagte sie, plötzlich entschlossen, "laß mich hier! Ich will mich erstmal einleben in all das Fremde. Wenn wir dann nicht zusammenpassen, kann man ja wieder auseinandergehen. In die Kreuzzeitung¹⁰⁴ braucht es doch noch nicht zu kommen."

Die Äbtissin blickte ihr nach. Staunend über solche Umsicht. Diese neunzehnjährige Nesta mit ihren grünen Nixenaugen war doch selbst wie eine kühlrieselnde Quelle, die allein ihren Weg findet, der nichts und niemand etwas anhaben kann. Sie sah vor sich hin, in die Luft. Diese Jugend von heute, so unentwegt! Und einen Augenblick nur dachte sie an Mr. Stanhope. Und seufzte.

Auf ihr Klingeln erschien Minna Redlich, mehr denn je einer Kohlmeise ähnlich, denn sie trug zu ihrer Hemdbluse eine schwarze Krawatte.

"Redlich," sagte die Äbtissin, "Sie können einpacken. Für den Mittagszug. Aber nur meine Sachen. Fräulein von Markwaldt bleibt etwas länger."

II

"Wollen Sie einmal den Gutshof besichtigen, Nesta?" frug Herr von Randow.¹⁰⁵ Sie hatten beim Kaffee auf der Terrasse gegessen, mit dem Blick auf die Wiese, wo der Bronzehund geduldig seine Pfote erhob und zum Himmel blickte. Es war ein warmer, goldner Tag. Nun drückte er seine Zigarette aus und stand auf. "Wir haben allerhand Nachwuchs, Fohlen, Ferkelchen, interessiert Sie das?"

¹⁰⁴ Die Kreuzzeitung war von 1848 bis 1939 eine überregionale Tageszeitung im Königreich Preußen und späteren Deutschen Reich. Das Blatt war ein richtungsweisendes Organ der konservativen Oberschicht. Zur Leserschaft gehörten der Adel, Offiziere, hohe Beamte, Industrielle und Diplomaten – jedoch niemals mehr als 10.000 Abonnenten. Weil die Leser zur Elite zählten, wurde die Kreuzzeitung oft zitiert und war zeitweise sehr einflußreich. (Wikipedia)

¹⁰⁵ (...) Tatsächlich ist aber die Form »fragte« die ältere Form, während die Form »frug« ein aus dem Niederdeutschen stammendes Intermezzo darstellte, gewissermaßen eine »Modeform«, der sich viele Dichter des 19. Jahrhunderts gerne bedienten. Hierbei galt die starke Form »frug« nie ausschließlich, sondern hatte stets den Charakter einer (literarischen) Nebenform, die auch heute noch regionalsprachlich vorkommt. https://www.korrekturen.de/kurz_erklaert/fragte_oder_frug.shtml

Als der Vater aufstand, war auch Olaf aufgesprungen: "Wenn du erlaubst, Papa, ich muß noch nach den Paddocks."¹⁰⁶

Mit langen, lässigen Schritten war er schon weitergegangen.

"Also gehen wir", sagte Herr von Randow. Seine Stimme klang etwas verdrossen.

Zuerst schritten sie schweigend nebeneinander her. Sie schlugen einen abkürzenden Weg links vom Park ein und mußten einen sumpfigen Graben überqueren. Er streckte ihr die Hand hin. Nesta hätte auch ohne Hilfe das Gewässer überspringen können, aber die Hand hatte etwas Vertrauenserweckendes, das sie anzog. Vater Zeus, dachte sie und lachte ein wenig in den Augenwinkeln; kurios, daß es Menschen gab, die ihn fürchteten.

Der Gutshof war zu einer Zeit geplant und ausgefügt, da man auf dem Lande mit Platz und Arbeitskräften nicht zu sparen brauchte. Alles war großzügig, ja weitläufig angelegt. Auch in den Ställen herrschte eine wohltuende Raumverschwendung, und die Tiere hatten Luft und Licht in Fülle. Nesta fand viel zu bewundern.

"Diese Herrschaften sehen so herablassend aus," sagte sie, als sie bei den Rasseschweinen vorübergingen, "eigentlich sollte man *Exzellenz* zu ihnen sagen."

Nun waren sie bei den Pferden. Die meisten waren fort beim Pflügen, in den Ställen war es halbdunkel und fast leer. Sie sog mit Genuß den sauberen, prickelnden Pferdeduft ein. Die paar zurückgebliebenen wurden mit Mohrrüben gefüttert.

"Ich sehe, Sie fürchten sich nicht, in eine Box zu gehen", sagte Herr von Randow.

"O nein, Pferde sind mir das Allerliebste."

"Ja, und das merken sie."

Es gab vieles zu sehn, den großen Ententeich, die Tauben, die grün und lila schillernd – wie Pflastersteine, wenn's geregnet hat – um sie her trippelten. Mägde und Knechte kamen und gingen, sie wurden wie hier üblich mit Du angeredet, aber wenn's ihr auch befremdlich war, schien es doch ganz in Ordnung, daß Vater Zeus Du zu einem sagte.

"Sagen Sie mir doch auch Du." Sie gingen gerade an der Südmauer entlang, wo die Pfirsiche reiften, die den Reiz der verbotenen Frucht mit der Erlaubnis davon zu essen vereinten.

¹⁰⁶Paddock: ausnahmslos grasloser, eingezäunter, zumeist befestigter Auslauf für Pferde.

Herr von Randow blieb stehen. "Gern, liebes Kind, gern, wenn du es mir erlaubst", und er hob ihre Hand und küßte sie. Nesta wurde rot. Es war ein eigenes Glücksgefühl, mit ganz wenig Angst gemischt. Als glitte sie auf schrägem Brett in unbekannte Tiefe. Er legte ihre Hand in seinen Arm. "So, nun wollen wir noch die Melonen besehn, und dann gehen wir nach den Paddocks."

Es war ein bißchen menschenfressermäßig, wie er sich niederbeugte und die großen, grüngoldenen Kugeln befühlte. "Noch zwei, drei Tage," sagte er, "dann ist's so weit."

Die Wege an den Gemüsebeeten entlang waren mit Blumenrabatten eingefast. Einer mit den herrlichsten Dahlien, ein anderer mit Delphinium, und nun bogen sie ein in den Lavendelgang, der sich in der Mitte zum Halbrund weitete, und darin stand eine weiße Bank – so verlassen.

Herr von Randow sah vor sich hin.

"Hier hat Olafs Mutter oft gesessen. Als sie noch so weit gehen konnte. Sie liebte den Lavendel, die Bienen. Hierher nahm sie ihre Lieblingsbücher mit. Dickens, den las sie immer wieder. Sie konnte darüber weinen, als seien es die Schicksale ihrer nächsten Freunde. Und dann auch Reisebücher. Uralte Baedeker, aus einer Zeit, als es noch wenig Eisenbahnen gab, und dann Beschreibungen fremder Länder, Tempel, Kathedralen, illustriert im allerfeinsten Stahlstich. Die besah sie sich durch eine Lupe, denn sie war kurzsichtig. Und es tat einem weh, denn man wußte ja, daß sie niemals dorthin kommen würde. Ja nun ... so wie sie es sich vorstellte, wär' es doch nicht gewesen."

Es klang traurig, aber losgelöst, wie man von längstvergangenen Dingen redet, einer versunkenen Insel, einem Wald, der nicht mehr steht; Nesta konnte nichts sagen, ein hilfloses Mitleid lähmte sie, sie ahnte etwas Schamhaftes, das sich vor jeder Berührung zurückgezogen hatte und endlich eingefroren war.

Ihnen gegenüber, unter dem Gestein, das die überhängenden Lavendelbüsche stützte, bewegte sich's. Etwas Graues, Winziges kam zum Vorschein. Eine Maus. Und sie trug etwas im Maul. Etwas noch Winzigeres. Sie legte es auf den warmen Kies grad vor den Eingang ihrer kleinen Höhle. Nesta wandte ihr Gesicht Herrn von Randow zu. Der lächelte sie an, legte den Finger an den Mund, und so standen sie, wagten kaum zu atmen. Aber die Maus mußte etwas erwittert haben: Gefahr, wie sie seit jeher von den

Menschen ausgeht. Sie kam wieder, nahm das Kleine rasch und behutsam auf und trug es in ihr Schlupfloch zurück.

"Ja, das tun sie im Herbst, sie sonnen ihre Jungen. Ganz moderne Kinderpflege. Hätte sie uns nicht erspürt, so hätte sie noch die andern herausgebracht." Und nach ein paar Sekunden: "Ist doch was sehr Liebes um so ein Mütterchen."

Sie gingen weiter, den Wiesen zu. Herr von Randow öffnete das Gatter, das ein großer Hagebuttenstrauch halb verdeckte. Er hing voll roter Früchte.

"Daraus läßt sich wunderbare Konfitüre machen", sagte Nesta plötzlich.

Herr von Randow lachte. "Sieh mal an, die kleine Hausfrau", sagte er. "Aber die Amseln sollen doch auch was haben."

Die Wiesen waren ganz besät von Herbstzeitlosen. Wer hätte sie zählen können!

"Das ist das Ende", sagte er.

Es standen herrliche Eichen umher, einzeln und in Gruppen. Unbeengt, königlich. Er wies auf eine Bank, grau gebleicht von Regen und Sonne. "Das ist mir der liebste Fleck vom ganzen Besitz", sagte er.

"Ach ja, hier möchte man nie wieder fort."

Aber schon wie sie's sagte, wurde sie rot. Es war ihr so rausgerutscht. Was würde er denken ...

Er starrte auf ein Marienkäferchen, das sich ihm auf die Hand gesetzt hatte. "Ja, kleine Nesta, der Wunsch könnte Ihnen erfüllt werden, wenn Sie nur wollten."

Sie zog sich zusammen wie solch kleine, glatte Raupe, wenn man sie nur berührt.

Er legte die Hand auf die mageren, braungebrannten Hände, die ihr im Schoß lagen, und mußte lächeln, als er sie dünn und gewichtlos unter seinen starken Fingern fühlte. So ein Tierchen zum Behüten und Liebhaben, dachte er ... Und wieder fühlte sie einen Zwang, eine Anziehung.

In der Ferne wurde Olaf sichtbar, der durch die Wiesen ging mit seinem langen, wiegenden Reiterschritt.

"So, nun mußt du allein gehen, liebes Kind, ich denk mir, Olaf hat dir allerhand zu sagen."

Er berührte ihre Schulter, seine grauen Augen blitzten sie an; er lächelte. Es war kein Widerstand möglich.

Heute fuhren sie nun nach Riede. In dem kleinen Kabriolett, das eigentlich längst ausrangiert war, für das aber Olaf eine Vorliebe zeigte; denn er war als kleiner Junge mit seiner alten Nana darin gefahren, und schon damals waren Mottenlöcher in dem blauen Tuch gewesen.

Es war ein schöner frischer Herbsttag. Olaf kutscherte, Nesta neben sich, und hinter ihnen, unter halbem Verdeck, saß Frau Kraszewski, fast begraben zwischen Körben und Schachteln aller Art, aus denen sie hervorlugte wie eine Haselmaus.

Die alte Frau starrte und witterte in die bläuliche Ferne; es war das erstemal seit langer Zeit, daß sie aus Groß-Randow herauskam, seinem Park, seinem allzu bekannten Wald. Vor ihr saß das junge Menschenpaar, und sie wußte ja, warum sie zusammen Riede besichtigen sollten und kicherte still in sich hinein; Liebesgeschichten, auch wenn sie noch ganz undeutlich waren, gingen ihr ins Blut wie ein Jugendtrank. Sie hatte Olaf immer zärtlich geliebt, den kleinen, als Kind so kümmerlichen Jungen. Er gehörte zu ihr, ganz anders als die dicken Kinder ihrer Töchter, denen sie zu Weihnachten immer die kostbareren Geschenke zuteilte, eben weil sie fühlte, daß sie ihr gar nicht nahestanden. Ja, nun war er ein lieber langer Schlaks geworden, und die kleine braune Hexe neben ihm hatte sie auch schon ins Herz geschlossen. *Mit der käm' ich gut aus* – dachte sie. Wenn doch was draus würde, verbrieft und versiegelt war's ja noch nicht. Aber die Pferde trabten so gleichmäßig, die Herbstsonne war so milde ... sie versank wieder in den Labyrinthen der Erinnerung.

"Nun entführen wir die Großmama", sagte Olaf zu seiner Cousine; seiner Braut, wie die Gutsleute sie schon heimlich nannten. "Ist es nicht, als ob man einen Waldvogel aus dem Käfig ließe?"

"Arme kleine Seele", sagte Nesta. "Und muß nachher doch wieder zurück."

"Weißt du, Nesta, wenn's nach mir ginge, so bliebe sie bei uns. Das heißt ... wenn du ... – Sie ist nicht glücklich in Randow, es ist so groß und kühl, und die Tanten sind ziemlich ekelhaft, wenn sie auf Besuch kommen. Tun wohlwollend, wenn sie mit ihr reden, als ob sie überhaupt nicht zurechnungsfähig wäre. So sauer süß, weißt du, wie Himbeersaft, das einen Stich hat ..."

"Ja, Olaf, aber das hättest du doch verhindern können. Um mit Tante Äbtissin zu reden: das wär' doch deine Mission gewesen. Warum bist du nicht längst übergesiedelt mit deiner Großmutter, nach Riede? Du mußt fort von Groß-Randow, wenn dir die Flügel dort so gebunden sind."

"Eben deshalb geht es nicht," sagte Olaf, ohne sie anzusehen, denn er blickte gradaus, zwischen die Ohren der kleinen Jucker – "ich kann nun einmal gegen Papa nicht an. Im Regiment war's lang nicht so. Wenn mich da so ein alter Wüterich anheulte, dacht' ich bloß: Gott helfe Ihnen, alter Herr, wo haben Sie Ihre Manieren her? Oder wenn sie mir mit der gewissen Monokelstimme kamen – man denkt immer, sowas gäb' es nur im *Simplicissimus*¹⁰⁷ – sagte ich mir, was dem alten Fontane zum Trost gereichte: um neun Uhr ist alles aus. Und das war's denn auch. Aber Papa – immer ganz ruhig, und wenn du willst, auch gütig, aber man weiß im voraus, es wird doch alles gehen, wie er sich's einmal in den Kopf gesetzt hat. Nur Oma hat es mal gewagt. In der Bibel heißt das *wider den Stachel löken*. Ganz ausgefallenes Wort – muß mal einen Sprachforscher danach fragen. Also, sie hat gelökt. War ja wohl ein bißchen daneben. Aber immerhin – so vier bis fünf Jahre ist sie nach eigener Fasson selig gewesen, ist schon immer was. Sag mal, Nesta, hast du auch mal gelökt in deinem Leben? Du hast so was Unentwegtes, man könnte es dir zutrauen."

"Nein, weißt du, dazu langt es nicht bei uns. Unser armes Gütchen, und drei unversorgte Töchter, so nennt man das ja wohl, und Mama immer so abgehetzt, da hätte man schon gegen das Schicksal löken müssen, und das ist eine aussichtslose Sache."

"Nun, ich will den Göttern Dank sagen, wenn du nicht lökst. Denn was Papa und Ihre Ehrwürden über uns beschlossen haben, wissen wir ja."

"Aber du meinst, es wäre viel amüsanter, wenn sie's nicht beschlossen hätten, und wir rissen zusammen aus. Nein, das klingt mir zu sehr nach Waldhorn und Postkutsche, Eichendorff und so was ... "

"Du bist wohl ein ganz belesenes Huhn?"

¹⁰⁷ *Der Simplicissimus* (deutsch: der Einfältigste) war eine satirische Wochenzeitschrift, die vom 4. April 1896 bis 13. September 1944 erschien. Die Redaktion hatte ihren Sitz in München. Die Zeitschrift zielte auf die wilhelminische Politik, die bürgerliche Moral, die Kirchen, die Beamten, Juristen und das Militär.

"Lückenhaft. In der Schule habe ich nie geglänzt. Aber zu Hause ist ein Wandschrank, der nach Pilz riecht, es benimmt einem ganz den Atem. Jedes Jahr soll der Fußboden aufgerissen werden – es ist der Schwamm, sagt Papa –, aber es ist niemals Geld dafür übrig."

"Ja, und dieser Wandschrank ..."

"Ach, das ist ein Durcheinander, sag' ich dir, Schmöker und Klassisches und auch ganz Frommes, und dann wieder über Krankheiten und Homöopathie – wir lasen die Nächte durch im Bett, das heißt, wenn wir genug Kerzenenden gehamstert hatten, denn Elektrisches gibt es nicht bei uns. Du würdest Augen machen, wie altmodisch es zugeht ... Geradezu druidenhaft."

"Sehen dir die Schwestern ähnlich?"

"Ja, die zweite, Sibylle. Aber sie ist viel gescheiter und brauchbarer als ich. Marie-Agnes sieht nach der Küche und dem Garten, und Bille kümmert sich um die Kranken im Dorf und liest Papa vor, stundenlang, Politisches und so Zeug mit Tabellen – furchtbar langweilig – sie muß auch hinterher immer Kaffee trinken – sie sagt, Papa hat Ansichten wie aus der Steinzeit."

"Nun und du?"

"O – ich mache überall ein bißchen mit. Fünftes Rad, weißt du. Am liebsten würde ich den Stall besorgen, wenn auch ... da ist nicht viel. Keine feinen Reitpferde wie hier, nur Ackergäule, und die alte Flora für den Einspanner, heimlich reiten wir auch darauf, aber Papa hat es streng verboten, weil sie stolpert ..."

"Die alte Flora ... möchte sie kennenlernen. Solche apokalyptischen Pferde haben einen besonderen Charme."

"Ach Olaf, ja, wenn sie hier das Gnadenbrot bekäme, wollt'st du das wirklich? Ach, die weichen Paddocks für ihre alten Knochen ..." Nestas Augen strahlten.

"Nesta," sagte Olaf nach einer kleinen Pause, er sah wieder gradaus vor sich hin – "weißt du wohl, wie alles in Wirklichkeit ist? Ich hab' doch nun den Knacks weg, ist's von Mama her oder von Großmama, ich war wohl immer angebröckelt, na und das Jahr im Korps, da ging ich ganz entzwei. Papa war ja der Ansicht, ich sollte mich austoben, und ich müßte *männlicher* werden. Zu seiner Zeit war das so Usus: Junge Leute mußten sich *austoben*. Die ehrwürdigsten alten Damen gebrauchten diese Redensart. Ich hatte

gar kein Verlangen danach, nur den einzigen Wunsch, daß man mich in Ruhe ließ. Aber na ... *la main de fer dans le gant de velours*¹⁰⁸ ... nun, so tobte ich denn, trank auf Kommand eine Masse scheußliches Bier, was mir den Magen ruinierte, grölte unanständige Lieder – auch patriotische, die nicht minder gräßlich waren ... und tat auch sonst noch anderes. Bis mir eines Tages ganz schal zumute wurde, all das öde Gerede und diese gräßliche Forschheit, und bei allem mußte man mitmachen, und nie war man allein. Nun, da konnte ich auf einmal nicht mehr und gab's auf, es war mir immerzu übel und als möchte ich nur weit weg, in die Wüste womöglich. Dann kam Papa und holte mich, er sprach mit dem ersten Chargierten, der ja viel wichtiger ist als der Rektor und alle Professoren zusammen. Nun, er eiste mich los – es ging soweit ganz glatt, Papa hat ja ein fabelhaftes Renommée in dem Korps. So kam ich halbwegs ohne Schrammen davon. Aber übel ausgelegt haben sie mir's doch. Als hätt' ich gekniffen. Gesagt hat mir keiner was, hatten wohl Order, zu schweigen, aber wenn man eine Haut hat wie ein abgepelltes Ei, spürt man's doch. Da ist denn etwas in mir aus dem Leim gegangen, du – ich habe ein ganzes Jahr am Bodensee gesessen, übrignes reizende Gegend, aber viel Genuß hab ich nicht davon gehabt. Es nannte sich Luftkurort, aber es war etwas anderes. Der Arzt, übrigens ein sehr gütiger Mann, er hat mich ausgesöhnt mit mir selber, halbwegs heißt das.¹⁰⁹ So mnchmal berkommt es mich noch. Weißt du, was das ist, Angina pectoris? Nun, ins Geistige übersetzt, diese Engigkeit, wie Ersticken ... nur so kann ich's definieren."

"Ich weiß", sagte Nesta lese.

"So, du weißt. Und nun sollst du wie eine neue Rosensorte auf den mürben Stamm okuliert werden? Ja, mein Mädelchen, dazu gehört große Liebe. Oder sagen wir, sehr viel Geduld. Und wer kann wissen, ob sein Vorrat an dieser Eigenschaft ausreichen wird? Eins aber sage ich dir, so feierlich es mir möglich ist: sollte jemals deine Geduld nicht ausreichen, ich wäre der letzte, der dir's verdächtige. So, nun bin ich fertig, aber ich wollte nicht, daß du die Katze im Sack kaufst."

¹⁰⁸ Eisenhand im Samthandschuh

¹⁰⁹ Vermutlich ist das *Sanatorium Bellevue* gemeint, 1857 bis 1980 eine (berühmte) private psychiatrische Heilanstalt in Kreuzlingen, die über vier Generationen von der Familie Binswanger geleitet wurde.

"Vielleicht bin ich auch so eine unbekannte Katze? Die dich einmal recht enttäuschen würde. Ach, Olaf, laß uns doch eine Weile gute Freunde sein, nichts weiter. Wir haben ja Zeit ... Aber gut bin ich dir, Olaf."

Sie hatte eine Hand auf seine Hand gelegt, es war ihre erste, schüchterne Liebkosung. Etwas tat ihr weh in der Brust. Ein Staunen. War das die Liebe, von der so viel geschrieben, gedichtet wird? All die Lieder ...

"Kleine Katze," sagte Olaf, "jetzt eben kann ich die Zügel nicht loslassen, sonst würde ich dich ein bißchen hernehmen und hinter deinen hübschen Ohrchen kraulen."

Er sah sie von der Seite an, einen Augenblick nur, seine Augen lachten, und doch war Erbarmen in seinem Blick.

Frau Kraszewski reckte sich hinter dem Wall von Körben und Schachteln empor: "Das Dach, das Dach," rief sie, "nun sieht man's schon ragen, wie eine Mütze sitzt es auf dem Haus."

Ja, nun sah man's, und der Weg wurde breiter und nahm eine Wendung. Die Vorfahrt lag auf der Rückseite, das Häuschen des Waldwärters nur wenig davon entfernt.

Nachdem sie eingetreten und den mit roten Ziegeln belegten Gang hinuntergeschritten waren, kamen sie in den länglichen Wohnraum, und gerade davor waren die Holzsäulen, die das Vordach trugen. Dann, ohne Übergang, bis an die Säulen reichend, streckte sich die Lichtung, die große Wiese in der Herbstsonne, und es roch nach dem letzten Grasschnitt zu der geöffneten Glastür herein.

"O du mein Gott," sagte die alte Frau Kraszewski. Sie hatte das Tuch vom Kopf gerissen, stand da in ihrem wirren grauen Haar, mit zitternden Nüstern, und trank den reinen Hauch, "o wie gut, wie gut!"

"Sieh mal die Oma an", sagte Olaf. "Gott behüte sie. Der ist jetzt zumut wie einem Wild, das jahrelang eingehegt war und die Freiheit wittert."

Die Tochter des Waldwärters kam gelaufen, sie brachte Holz für das niedergebrannte Feuer im Kamin, schönes, silbriges Birkenholz und duftende Tannenzweige. – Es stand alles ganz neu um sie her, und doch meinte Nesta, es sei ein Wiederfinden: Jorinde und Joringel, die sieben Raben, Brüderchen und Schwesterchen,

die alten Geschichten, und meist war's die treue Liebe einer Schwester, die alles wieder gut macht, den Bann löst: *Wo ist mein Kind, wo ist mein Reh? ...*

Alles hatte seine heimliche Sprache: das knisternde Feuer, die Wiese, der kaum bewegte Wald. Und Olaf gehörte dazu, ganz und gar, wie er dort am Fenster stand, groß und fein und biegsam, und Sonne und Feuchtigkeit in sich einsickern ließ, heilend, ohne zu drängen.

III

Die alte Frau Kraszewski fühlte sich in Riede gleich daheim, viel mehr, als sie's je in Groß-Randow gewesen. Nun umgab sie wieder die Stille, der Duft, das Rauschen jener Zeit, die so bald dahin war.

"*Schlag noch einmal die Bogen / Um mich, du grünes Zelt*" – das sangen die Stadtleute, wenn sie am Sonntagabend an der kleinen Försterei vorbeizogen, auf dem Heimweg, all die grauen, müden Menschen, und sie hatte dem Lied nachgelauscht, wie's immer leiser wurde, und hatte gedacht, ja, nun müßt ihr wieder zurück in eure Straßen, und morgen fängt der Lärm und der Staub wieder an, aber ich darf hier bleiben, wo mich jeder Atemzug beglückt. Damals, nach ein paar Jahren kam Kraszewskis rascher, bitterer Tod, und gleich nachdem sie von der Beerdigung heimkehrten, hatte das Nagen begonnen, das Schreckliche, Tag und Nacht, so mußte es wohl auch sein, wenn einer Krebs hatte ... und es dauerte über ein Jahr. Aber nun war alles stiller geworden in ihr, wie verwischt, und sie empfand eine müde Nachsicht mit allen Menschen und Dingen – ja auch mit sich selbst, weil doch wohl im Leben das eine das andere bedingt, darum auch der Schuldige niemals ganz schuldig ist. Aber vielleicht war's auch, weil sie in ihrer Krankheit vieles vergessen hatte.

Gott ja, der arme, jähzornige Mensch, er war wohl oft gehänselt worden, im Wirtshaus und auf den großen Domänenjagden, als es sich herumgesprochen hatte, daß seine viel ältere Frau ehemals seine Gnädigste gewesen. Wenn er nun auch ein Leben führte, aller Sorgen ledig, das einem Menschen seiner Herkunft wie ein Märchen

erscheinen mußte, gerade darum war es ihm verleidet. Weil es ihn absonderte von seinesgleichen. Die nun ihren Hohn nicht verbargen, so eine üble Mischung von Mißgunst und Geringschätzung. Da kamen die finsternen Stunden über ihn. Immer öfter. Und die große Einsamkeit war kein Heilmittel dagegen.

Schlecht war er nie mit ihr gewesen. Und hielt ihr ja wohl auch die Treue. Nur verschlossen war er und manchmal wie mit Absicht rüde, was sie stumm über sich ergehen ließ. Ja, nun war sie rasch verwittert, ihre Hände wurden rau, und war doch vor gar nicht langer Zeit die gnädige Frau gewesen, der er das Gewehr nachtrug und im Wald ein Feuerchen anmachte, um den Kaffee zu wärmen. Dann setzte er sich, abgesondert, auf einen Baumstumpf, und seine alte Leda legte ihm den seidigen Kopf aufs Knie, bis ihn die Frau Baronin rief, daß er sich auch einen Becher voll Kaffee nehme. Dann sagte sie: "Rauchen Sie doch, Kraszewski, ich hab den Pfeifenrauch gern", und steckte sich selber eine große Zigarre an, was ihm von einer Frau ungeheuerlich vorkam. Ja, sie war ihm von Anfang an so kameradschaftlich entgegengekommen, was seine angestammten Begriffe über den Haufen warf und ihn irgendwie beleidigte. Von selber hätte er ja nie die Augen zur Witwe des seligen Herrn erhoben, es ging weiß Gott von ihr aus, sogar schon vor dem Tod des Alten. Nein, er hatte sich nichts vergeben, nur treiben lassen hatte er sich, sie war eben die Stärkere gewesen. Und darum hatte er nun das Recht, es sie entgelten zu lassen, wenn das Finstre über ihn kam. Was sie mit einer Art fröhlicher Unterwürfigkeit hinnahm.

Irgendwelche Illusionen hatte sie sich nie gemacht. Dazu wußte sie zu gut Bescheid im Leben der Leute. Männer dieser Schicht lernten es eben nicht anders. Von klein auf. Sollten ja ihre Frauen sogar prügeln, wenn sie Ärger gehabt und in den Zorn hinein getrunken hatten. Mit einer Art prickelnder Neugier wartete sie darauf, ungewiß auch über ihr eigenes Verhalten. Würde sie's abschütteln wie einen Regenschauer oder sich zur Wehr setzen, auf ihn losgehen, oder eiskalt werden, verachtungsvoll? Denn trotz ihrer zierlichen Figur war sie stark und ganz furchtlos.

Aber dazu war es nie gekommen; nur – die schwarzen Stunden des Jägers nahmen überhand, die hellen Intervalle wurden immer kürzer. Ob blieb er Tage und Nächte im Wald, in einer kleinen Bretterhütte schlafend, die sich die Holzfäller gezimmert hatten,

statt heimzukehren, wo ihn ein hübsch gedeckter Abendtisch erwartete, auf dem ein Krug mit Feldblumen oder herbstlichen Zweigen nie fehlte ...

Nahe dieser Hütte fanden ihn beerensuchende Frauen, das entladene Gewehr neben sich. Den Hund hatte er an diesem Tag zu Hause angebunden, unter einem Vorwand. Frau Kraszewski kam gerannt, mänadenhaft, ihr graues Haar in Strähnen. Er röchelte noch, er kannte sie nicht mehr.

Herr von Randow wurde benachrichtigt. Der Landrat des Kreises war ein Korpsbruder. Ein sehr bedauerlicher Unfall, hieß es, immer wieder dieser Unfug mit entsicherten Schußwaffen. Man stolpert über eine Wurzel, und das Unglück ist da.

Der Dorfarzt war anderer Meinung, aber er war ein alter, weiser Mann und schwieg. Auch haßte er alles Weibergetratsch. Das Wirtshausgetratsch der Männer schien er für ungefährlicher zu halten. So fand die Beerdigung statt, still und korrekt, der Landrat war anwesend, und ein katholischer Geistlicher sprach die schönen lateinischen Worte, die nur die wenigsten verstanden. Denn Kraszewski war katholisch gewesen. Ein wenig Gemunkel ließ sich nicht ganz unterdrücken, aber besser, man läßt die Leute reden, dann hört sowas von selber auf.

Am Tag drauf mußte die Witwe in eine Heilanstalt gebracht werden, was Herr von Randow freundlich und ohne Gewalt bewirkte. Dort blieb sie Jahr und Tag, worauf er sie wieder zu sich nahm. Wo sonst hätte sie auch bleiben sollen!

Das Bild ihres Mannes, die Erinnerung an ihr einsames Leben, dort in der östlichen Provinz, wo man, wenn der Wind von Norden kam, Salz und Seetang zu schmecken meinte, und der Dünensand bis in die windgekrümmten Wälder reicht – es war alle schattenhaft geworden in ihrem Erinnern, ineinander geschmolzen, verwischt durch die Monate der Krankheit. Aber manchmal, wenn sie den ersten Kuckucksruf vernahm oder im Herbst das Schwelen eines Holzfeuers ihre schmalen Nüstern traf, kam es vor, daß sie plötzlich in die Ferne horchte, die Augen weit aufgerissen, und, einen grauen Sack über die Schulter geworfen, in dem sie Pilze und Tannenzapfen sammelte, auf ihren Wegen stille stand. Die alte Gnädige war eben wunderlich geworden, dachten die Leute, wenn sie ihr begegneten, je nun, in ihrem Alter kommt das vor, und sie drehten sich kaum mehr nach ihr um.

Den Namen Kraszewskis nannte sie nie, kein Bild von ihm, keins der Försterei, wo sie mit ihm gelebt, stand in ihrem Zimmer; nicht einmal ein dürrer Zweig, den sie zum Andenken mitgenommen hätte.

Erstaunlich taktvoll von unserer alten Dame, sagte der eine Schwiegersohn zum andern, sie hat doch wohl eingesehen, daß ihre Entgleisung uns alle in eine fatale Lage gebracht hatte, wirklich affrös, und man kann nicht dankbar genug sein, daß diese – man kann wohl sagen gottgesandte Lösung stattfand.

Wenn Hern von Randow dergleichen zu Ohren kam, verließ er das Zimmer, um nicht loszuplatzen. Er kannte die Gewohnheit seines Schwagers, und sie war ihm unleidlich, widerwärtige und tieftraurige Ereignisse, wenn sie gerade in seinen Kram paßten, als gnädige Schickungen zu preisen, womöglich unter Erwähnung des Fingers Gottes. Eine infame Heuchelei, dachte er, die ihm geradezu Übelkeit erregte.

Heute nun begleitete seine Mutter die jungen Leute nach Riede, und dort würden sie, so hoffte er, zu einem Entschluß kommen, so oder so, denn er haßte alles Unklare. Er glaubte ja bestimmt, daß sich die beiden nähergekommen seien, aber einstweilen doch mehr wie Kameraden, die jeden Tag einen andern lustigen Streich vorhaben. Wenn er sich an Olafs Stelle versetzte, da würde freilich ein anderes Tempo in die Sache gekommen sein. Nun, Riede hatte sowas Besonderes an sich, er konnte sich die beiden dort vorstellen, zusammen in den dämmrigen Buchengängen oder in den Lichtungen, wo die hohen Farnbüschel goldbraun standen und hier und dort noch eine Arnika, eine letzte Fingerhutglocke, von schläfrigen Hummeln umsummt. Riede, das einst – lang war das her – ein Jagdpavillon gewesen, mehr dem Amor als der keuschen Diana gewidmet, dann zur Försterei degradiert, nun aber unbewohnt und versonnen in der Wildnis stand und wartete. Es wird der kleinen grünäugigen Hexe gefallen, und was einst ein Liebesnest war, sollte einem Brautpaar recht sein, dachte er, der seine Wünsche sich kristallisieren sah.

Er hatte der erhofften Schwiegertochter bei gemeinsamen Gängen und Fahrten die Freude an allem Lebendigem, an Pflanzen und Tieren angemerkt, und es war ihm ein gutes Omen. Menschen, die so an der Erde hängen, immer wieder zurückverlangen nach ihr, sind einer stillen, hartnäckigen Treue fähig, die sie in dem Boden verwurzelt,

mit dem sie einmal dies Einssein erlebt. Und er erkannte an dem jungen Geschöpf dies Aufmerken, dies Verweilen, wo es um Dinge der Erde ging, und schätzte es kostbar für eine künftige Landfrau. Und für Olaf? Nun, für den erst recht, den Glückspilz. Ja, beinahe hätte er sich auf jener Redensart des Schwagers ertappt.

Zuerst hieß es, die Wirtschafterin, Fräulein Eisenhauer, solle vorausfahren, um das Leibliche vorzubereiten und auch um nach Großmama zu sehen. Aber dem hatte sich Olaf mit einer Festigkeit widersetzt, die den Vater überraschte und eigentlich erfreute: "Ja gewiß, Papa, sie ist *so eminent tüchtig* – aber gerade das ist fürchterlich. Die arme Oma wird uns ja ganz vergrämt. Und dann – ihre Pünktlichkeit! Wenn man zehn Minuten zu spät zum Essen kommt, ein Gesicht wie Klytämnestra. Nein, wollen wir lieber nicht so gut essen, aber unsere Freiheit haben!"

Und nun war alles gekommen, wie Jorinde und Joringel es sich nicht schöner hätten wünschen können.

Ein Regentag hatte die Hitze weggespült – dann kam die Sonne, aber es war nun wirkliche Herbstsonne. Die Blätter rieselten immer dichter in die Gräben am Waldrand und auf all die kleinen freien Stellen zwischen den Bäumen nieder, herab zu den Blättern des Vorjahrs und all der früheren Jahre, die in Schichten lagen und moderten, bis sie wieder zu Erde wurden. Darunter schliefen die Windröschen, die kleinen weißen Anemonen, von denen es hieß, sie wanderten, jedes Frühjahr kämen sie an einem andern Fleck zu Tage, nickend und tanzend: da sind wir wieder!¹¹⁰

Jetzt aber rüstete sich alles zu Schaf und Schweigen, ab und zu fiel ein trockener Zweig zur Erde, wenn sich ein Raubvogel schwer und weich über die Baumkronen erhob. Das Laub war feucht und glitzerte. Wenn dann die Kälte kam, würden all die braunen Blätter einen Silberrand haben, zart bewimpert vom Frost; die an der Erde lagen und die noch in den Ästen hingen. Sie saßen im Saal zu ebener Erde, dem einzigen Raum, der einen offenen Kamin hatte und der einst ein zierlicher Gartensaal gewesen, mit getünchten Wänden von einem zarte Apfelgrün, das nun verrußt und verwittert war, so daß man kaum die gemalten Jägersleute erkannte, die mit Hunden und Hirschen und allerhand kleinerem Getier zwischen Bäumen und Sträuchern

¹¹⁰ Die vegetative Vermehrung erfolgt durch Verzweigung eines Rhizoms. Nicht selten gehören über 100 Blütentriebe zu einem Pflanzenexemplar.

hervorsahen. Denn es war an dem Kamin gekocht und gebraten worden; was einst einer schönen Dame verschwiegenes Glück umschloß, wurde als Küche gebraucht, wo sich's die Jäger nach der Jagd wohlsein ließen, wo sie aßen und tranken und ihre Pfeifen rauchten.

Nun kochte die Tochter des Waldwarts im Nebenhaus für die Gäste, aber am Abend brieten sie sich selbst Kartoffeln und Kastanien in der Glut, das war lustig und wie im Märchen, und paßte gut zu Frau Kraszewskis Turban und ihren feinen verrunzelten Händen, wie sie da am Feuer kauerte und Glühwein kochte.

"Ach," sagte sie, "ihr Jungen, ihr wißt gar nicht, wie gut das tut, für einander zu schaffen, so richtig werken mit den Händen, daß einem am Abend das Kreuz weh tut. Und das Allerschönste: vor der Haustür sitzen und auf den Mann warten, wenns dunkel wird. Wenn dann der Hund so einen kleinen Blaff gibt, und nun knackt ein Zweig auf dem Weg ... o das! Jetzt habt ihr's noch zu bequem, auch ich hatte es auch zu bequem, und hatte doch nie Zeit, mich zu besinnen. Erst später dann ging mir's auf! Aber das haben wohl nur wenige gekannt, und doch reden sie alle von Glück. Vor deinem Vater, mein kleiner Olaf, schweige ich; ich weiß ja, er hat sich meinetwegen geschämt, und ich weiß auch nicht mehr alles und verwechsle die Zeiten, und die Leute lachen über mich – aber was tut's: was ich hatte, hab' ich gehabt, und niemand kann mir's nehmen."

Dann stocherte sie wieder in der Glut, und ihr Schatten bewegte sich an der Wand, der Fransenturban, die Nase, die ganze kleine, geschäftige Frau, *la mère d'Aladdin*, wie sie in einer verfledderten französischen Übersetzung abgebildet war, Liebestränke bereitend, die Wunderlampe neben sich ... ja, der sah sie ähnlich.

Morgens in der Frühe ging Olaf weg, er nahm die Büchse und den Hund des Waldwarts mit, aber wäre der Waldwart nicht gewesen, so hätten sie wohl die ganze Zeit kein Stück Wild in die Küche bekommen. Später gab er Nesta Reitunterricht, denn sie sitze zwar an sich wie eine Eichkatze auf dem Pferderücken, meinte er, müsse aber auch lernen, wie eine englische Lady in Rotten Row¹¹¹ – kühl bis ins Herz hinan, weißt du – die Hindernisse zu nehmen.

¹¹¹ Eine Pferderennbahn in Liverpool, Ende des 19. Jahrhunderts.

Abends war man dann himmlich müde, und er hatte gar keine Zeit mehr, in Grübelei zu versinken, man hörte ihn oft vor sich hinpfeifen, süß und leise wie eine chinesische Wasserpfeife. Sie gingen freundlich und leise miteinander um, in träumerischer Zufriedenheit, über die ein bißchen Neckerei winzige Wellen trieb; nur manchmal, ungerufen, war ein wenig Angst dabei, ganz undeutlich, und ging auch schnell vorüber.

Hatten sie zu lang ins Feuer gestarrt an jenem Abend, um dann mit halb geblendeten Augen die Wand zu betrachten, wo die Jäger, die Hunde, Hirsch und Fuchs und Otter durch Schilf und Strauchwerk schlichen, hatte sich's mit allerhand Bildern aus Märchenbüchern ihrer Kindheit vermischt – in dieser Nacht, der letzten, die sie in Riede verbringen sollten, ward Nesta ein Traum, oder ein Gesicht, nun, sagen wir, ein Erlebnis.

Zuerst war's ein Hornruf gewesen, der sie weckte, o leise nur, aber klar und ohne zu schwanken. Ja, ein Ruf. Das Fenster stand offen, aber die Läden waren aneinander gelehnt, auf besonderes Gebot der Großmama, die vor Fledermäusen warnte. Nesta lag und lauschte, und da kam es wieder, wie die Klage eines Wildes, das der Einsamkeit angehört, und alles, was Menschenhand auf Erden verändert, verwundet und verwüstet hat, trostheischend empfindet.

Da stand sie auf, schlug die Fensterläden zurück und beugte sich vor.

Hold und preisgegeben lag die Wiese und trank das silberne Licht. Der Mond aber, aus dem es strömte, war von hier aus nicht zu sehen.

In den Bäumen, zu beiden Seiten, rührte sich nichts – ihre Schatten blieben unbewegt. Träumten sie, träumte die Wiese, warteten sie auf etwas?

Ganz sacht kamen kleine Knäuel geflogen, Dunstknäuel, rund und weich wie die Daumen abgeblühter Distelköpfe, und ihnen entgegen hob sich ein Nebel von der Wiesenfläche, als wollte er sie an sich ziehen, sich mit ihnen vermischen. Wieder tönte der Ruf. Dringender, klagender. Wildtauben können auch klagen, vorwurfsvoll; aber man weiß, es sind Tauben, die dem Täuberich rufen, ihre Einsamkeit beweinen, und ihr Ruf wird ihn herbeiholen, sie werden verstummen im Frieden seines Flügelpaars.

Dies war ein anderer Ton; feierlich, der sich den Wald, die Quellen, die Sterne zu Zeugen nahm einer großen Verlassenheit, eines Fremdseins, das sich über alles breiten würde – bald.

Nesta lehnte sich tief in die Einbuchtung des Fensters, sie bog den Kopf zurück, bis er die kalte Mauer berührte.

Die kleinen Knäuel waren dichter geworden, sie teilten sich, und nun meinte sie, Gestalten sich daraus lösen zu sehen, die ihr nicht fremd waren, so sehr glichen sie denen auf der apfelgrünen Wand. Aber war's die Entfernung, sie schienen viel kleiner geworden, zu Kindesgröße zusammengeschmolzen zu sein, dieselben Jäger in grünen Wämsern und Barettschen, Hirschfänger im Gürtel. O wie sie tanzten, mit kleinem, grüngekleideten Jägerinnen, war's ein Abschiedstanz, ein allerletzter?

Dann ein paar größere Gestalten, fahle Kränze im Haar, schleierumwallt, waren es Geister, die verschwiegen in einem Baumstamm leben, eins mit ihm wie sein eigener Saft? Sie gingen allein oder zu zweit, sie berührten einander kaum mit den Händen, gingen ihren eignen, leisen Weg ... wie Gedanken gehn. Aber die kleinen Jägersleute schauten nicht nach ihnen, hielten einander fest, keine Macht sollte sie auseinanderzerren, mit silbernen Stiefelchen stampften sie auf den Wiesengrund, wehrten sich vor einer Übermacht. Und der Hornruf kam näher, tönte lauter, nun kam Raserei über die kleinen Leute. Mußten sie von hinnen? War dies das Zeichen? Wie sie sich wehrten! Wie sich Blätter wehren, anklammern, ehe der Sturm die Flatternden mit sich reißt? O Erde, du Geliebte! ...

Aber nun, ganz am Ende der Wiese, dort wo ihr Silberrand zu Nebel wurde und das ferne Geräusch nur zu ahnen war, kam da nicht ein Pferd, mit gesenktem, knöchernem Haupt, auftauchend aus dem grauen Gewoge? Langsam schreitend, die langen Beine, die rissigen Hufe bedächtig setzend? Und auf dem Pferd der Reiter, locker im Sitz, müde, wie nach langem, langem Ritt, vorgebeugt mit hängenden Zügeln? Fast war er bis zur Mitte der Wiese gelangt, da hob er den Kopf. Ins volle, klare Licht empor. Das Antlitz ganz hell, eine helle, flache Scheibe, die Augen geschlossen; nur die Zähne glänzten im blassen Zahnfleisch. Solch hungriges Lächeln war's, wie von Toten, die zu früh starben, die schöne Frucht nicht mehr essen durften, die sie eben zum Munde führten ... Dann ritt er weiter über die Wiese, undeutlich werdend.

Nesta griff in den Vorhang, der neben ihr niederhing, und seine Ringe klirrten. Das war ein anderer, ein irdischer Ton. Aber was war irdisch, was unirdisch, hier und da draußen?

Sie richtete sich auf, ihr Blick, der schwankend geworden, festigte sich, stellte sich ein ... Aber im selben Augenblick schwand alles dahin, der Hornruf war ohne Nachhall geblieben, als sei er nie gewesen.

Irgendwo knarrte ein Baumstamm. Da schlug sie die Hände vors Gesicht: Gute Dunkelheit, nimm mich auf!

Dann, als sie wieder um sich blickte, war's, wie wenn eine kleine Luftblase im Ohr zerspringt, und alles wird auf einmal deutlich, wo es vorher leise dröhnte. Die Kerze brannte neben ihrem Bett, ohne zu flackern, als habe sie auf sie gewartet.

Beim Erwachen war es schon heller Tag, die Morgenluft drang herb zu ihr herein. Hatte sie geträumt? Nur ... der kleine Laden stand weit offen und war doch am Abend geschlossen. Aber sie scheute sich, dem Erlebnis nachzuspürern, denn es war ihr kostbar, und sie fürchtete, es möchte hinschwinden wie Frostgebilde, wenn man sie anhaucht.

Als am selben Tag Herr von Randow Wagen und Pferde schickte, legte sie still ihre Sachen zusammen und bat um keinen Aufschub, der ihr doch gern gewährt worden wäre. Zwischen Olaf und ihr zitterte ein silberner Faden, ob er es wußte, sie fragte nicht. Sie wußte nur, sie würde tun, was man von ihr erhoffte, sie würde wiederkommen und hier mit Olaf leben, einig und gut. Und sie wollte das neue Leben ohne Angst leben, nein, vertrauend auf Güte, die sie spürte. Und – wenn er wieder kam – auch den Hornruf nicht scheuen. Denn ja, der geisterhafte Reiter hatte ein Handpferd geführt – war's Golden Dream? – es leuchtete, es war gesattelt, es harrte seines Reiters mit sanft glühendem Blick.

Der verwilderte Garten¹¹²

In diesem Garten muss ich ewig gehn,
 Und jeder Weg lockt tiefer einzudringen
 Ins Zaubernetz der dämmernden Allee'n
 In dessen Maschen Götter sich verfangen.
 In Schlummer summt sie die Zaub'rin ein,
 Nun stehn sie still und hülflos, moosumspinnen,
 Klopft noch ein Herz in ihrem alten Stein
 Den sie im heissen Kuss des Mittags sonnen?
 Schon hat das Abendroth die Welt umsäumt,
 Und immer noch kann ich den Weg nicht finden
 Zur Mitte wo die Zauberspinne träumt
 Die Zeit? die Phantasie? werd ich's ergründen?

Die Dohlen¹¹³

Sieben schwarze Dohlen warten
 Auf dem Pappelbaum
 Mutter laß mich in den Garten.
 Hör', sie reden laut und leise
 Sagen "es ist Zeit zur Reise",
 Hör' sie noch im Traum.
 Mutter. schließ das Fenster nimmer
 In der Vollmondzeit ...
 Silbern ist das kleine Zimmer,
 Silbern sind die Treppenstufen,
 Hörst Du wie die Dohlen rufen
 "Schwester, bist bereit?"

Sieben schwarze Dohlen warten
 Auf dem Pappelbaum
 Mutter, geh nicht in den Garten
 In dem fremden Trauerkleide
 Mäntelchen aus Rabenseide
 Seh' Dich wie im Traum!

¹¹² aus: PEREGRINA'S SOMMERABENDE. LIEDER FÜR EINE DÄMMERSTUNDE (Leipzig 1904). Der Band ist ihrem im selben Jahr gestorbenen Ehemann gewidmet: TO JACK / LOVE AND GRATITUDE. Er enthält Zeichnungen von Heinrich Vogeler (Worpswede) und dreißig Übersetzungen der Autorin aus dem Französischen, Englischen und Dänischen. Der Titel der Sammlung nimmt bezug auf ein Buch ihrer Urgroßmutter Sophie von La Roche: MELUSINENS SOMMERABENDE.

¹¹³ aus: PEREGRINA'S SOMMERABENDE. LIEDER FÜR EINE DÄMMERSTUNDE (Leipzig 1904).

Die arme Seele ¹¹⁴

Im Zimmer wo die schrägen Strahlen weben
Ihr Flimmernetz auf schmaler Lagerstatt,
Das kranke Mädchen mit den müden Händen
Kaum mag sie die verblichnen Seiten wenden –
Ein offnes Büchlein vor sich liegen hat.

Was sie erbat, es ward ihr nicht gegeben,
Die Menschen, die so weise und so satt,
Sie sahen nicht das sehnsuchtsvolle Blühen,
O steinig Land — das unter tausend Mühen
Ihr Herz in Rosenland verwandelt hat.

So stürmisch war ihr Sinn — so still ihr Leben —
Der eine Namen steht auf jedem Blatt
Nun kann sie frei ihr armes Kränzchen tragen,
Wie Kinder, die vor'm Schlafen leise sagen
Was sie am Tag so schwer bekümmert hat.

¹¹⁴ aus: PEREGRINA'S SOMMERABENDE. LIEDER FÜR EINE DÄMMERSTUNDE (Leipzig 1904).

Eine Stimme ¹¹⁵

That ich Dir vieles auch zu leid
So denk', ich litt auch große Schmerzen,
Tief in des Herzens Heimlichkeit
Standst Du im goldnen Feierkleid
Im Glanz von allen Kerzen.

Es ist von Menschen so gemacht,
Daß man des Herzens Noth ersticke,
Sieh jenen Mund: der singt und lacht,
Doch in der Brust ist tiefe Nacht,
Verschwiegne Angst im Blicke.

Und mancher Händedruck war kalt
Wie's auch im Herzen brannte
Dort läutet's Sturm, doch o wie bald
Verstummt der Stimmen Schmerzgewalt
Die Niemand hier erkannte.

An fremde Ufer stößt mein Kiel
Wo Schatten mich umschweben
Noch klingt des Herzens Saitenspiel
Das meinem Herrn einst wohlgefiel,
Das Liedchen war mein Leben!

¹¹⁵ aus: PEREGRINA'S SOMMERABENDE. LIEDER FÜR EINE DÄMMERSTUNDE (Leipzig 1904).

Gespenster ¹¹⁶

Noch einmal geht Dein träumerischer Schritt
 Durch jene Straßen die Du nie vergessen.
 Auf einer Schwelle flüstert's: Nimm mich mit!
 Ein Kind sitzt dort wo Du so oft gesessen.

Die Augen haselfarb, die Haare schlicht,
 Ums glatte Köpfchen liegen sie im Runde,
 Und wie Erwartung zittert im Gesicht —
 So schmale Wangen mit so rothem Munde.

Und schüchtern steht es auf und geht Dir nach —
 — Das Laub fällt gelb und wirbelt durch die Straßen —
 Nach jener Holzbank unterm Blätterdach
 Wo schon so viele — die gestorben — saßen.

Der Leiermann spielt noch das gleiche Lied,
 An Giebeldächern und an Kellerluken
 Wo Armuth ihre Fensterblumen zieht
 Scheint das Gespenst der Kinderzeit zu spuken.

Ach an den alten Bäumen der Alleen
 Wie wird so bald die schwere Axt erschallen,
 Wie lang noch werden ihre Wipfel wehn,
 Die braunen Früchte platzend niederfallen?

So viele neue Häuser sehn Dich an,
 Im alten Kreise sind sie kalte Gäste,
 Ach, die Dein Herz nicht damals lieb gewann
 Fremd sind sie Dir, ihr Leid und ihre Feste.

Ein kühler Schauer zieht Dir durch die Brust,
 Wagst nicht zu reden um nicht laut zu weinen,
 Du kniest in tiefer, schmerzverwandter Lust
 Vor Deines Lebens weißen Meilensteinen.

¹¹⁶ aus: PEREGRINA'S SOMMERABENDE. LIEDER FÜR EINE DÄMMERSTUNDE (Leipzig 1904).

Kischineff ¹¹⁷

Und hätte unser Herr gewußt
 Wie seine kinderreinen Lehren
 Nun blöde Geister sie verdrehn,
 Zerstörend durch die Länder gehen,
 Und alles ihm zu Ehren

Hätt' er der Kirchen Nacht geahnt
 Voll Stumpfsinn, Hass und Lügen,
 Hätt' er die Feuer rauchen sehn,
 Der Dummheit schwarze Banner wehn
 Vielleicht hätt' er geschwiegen.

¹¹⁷ aus: PEREGRINA'S SOMMERABENDE. LIEDER FÜR EINE DÄMMERSTUNDE (Leipzig 1904).

Kischinew/Kischinjow (Кишинёв, heute Chişinău, rumänisch), Hauptstadt der Republik Moldau, war um 1900 ein Zentrum jüdischen Lebens im Russischen Kaiserreich. Die 15.237 Juden bildeten mit einem Anteil von 45,9% laut einer Zählung aus dem Jahr 1897 die größte Bevölkerungsgruppe in Kischinjow. Ab 1903 kam es zu Pogromen gegen die Juden, was zu weltweiten Protesten führte. –

Was Forbes-Mosse noch nicht wissen konnte: Als im Juni 1940 die Sowjetunion Bessarabien besetzte, stieg die jüdische Bevölkerungszahl auf ca. 60.000 – 65.000 an, hauptsächlich bedingt durch die Flucht der Juden vor dem faschistischen rumänischen Regime.

Am 22. Juni 1941 wurden viele Anwohner während der Luftangriffe beim Angriff Deutschlands und Rumaniens auf die Sowjetunion getötet. Vor ihrem Rückzug setzten die Sowjets die Stadt in Brand. Drei Tage und Nächte wütete das Feuer. Auf den Ausfallsstraßen wurden ca. 10.000 Juden, die zu fliehen versuchten, von rumänischen und deutschen Truppen erschossen.

Am 17. Juli 1941 besetzten deutsche und rumänische Armeeeinheiten Kischinew. Kurz darauf folgte die berüchtigte deutsche Einsatzgruppe D. Es fanden Massaker im kleinen Umfang statt. Einige Tage später wurden die restlichen Juden in ein Ghetto getrieben, welches in Eile in der Altstadt eingerichtet wurde. Von denen, denen es gelungen war, aus dem Ghetto zu flüchten, wurden die meisten wieder ergriffen.

Nach rumänischen Berichten betrug die Anzahl der Juden im Ghetto von Kischinew 11.525. Das Ghetto war von einer hohen Mauer mit einigen bewachten Toren umschlossen.

Von Anfang August bis Ende Oktober 1941 fanden regelmäßige Selektionen mit anschließenden Ermordungen im Ghetto von Kischinew statt. Ende Oktober war das Ghetto fast menschenleer und die verbliebenen Insassen wurden in einem Eilmarsch nach Transnistrien getrieben. Im Dezember 1941 lebten noch 96 Juden in Kischinew.

Es ist bewiesen, daß während des II. Weltkrieges 90% der jüdischen Bevölkerung von Kischinew, ca. 53.000 Juden durch Deportationen und Pogrome zu Tode kamen.

(Der folgende Bericht wurde übersetzt und in "Die Vernichtung der Juden Bessarabiens" vom Komitee der Juden Bessarabiens veröffentlicht, Tel Aviv, Nov. 1944, S. 27-30). Übersetzung aus dem Hebräischen ins Englische von Samuel Aroni. Quelle:

<https://www.zukunft-braucht-erinnerung.de/die-vernichtung-der-juden-in-bessarabien-und-transnistrien-im-zweiten-weltkrieg/>

Dem unbekanntem Gott ¹¹⁸

Du fernes Licht, wir leben Dir
Und wollen hier in Treuen
Mit Epheugrün und Rosenzier
Den schönen Bund erneuen.
Wir kennen Deinen Namen nicht
Doch glauben wir, Du reines Licht,
Mit Schönheit Dich zu freuen.

Die Seele die in Jammer schreit
Weil ihre Kraft gebunden,
Und sie im Dornbusch Einsamkeit
Verblutet ihren Wunden,
Ach. sah' sie Deine Flamme blos.
Sie risse sich aus Ketten los
Und würde bald gesunden.

Die Freude mit der Liebe grünt,
Man kann sie nimmer trennen,
Der lästert nur der sich erkühnt
Als Feind sie zu verkennen.
Wen ganz erfüllt der heiße Schein
Dem wird es Lebenswonne sein
Was Jene Opfer nennen.

Dann blühen Thaten blumengleich
Aus liebenden Gedanken,
Und dieses frohe Gartenreich
Hat keine engen Schranken:
Es dehnt sich lockend, meilenweit,
Bis in der fernen, goldnen Zeit
Die letzten Mauern sinken.

¹¹⁸ aus: PEREGRINA'S SOMMERABENDE. LIEDER FÜR EINE DÄMMERSTUNDE (Leipzig 1904).

Der verschlossene Garten¹¹⁹

Als ich jung und bang und einsam war
 Hast Du mich an Dein Herz genommen,
 An Deines Herzens mildes Feuer,
 Hast meine Füße in den Schooss genommen
 Und sie gestreichelt bis ich schlief.
 Nun bist Du alt und krank und ganz allein,
 Nun will ich Deine Hände streicheln,
 Und vor dem rothen Feuer sitzen
 Und an die rothen, rothen Rosen denken
 Sie hingen tief herab
 Ueber die Mauer
 Wo der heimliche Garten war.

War das Thürchen ganz verrostet
 Oder waren unsre Hände zu schwach?
 Durch's krause Gitterwerk startten wir,
 Und sahen blühende Bäume, grosse,
 Tönende Schmetterlinge,
 Und grüne, verschlafne Brunnenbecken
 Vom Moosbart des Flussgotts
 Flossen Tropfen hinab auf seine breite Brust
 Und haben uns zugenickt, und gedacht,
 Da drinnen ist's sehr lieblich und sehr gut!

Wir mussten weitergehn, die heisse Strasse
 Wo geduldig die weissen Stiere zogen,
 – Ihr Athem duftete gleich Wiesen der Kindheit –
 Und die Grillen im Graben
 Baten um Almosen,
 Die schwarzen Zigeunerkinder des Sommers

Aber die Strasse zog weiter
 Und ich verlor Dich aus meinem Dasein.
 Dann aber, als ich Dich wieder fand,
 O Du mein Herz,
 Lächelten wir und athmeten tief,
 Und in unsern Gedanken
 Erstand der heimliche Garten
 Endloses Rosengeflüster!

¹¹⁹ aus: PEREGRINA'S SOMMERABENDE. LIEDER FÜR EINE DÄMMERSTUNDE (Leipzig 1904). –

Dieses Gedicht wurde 1917 von der norwegischen Komponistin Pauline Hall vertont. CD: Pauline Hall: *Til en kunstner / To an artist*. Tove Træsdal, Per Arne Frantzen, Ingrid Åndsnes; Proprio PRO-0110, 2010) Kann bei amazon gestreamt bzw. gekauft werden: https://www.amazon.de/gp/product/B004CY99U2/ref=dm_ws_sp_ps_dp

Exkurs: Irene Forbes-Mosse und Vernon Lee (Violet Paget)¹²⁰



251

Vernon Lee (Gemälde von Berthe Noufflard)¹²¹

¹²⁰ Irene Forbes-Mosse und die Schriftstellerin Vernon Lee (bürgerlicher Name Violet Paget) lernten sich 1900 kennen, wurden enge Freundinnen; sie lebten, arbeiteten und reisten in Italien zusammen. Forbes-Mosse übersetzte Lees Essayband *GENIUS LOCI* ins Deutsche (Jena und Leipzig 1905; bei Eugen Diederichs). Hier werden sowohl Forbes-Mosses Vorwort als auch Vernon Lees Einleitung des Buches dokumentiert.

¹²¹ Vernon Lee 1934, Bild (wohl Pastell?) von Berthe Noufflard. Quelle: <https://www.palmerino.org/vernonlee?pgid-kvpjllts-799e14da-14be-426f-b207-5490ff03e6f4> – Widmung bezieht sich vermutlich auf Flavia Farini Cini, eine langjährige Freundin, die 1934 eine Aufführung von Vernon Lees *ARIADNE IN MANTUA* in der Reale Academia dei Fidenti in Florenz initiierte. Nach Lees Tod im Februar 1935 ließ Flavia einen Gedenkstein für sie errichten. (SELECTED LETTERS OF VERNON LEE, Brief Dec. 21, 1885 an Mary Robinson, Fußnote 9).

GENIUS LOCI von Vernon Lee:

Vorwort der Übersetzerin Irene Forbes-Mosse¹²²

Vor mehreren Jahren las ich in der Zeitschrift *Cosmopolis*¹²³ eine Beschreibung alter venezianischer Villen. Es war ein fremdes Labyrinth, in dem ich mich doch seltsam heimisch fühlte, als müßte ich schon früher, vielleicht im Traum, dort gewandert sein. Der Aufsatz war "Vernon Lee" gezeichnet. Ich verschaffte mir andere Schriften der Verfasserin und geriet zunächst in das musikalische Rokoko ihres ITALY IN THE 18th CENTURY.

Da fielen mir, als ich die Erzählung von Metastasios wunderlichen Schicksalen las, die schönsten Melodien ein, die meine Mutter gesungen: *Ecco il fiero istante*, das von Beethoven so ergreifend komponierte, die *belli Clori* und noch so manche anderen. Goldonis Komödien, die ich vor langer Zeit gelesen, wurden wieder lebendig, mit all ihrem vergnüglichen Straßenleben, wie man's noch heut in kleinen italienischen Städten findet; Gozzis Schattenspiele, die seltsamen venezianischen Masken huschten über die Wand und verloren sich in schlummernden Gärten, wo Sandsteingötter an dunklen Wegen stehn, moosumspinnen, eins geworden mit den zopfigen, verwilderten Hecken, mit der wehmütigen Lebenslust dieser Gärten des Erinnerns. Und das verlassene Tempelchen der Arkadier in Rom ragte in wehrloser Anmut über dem kleinen verwitterten Amphitheater und blickte die Welt an, die so groß ist und doch keinen Platz mehr hat für seinesgleichen.

Aber wie aus weiter Ferne tönt durch das ganze Buch die reine, rhythmische Musik des achtzehnten Jahrhunderts, wo auch der tiefe Schmerz sich zu bemeistern weiß, einer kleinen Infantin gleich, die gelernt hat, daß man nicht laut weinen darf; eine Musik, die zu den Menschen paßte, die leichtsinnig waren und viel verschuldeten, aber furchtlos und anmutig zu sterben wußten.

¹²² Vernon Lee: GENIUS LOCI (Jena und Leipzig 1905: Eugen Diederichs)

¹²³ Internationale mehrsprachige Zeitschrift, zwischen 1896 und 1898. Sie erschien monatlich und wurde bei T. Fisher Unwin in London und Armand Colin in Paris gedruckt. In den Verlagsorten Paris, London, Berlin, Wien, Genf, New York, Amsterdam und St. Petersburg trugen die Hefte lokalisierte Umschläge. Die Beiträge erschienen auf Französisch, Englisch, Deutsch und zu einem späteren Zeitpunkt auf Russisch. (Wikipedia)

Dann las ich andres, das dieselbe Hand geschrieben; EUPHORION, LIMBO und zwei Bände älterer Essays: und ich gab mich gleich gefangen. Italien war's, von dem zumeist die Rede war, das Italien der Kunst, der Vergangenheit, der Legende – und das, welches weder alt noch neu ist, das Land, das jedes Jahr mit seinen sprießenden Weizenfeldern und geisterhaften Mandelbäumen jung und ewig uns anblickt, wie es vor tausend Jahren die Menschen angeblickt hat. Die Bilder und Monumente, die großen Namen der Geschichte tauchten leicht und absichtslos in diesen Blättern auf, sie schienen notwendig, unausbleiblich, wie der Glockenton in den Abend gehört, wie das goldgrundige Altarbild in die Kirche, *für die es gemalt ist*.

Ich las, und als ich dann – zum dritten Mal¹²⁴ – nach Italien kam, das mir Heimat werden sollte, da hatten mir *diese* Bücher, ohne daß mir's eigentlich bewußt geworden, die Deutung gegeben zu seiner tiefinnersten Schönheit, die oft still am Wege sitzt, unter dem Säulendach eines Bauernhofes, wo ein Rebenzweig an der getünchten Mauer emporrankt – und hebt die schönen Augenlider: Kennst du mich wohl? Aber zwischen all den schönlinigen Dingen des Südens, der süßen Reife berstender Granatäpfel, der brütenden Glut der Landstraße, wo die weißen, geduldigen Stiere gehen, den Lorbeerhecken, die in der Sonne dunsten, den Kohlenmeilern und Kastanienwäldern des Apennins und den klaren Teichen Mantuas – wehte mich hier und da deutscher Tannenduft an. Es wurde von unsern Wäldern erzählt, von ihrer frischen Stille und lebenschenkenden Einsamkeit, von den Christbäumen, die dort wachsen und später – Vergängliches-Unvergängliches – durch die Fenster strahlen auf verschneite Straßen hinab. Und von deutschen Marktplätzen wußte die Schreiberin zu sagen, wo zwischen verschnittenen Linden der alte Brunnen steht, Amphitrite auf ihren Delphinen, oder Themis mit sanftem, unerbittlichen Mund ... und ich fand ein Anklingen an vieles, das auch mir unaussprechlich lieb ist, einige unserer reizendsten Märchen und allerhand verblaßten, altfränkischen Kram, den Vernon Lee mit der gutmütigen Neckerei schildert, die nur erprobter Freundschaft zukommt.

Ja, das alles fand ich in ihren Büchern. Denn, wenn auch in Frankreich geboren, hat sie doch ihre Kindheit in Süddeutschland verbracht; die junge Erzieherin, die sie in HORTUS VITAE mit zärtlicher Dankbarkeit schildert, war Deutsch; und als sie später mit

¹²⁴ Irene hatte als Kind mit ihrem Vater in Italien gelebt.

ihrer Familie nach Italien übersiedelte, hatte sie viel liebe, unfäßliche Dinge aus dem deutschen Land mitgenommen, wie das Kind, dem die Frau Holle gesagt: Vergiß das Beste nicht.

Vor fünf Jahren, an einem frühen Frühlingstag, lernte ich sie kennen. Das war eine große Bescherung, und alles doch anders und noch viel lieber als ich's mir gedacht. Aber wie soll ich es beschreiben ... Große Rosmarinbüsche vor der Haustür, in der Sonne; die Erde der Felder war umgegraben und dampfte, und an jedem geschnittenen Rebenast funkelte ein Tropfen. Drinnen brannte Kaminfeuer – Ölbaumwurzeln und Lorbeerzweige – in dem stillen, hellen Zimmer mit vielen Büchern, wo in einer Vase Zweige einer wohlriechenden Strauchart standen und darüber – rein und schön – das Antlitz einer Griechenbüste. Aber das Beste dort war Schweigen und Zuhören. Denn dann sprach die Herrin des Häuschens Namenlos, und über unsichtbare Brücken ging der Weg zu den Stätten, von denen sie in der Weise zu sagen weiß, wie sie nur denen eignet, die einen Ort *persönlich* lieben können, mit jener besonderen Schattierung der Zärtlichkeit, die nur für diese und für keine andre Stätte auf Erden bestimmt ist; ein Gefühl, wie es Walter Pater schildert, wenn er sein "Kind im Hause" nach dem Abschied noch einmal, unter irgend einem Vorwand, umkehren läßt, um durch die verödeten Zimmer zu gehen, in dem unklaren Gefühl, daß ihnen ein Unrecht geschehen sei.¹²⁵

Nach und nach gab sie mir noch andre ihrer Bücher zu lesen, alte und neue: ihren einzigen, frühen Roman MISS BROWN, welcher, eine fesselnde Erzählung, die absterbende Präraphaelitenbewegung beschreibt: eine wertvolle Studie jener für die englische Kultur bedeutungsvollen Phase. HAUNTINGS¹²⁶, ebenfalls eine ältere Novellensammlung mit seltsamen, ins Geisterhafte spielenden Geschehnissen der Renaissancezeit, wie auch die letzte Erzählung in VANITAS ein spukhaftes Abenteuer im heutigen Florenz enthält, das man nicht leicht wieder los wird. OTTILIE ist eine Novelle aus dem gemütlichen Jean-Paulschen Deutschland: ein altes Geschwisterpaar wandelt zierlich zwischen altmodischen Blumenrabatten; POPE JACINTH ist die erste in

¹²⁵ Walter Pater (1839-94): THE CHILD IN THE HOUSE: AN IMAGINARY PORTRAIT (1894)

¹²⁶ Unter dem Titel SCHEMEN von M. v. Besthof ins Deutsche übersetzt. Wiener Verlag, Wien 1900. [Ann. im Original] – Neuausgabe (ergänzt durch eine weitere Erzählung) unter dem Titel AMOUR DURE. UNHEIMLICHE ERZÄHLUNGEN (Köln 1990).

einer Legendensammlung, die man sich gern auf bleigefärbten Kirchenfenstern abgebildet denkt.

Dann las ich noch ALTHEA, philosophierende Gespräche über Fragen der Kunst und des Lebens – Fragen des Gewissens immer –, HORTUS VITAE und THE ENCHANTED WOODS. Letzteres ist eine Folge zu GENIUS LOCI, während die Essays in HORTUS VITAE das Landschaftliche nur als Hintergrund behandeln und in humoristisch-nachsichtiger Art Mensch zum Menschen reden lassen.

Vor kurzem ist das eigenartige Renaissancedrama ARIADNE IN MANTUA ins Deutsche übertragen worden: ein Irrgarten der Liebe, mit Verkleidungen und Liebesgram und allzuspätem Erkennen, wo die blauen Wasser an die Stufen plätschern und sterbenstraurige Liedchen erklingen, wo weltkluge Kardinäle und melancholische Prinzen, zarte Fürstinnen und fahrende Fräulein zärtlich-spitzfindige Gespräche führen.¹²⁷

Vernon Lee hat sich seit den letzten zehn Jahren sehr intensiv mit psychologischen Studien beschäftigt, besonders im Zusammenhang mit künstlerischem Schaffen und dessen Würdigung, und der psychologischen Analyse des literarischen Stils. Sie hat verschiedene Arbeiten, welche diese Fragen zum Gegenstand haben, in den führenden englischen Zeitschriften und in der "Revue philosophique" von Ribot veröffentlicht; die in letzterer erschienene *Psychologie d'un écrivain sur l'art*, eine Art Autobiographie, ist besonders zu erwähnen. Sie ist eine Anhängerin der ästhetischen Einfühlungstheorie¹²⁸, und es sind verschiedene Aufsätze von ihr erschienen, welche bezwecken, die englischen Studierenden mit den Arbeiten von Lipps und Karl Groos bekannt zu machen.

Von Deutschland, von deutschem Leben und Denken hört Vernon Lee immer gern erzählen, und nach und nach gab ich ihr alle Schlüssel zu meinem Reich und brachte ihr die, welche mir lieb sind seit langen Jahren: Archim von Arnims Isabella von Ägypten und den traurigen Schüler, der sein Lied unter den Fenstern singt, wo sein Liebchen Hochzeit hält; den weltfremden Majoratsherrn mit der schönen, rätselhaften Esther und Clemens Brentanos Brav Kasperl und Schön Annerl und die alte Großmutter, die

¹²⁷ Vernon Lee: ARIADNE IN MANTUA (Übertragung von Else Schulhoff) (Berlin 1909: S. Fischer Verlag)

¹²⁸ Wesentlich von Clementina Caroline Anstruther-Thomson konzipiert, in Kooperation mit Vernon Lee: https://en.wikipedia.org/wiki/Clementina_Anstruther-Thomson (MvL)

ihren seltsamen Abendsegen so zuversichtlich hersagt in die schaurige Finsternis hinein; aber auch die morgenländischen Petschierstecher aus dem Gockelmärchen brachte ich ihr und die mehreren Wehmüller und den Kater Mores ... Sie nahm sie alle mit Gastlichkeit, ja mit innigstem Verständnis auf; war sie doch schon durch einen Freund auf diese krause Gesellschaft vorbereitet: den Kapellmeister Johannes Kreisler, der ihr seit vielen Jahren lieb und wert.

Alte Lieder aus dem Wunderhorn habe ich ihr gelesen, und, wo ich sie kannte, die Melodien dazu gesungen. Denn in der Musik lebt die Seele der Stätten, und Vernon Lee erkannte sie wohl in den alten Volksliedern, die in weiten Heiden, hinter nebligen Wällen entstanden, oder in Bachs gedankenvollen Labyrinthen, in dem Sieghaft-liebreichen, das sich Mozart nennt, und in der tiefsten unirdischen Zärtlichkeit wie sie Beethoven besitzt und Schubert in einigen seiner Lieder und in dem schauernden ersten Satz des einen Quintetts.

Und weil sie das alles erkennt, ist ihr auch das Kindlich-erdenfeste, ja das Sentimentale, der deutschen Seele verständlich. Das was heut verborgner, vielleicht seltner ist als früher, aber immer leben wird; was nach Wahrheit und Freiheit ringt und den Glockenton der Phantasie nicht missen will; was in stillen Gelehrtenstuben gepflegt wird – wie es Herman Grimm im Vorwort zu den Märchen beschreibt¹²⁹ – und was man auch beim Surren und Sausen der Maschinen findet, wo ein junger, versonnener Mensch seine Arbeit tut und an die Stunde denkt, die er dem Schlaf abringt, um über den Büchern zu sitzen, die seines Lebens Licht und Ansporn sind.

Ja, für das alles hat sie ein Herz; dank ihrer Feder wissen viele englische Leser von diesen Dingen, und mir ist's, als hätte ich eine Dankespflicht erfüllt, indem ich diese kleinen Skizzen übersetzte, die nun ihren Weg finden möchten in das Land hinein, dessen besseren Teil sie so innig erfaßt und würdigt.

AROSA, SEPTEMBER 1905

IRENE FORBES-MOSSE
geb. Gräfin von Flemming

¹²⁹ Hermann Grimm (Wilhelm Grimms Sohn und mit Gisela v. Arnim verheiratet) wertete 1895 Wilhelms Handexemplar der Märchen aus.

Villa Il Palmerino (Fresko 1400-1450)¹³⁰

Vernon Lee

Einleitung zu GENIUS LOCI

Saget, Steine, mir an; o sprecht ihr hohen Paläste;
Straßen, redet ein Wort! Genius, regst du dich nicht?
Römische Elegien, I

Es hatte stark geregnet, an jenem letzten Tag in Verona, aber am Nachmittag wurde es hell. Ich saß auf der Piazza dei Signori, kurz ehe ich wegmußte, hatte mir Kaffee bringen lassen und kaufte mir ein Bündel Lavendel, zur Erinnerung. Die Steine waren noch naß, aber der Himmel hatte sich aufgeklärt. Feuchte Wölkchen segelten um die Turmspitzen, die Stadttuben pickten auf dem Pflaster umher und schwirrten zurück zu ihren Verstecken in den Mauerritzen der Paläste; Schwalben zwitscherten hoch oben, und die Sonne – von den Dächern versteckt – war im Untergehen. Das ist die

¹³⁰ Quelle: Wikimedia, Benutzer Sailko (2016) <https://commons.wikimedia.org/wiki/User:Sailko> (Steht unter der Lizenz CC-BY-SA-3.0-migrated)

Stunde, beim tiefen Ton der Glocken, da der Geist alter Städte aufersteht und unser Herz überwältigt.

Es ist unleugbar, daß vielen von uns bestimmte Stätten und Orte (ich finde kein Wort, das mir zärtlich und ehrfürchtig genug dafür schiene) Gegenstände des tiefsten und intimsten Gefühlslebens werden. Ganz abgesehen von ihren Einwohnern und eigentlich auch von ihrer aufgezeichneten Geschichte, können sie uns wie lebende Wesen berühren; und wir vermögen mit ihnen eine Freundschaft innigster und befriedigendster Art einzugehen.

Dies zu sagen mag Unsinn scheinen, wenn wir unter Freundschaft das verstehen, was sie vielfach ist: ein praktisches, meist zufälliges Verhältnis, in welchem der Austausch von Ideen, das gegenseitige Lasttragen und Abnehmen der alltäglichen Lebensplagen die Hauptrolle spielen. Aber gewiß gibt es noch andere Möglichkeiten, in denen der Freundschaft besserer Teil besteht; und solche Möglichkeiten finden sich in unseren Beziehungen zu manchen Stätten der Erde. Ja, sogar wenn ich das Gute auszudrücken versuche, welches eine Menschenseele der anderen antun kann, Guttaten, die weit über praktischer Hilfe oder geistiger Führerschaft stehen, so greife ich ganz natürlich zu den unbestimmten Vergleichen, die ich jenen andern Freunden entlehne, die keine menschlichen Wesen sind: denn es ist die Guttat uns zu bezaubern, unsern Lebensmut zu erhöhen, unsere Gefühle auf Heiterkeit und Seelenruhe zu bestimmen; die Guttat, die in der Erinnerung tönt, wie eine Melodie, und die (wie Melodien, wenn wir sie hören oder uns ihrer erinnern) die leisesten Regungen der Musik in unseren Seelen erweckt und mit erklingen läßt. Dies sind die kostbarsten Geschenke menschlicher Neigung; und die gleichen empfangen wir ebenso reichlich, und manchmal sogar echter aus den Händen der unpersönlichen Wesenheit, welche ich, eines besseren Namens ermangelnd, und aus einem heimlichen Wunsch ihr mein Dankopfer zu bringen, den *Genius Loci* nennen möchte.

Genius Loci. Ein Gottheit gewiß, groß oder klein, je nachdem, und immer unserer stillen Andacht wert. Aber um Himmels willen keine Verkörperung, kein Mann oder Frau mit unvermeidlicher Mauerkrone und allegorischen Zutaten und fest umschriebenem Lebenslauf, wie die langweiligen Damen, welche um die Place de la Concorde herumsitzen. Eine Stadt oder ein Land uns als Persönlichkeit vorzustellen ist

– ob es auch die Rhetoriker gewohnheitsmäßig tun – dasselbe, als gar nicht ihrer zu gedenken. Nein, nein. Der Genius Loci besteht, wie alle ehrenwerten Gottheiten, aus dem Stoff unserer eigenen Herzen und Gemüter, er ist eine geistige Wirklichkeit. Seine sichtbare Verkörperung ist die Stätte selber, und seine Gestalt, seine Rede erkennen erkennen wir in der Lage des Geländes, in dem Auf und Ab der Straßen, im Ton der Glocken und dem Geräusch der Wehre; mehr als alles andere vielleicht in jener besonders eindrucksvollen Verbindung, welche Virgil bemerkt hat, wenn er von "Flüssen die alten Stadtmauern umspülend" spricht: "Fluminaque antiquos subterlabentia muros". –

Dies Wort Virgils, an einer Stelle, welche – wie wir's auch oft bei Dante finden – die tiefe Gewalt der Umgebung über den lateinischen Geist bezeugt, muß natürlich die Erinnerung an die Etsch zurückrufen und bringt mich so zu jenen einsamen Tagen in Verona zurück, als ich mich immer wieder bei dem Ufer einfand, die mächtigen, rötlichen Stromwirbel betrachtend, auf deren Oberfläche sich die großen schwimmenden Mühlen wiegten. Und dies erinnert mich daran, daß, wenn auch, was ich den Genius nenne, sich nicht verkörpern läßt, wir ihn doch in einzelnen Gebäude und Landschaftszügen besonders nah und mächtig empfinden können. Oft wohnt er, uns tief ergreifend, an einer bestimmten Windung des Wegs oder dort, wo der Pfad terrassenartig am Hügel hinaufzieht, den Blick auf große, ferne Berge freigebend; oder auch in einer Kirche, wie Classe bei Ravenna; aber am meisten werden wir ihn spüren, wo zwei Flüsse ineinander strömen oder bei der Mündung eines Stroms, wohin uns unsere Schritte und Gedanken immer wieder tragen, ohne daß wir recht wissen, wofür und warum. Es ist der Genius der Stätten, der dort umgeht, oder vielmehr, er ist das alles.

Ich habe die Gefühle, die wir für manche Erdenflecke hegen mit denen verglichen, welche einige unserer Freunde in uns erwecken – Gefühle der Liebe und Dankbarkeit, aber nicht der prosaischen Vertrautheit oder des Wunsches nach gemeinsamem Alltagsleben. Aber wie es menschliche Verhältnisse gibt oder doch geben kann, welche zugleich das tägliche Brot des Lebens und seine höchste Poesie ausmachen, so gibt es wohl auch für jeden Menschen einen oder zwei Erdenflecken, wo er gewohnheitsmäßig leben kann, ohne doch das Gefühl des Staunens, des Entzückens, und der Dankbarkeit

zu verlieren. Gewisse Flußlandschaften Englands haben diese Eigenschaft, und für die Schreiberin auch die Täler in Toskana und die steinigen Abhänge seiner Hügel.

Das Urbild solcher Stätten ist jedoch Rom. Die fabelhafte Gewalt, die es über unser Herz ausübt, kann sogar von seinen andächtigsten Liebhabern nicht ermessen werden, die es nur um seiner selbst willen, und um auf einer Ferienreise seinen Genius Loci zu genießen, besucht haben.

Monate und Jahre sind nötig, um ganz zu würdigen, wie auf beinahe zauberhafte Weise die Mühen und Trivialitäten des Lebens, weit entfernt diese phantastische Macht zu vermindern, selbst unter deren Einfluß zu ihrer eigentlichen Unwichtigkeit zusammenschrumpfen; vor Roms hohem Ernst und Heiterkeit vergehen und in der stillen Überzeugung verblassen, die Rom – gleich einigen seltenen Menschen – uns schweigend aufdrängt –, daß das Leben, so kurz es auch sei, doch wert ist in Treue und Anmut gelebt zu werden.

Aber es war keine solche Ausnahme, kein solcher, wohl einzig dastehender Fall, der mir vorschwebte, als ich zuerst das Thema unserer Liebe für Stätten aufnahm, nicht die Liebe, unwandelbar und ewig, sondern eher die bloßen *amours de voyages* (in des Wortes bestem Sinn), wo, ob auch die Erinnerung lang anhaltend sein mag, das Moment der Begegnung ("now we have met we are safe", wie Whitman sagt) notwendigerweise sehr kurz ist.

Geringfügige Erlebnisse, welche in diesen Dingen dieselbe Rolle spielen, wie in menschlichen Beziehungen ein gemeinsam gelesenes Buch oder eine geschenkte Blume, haben manchmal die Wirkung, daß ein Ort, der uns bisher nur ein geographischer Begriff war, zu einem ganz besonderen Stück Eigentum werde. In diesem Sinn kommt es mir vor, als hätte ich ein Treuversprechen gegeben, einen frommen Ritus erfüllt, der jene Stätte mit mir verbindet, als ich einmal aus einer Quelle trank, die über die abgelegene Straße – so abgelegen, als führte sie zum Mond – zwischen Subiaco und Tivoli, hinsprühte ... es war an einem Märztag und der Staub erhob sich in Wirbeln. Ja, ich fühle bisweilen, nicht trinken möchte ich dort, nein – aber ein Trankopfer ausgießen, einen Kranz aufhängen, dem Genius Loc zu Ehren; ja, einmal sogar ...

Doch genug! Es wird wohl irgend ein ähnliches, dummes Gefühl gewesen sein, das mich bewegte, nachdem ich drei oder viermal hingegangen war, den schwimmenden

Mühen der Etsch zuzuschauen, mir jenen Strauß Lavendel "für die Erinnerung" zu kaufen, auf dem alten Marktplatz von Verona, als die Sonne im Schwinden war, und die Schwalben vorüberzuckten, und die Glocken eben anhuben der Gottheit Gegenwart an dieser Stätte einzuläuten.



261

Irene Forbes-Mosse (Gemälde von Berthe Noufflard) ¹³¹

¹³¹ Gefunden habe ich die Abbildung auf der Vernon Lee gewidmeten Website <https://thesibylblog.com/>. Die Reproduktion des Gemälde dort ist seltsam verwaschen; kaum vorstellbar, daß das Gemälde wirklich so aussieht. Aus diesem Grund habe ich es relativ stark bearbeitet, um Farben und Kontraste herauszuholen. (MvL)

Die verlassnen Götter¹³²

Kleiner Faun hat tief geschlafen
 Seit der frohen Götterzeit,
 Als ihn Sonnenstrahlen trafen
 In der Höhle Dunkelheit.

Kann die Erde nicht erkennen,
 Schlöte steigen schwarz empor,
 Glatte gefegt wie blanke Tennen
 Ist der Sümpfe Zauberflor.

Waldesthierlein, seine Brüder,
 Die mit ihm so froh gespielt,
 Sind entflohn . . . da blickt er nieder,
 Hat den ersten Schmerz gefühlt.

Ach, wo sind die schönen Zeiten,
 Sonder Denken, Angst und Gram?
 Rehe gingen ihm zur Seiten,
 Füchlein ihm entgegenkam.

Tränen ihm im Auge funkeln –
 Regentropfen in dem See –
 Wo die letzten Wälder dunkeln,
 Schleicht er hin in tiefem Weh.

Dort am Waldrand steht ein Bildniss,
 Wie in einem Taubenhaus,
 Freundlich streckt es in die Wildniss
 Die zerbrochnen Händlein aus.

Heil'ge Mutter mit dem Knaben,
 Anmuth, die in Trümmer fiel . . .
 Und er bietet ihnen Gaben,
 Blumenkranz und Flötenspiel.

.....

Kannst dem harten Licht nicht wehren,
 Ander Wissen, ander Glück . . .
 Und die lieben Götter kehren
 In der Dichtung Land zurück.

¹³² aus: PEREGRINA'S SOMMERABENDE. LIEDER FÜR EINE DÄMMERSTUNDE (Leipzig 1904).

Appassionata¹³³

Du löstest meine Arme Dir vom Halse,
 Du legtest sie zurück auf schweren Golddamast
 Die Sonnenstrahlen spielen
 Schräg über meine Decke,
 Wo meine Finger in den Nelken wühlen
 Die Du dort ausgeschüttet hast
 In warmen Lüften schaukelt
 Der goldne Käfig sich am Blütenast.

O tiefe Ruh' im Grabe!
 O Marmor, meinem Sehnen ungewohnte Last!
 Nicht hör ich mehr die Glocken,
 Nicht der Gitarren Klimpfern
 Wenn sich Verliebte durch die Gitter locken
 Weiss nicht, ob du vergessen hast
 Meine sehnsuchtsvollen Hände,
 Die Thür, die nie verschlossen meinem Gast!

Ich liege still und blinzle in den Abend,
 Der Krieg des Herzens fordert lange Rast
 Horch, wie die Amseln rufen
 In grünen Labyrinthen
 Das Wasser schlägt an die bemoosten Stufen
 So wie mein Herzschlag . . . ohne Hast
 Leise – Schwestern, redet leise,
 Der alte Traum hat mich auf's neu erfasst!

¹³³ aus: PEREGRINA'S SOMMERABENDE. LIEDER FÜR EINE DÄMMERSTUNDE (Leipzig 1904)

Drei Rispetti¹⁵⁴**I**

Du hörst die Worte, die ich lächelnd sage,
Hörst Du die ungesprochenen Worte nicht?
In jedem Lustschrei wimmert eine Klage,
Schwarz kohlt der Docht im hellen Kerzenlicht.

Dir sag' ich's leis, kein anderer soll's verstehen,
Dass schattenreiche Flügel mich umwehen,
Dir sag' ich's wohl, doch nicht den fremden Leuten,
Dass Todesglocken mir zur Hochzeit läuten.

II

Der Hirt hat eine grüne Weidenflöte,
Vor seiner Heerde geht er blasend her,
Der Berghang schwimmt im Glanz der Morgenröthe,
Im Thau ist jedes Hälmschen silberschwer.

O junger Hirt, einst konnt' ich Dich begleiten
Auf meiner Seele straff gespannten Saiten,
O lieber Hirt, nun hör' ich Deine Lieder,
Und blicke stumm auf meine Hände nieder.

III

Die schönen Jungfrau'n sind so müd zum Sinken,
Sie gehn und gehn im Labyrinth der Liebe,
Die schönen Jungfrau'n möchten Wasser trinken,
Zum Schöpfen gab man ihnen goldne Siebe.

"Herr, lass uns frei aus diesem Irregarten
"Wo tausend Spiegel uns so herzlos narreten;
"Herr, lass uns heim zu unsern Lieben gehen,
"Die uns're Sprache reden und verstehen!"

¹⁵⁴ aus: PEREGRINA'S SOMMERABENDE. LIEDER FÜR EINE DÄMMERSTUNDE (Leipzig 1904)



Auto da fe¹³⁵

Wie so bange Philomele
Lockt mit liebeswunder Kehle,
Also sucht' ich und ersehnt' ich
Dich, o meine Schwesterseele!

Tiefer Brunnen Augenlider
Lockten mich ins Dunkel nieder,
Lasst mich frei aus Geisterkühle,
Liebe, ach! verbrenn' mich wieder!

Deine heissen Schmerzgewalten
Loh'n um meines Kleides Falten
Mitten in die gelben Flammen
Will ich meine Hände halten!

¹³⁵ aus: PEREGRINA'S SOMMERABENDE. LIEDER FÜR EINE DÄMMERSTUNDE (Leipzig 1904)

Des Herzens Wiegenlied ¹³⁶

Todt bist Du – still, und weinst nicht mehr,
Du meine todte Liebe!
Oft hast Du mir den Schlaf verscheucht
Bis ich Dir matt die Brust gereicht,
Du traurig Kindlein
Nun bist Du still und weinst nicht mehr,
O meine todte Liebe!

Heiss ging Dein Flämmchen hin und her,
Du meine todte Liebe!
Hab Dich gehütet und gehegt –
Wie Armuth ihre Blumen pflegt –
Vor jedem Winde
Wie ging Dein Flämmchen hin und her,
Du meine todte Liebe!

Nun bist Du still – mein Herz so leer,
Du meine todte Liebe!
Kann mich nun ruhen ungestört,
Lang hab' ich Dich nicht mehr gehört,
Still – still im Herzen
Oh – wenn es doch wie ehemals wär,
Du meine todte Liebe!

¹³⁶ aus: PERGRINA'S SOMMERABENDE. LIEDER FÜR EINE DÄMMERSTUNDE (Leipzig 1904)

Nächtliche Reise ¹³⁷

Wie in bräutlichem Geflimmer
Liegt der Weg vor meinem Blick,
Kehr' in Eure Städte nimmer,
Enge Häuser nicht zurück!

Busch und Wiesen sich bekränzen,
Mondenschein im Nebelhaar,
Und aus dem Gesträuche glänzen
Funkelaugen der Gefahr.

An dem Himmel seh' ich fahren
Vikingsschiffe siegesstolz,
Ach vermodert ist seit Jahren
Euer tapfres Eichenholz.

Der Canäle träge Wellen
Spülen um das dunkle Floss,
Und der Schiffer Hündlein bellen
Nach dem Mond im Wolkenschooss

Und ich geh am Wasserrande,
Mondgetränkte Strasse hin,
Und es schwinden alle Bande,
Und es trinken Aug und Sinn.

Alles scheint befreit zu hauchen,
Fern ist Sorge, Müh und Streit
Viele lieben, Niemand brauchen,
Mein ist alle Herrlichkeit!

¹³⁷ aus: PEREGRINA'S SOMMERABENDE. LIEDER FÜR EINE DÄMMERSTUNDE (Leipzig 1904)

Widmung (II) ¹³⁸

Der Rose gleich in Abendluft erblüht
Ist meine Liebe,
Der Kohle gleich die Winternacht durchglüht
Ist meine Liebe!

O nimm sie hin, eh' sie in Asche fällt,
Kurz ist das Leben!
Was meine Hand Dir zag entgegenhält,
Lass es Dir geben

Trennung ¹³⁹

Und nun verklingt des alten Liedes Ende,
Wir hörten's oft und deuten's dennoch nicht,
Ein letztes Winken der erschlafften Hände
Aus dunkler Brunnentiefe nach dem Licht!

Wir hören dort die leisen Stimmen rufen,
Ist es ein Kind, das noch im Schlafe weint?
Hinunter führen viele Treppenstufen
Auf die der Glanz der letzten Hoffnung scheint.

Lebwohl o Sonne, Mutter meiner Seele,
Lebtwohl Ihr Sterne, Brüder meinem Sinn,
In Deinen Schooss ich nun mein Herz befehle,
Du schöne Erde, der ich dankbar bin!

¹³⁸ aus: PEREGRINA'S SOMMERABENDE. LIEDER FÜR EINE DÄMMERSTUNDE (Leipzig 1904)

¹³⁹ aus: PEREGRINA'S SOMMERABENDE. LIEDER FÜR EINE DÄMMERSTUNDE (Leipzig 1904)

Meinem Pathchen einen Pathenbrief

140

Als klein Dovelill geboren ward
 War es eine helle Mondnacht, eia,
 Von den Lindenblättern tropfte sacht
 Warmer Sommerregen – eia – eia –
 Als die kleine Dovelill geboren ward.

Sprach der Mond: ich will Dir Pathe sein,
 Weisse Stirn, schwermüth'ge Brauen,
 Meiner Sichel Ebenbild zu schauen,
 In der weissen Stirn süßes Traumewirren
 Als wenn Silbermotten über Wiesen schwirren
 In der hellen Mondnacht, eia – eia.

Sprach der Nachtwind: Will Dein Pathe sein;
 All die süß vergrämten Lieder,
 Wie das Volk sie dichtet, will ich Dir verleih'n,
 Die sie meinen Schwingen anvertrau'n
 Wenn sie müde in die blasse Dämm'ung
 schau'n
 Nach des Tages schwerer Arbeit – eia – eia –

Sprach die Schlange: Will Dir Pathe sein,
 Hab ein Krönchen ganz aus Glitzersteinen,
 Wer es trägt der sieht die klitzekleinen
 Elfchen, wie sie tanzen Ringelreihn
 Ihre Wundermärchen kannst Du hören,
 Aller Kinder Herzen zu bethören,
 Aller Kinder Herzen werden Dein! –

Sprach die Eule: Will Dir Pathe sein,
 Wohlverborgen starr ich durch die Blätter,
 Meine Augen glühn im Ungewetter
 Wie des Weisen Lampenschein.
 Zauberstille Stunden seien Dein,
 Wenn ringsum des Werkeltags Philister
 Sich im Schläfe dehnen, soll Geknister
 Der Folianten Deine Seele weih'n
 Schweres Loos ward auch den grossen Geistern,
 Lern' von ihnen edel es bemeistern,
 Geh' mit ihnen Freundschaft ein!

Göttin Themis auf dem Brunnenstein
 Sprach: ich will des Kindes Pathe sein!
 Und es soll für die Verfolgten streiten,
 Ueber Schwache seinen Mantel breiten;
 Besser ist als Krone, Gold und Pracht
 Reines Herz und treubefundne Hände
 Wenn die ernsten Glocken in der Nacht
 Rufen: Menschenkind, es geht zu Ende! . . .
 Sanfter Schlaf der Unschuld bleibe Dein

Als die kleine Dovelill geboren ward
 Schienen Baum und Gras und Stein zu singen,
 Sangen von so vielen lieben Dingen,
 Und es säuselt durch die stille Nacht:
 "Selig sind die Freuden, sind die Schmerzen,
 Glockenguss der stummen Menschenherzen,
 Tönt hinaus mit tausendfachem Schwingen!"
 Haben sie – hab' ich dies Lied erdacht?

269

¹⁴⁰ aus: PEREGRINA'S SOMMERABENDE. LIEDER FÜR EINE
 DÄMMERSTUNDE (Leipzig 1904)
 "Pathchen" meint "Pate"; "Dovelill" (oder "Didi") sind
 Kindernamen Irenes.

Regenliedchen ¹⁴¹

Il pleure dans mon cœur...
Verlaine

Regenfluthen schauern nieder,
Und ich hör sie in der Nacht,
Und ich habe immer wieder
An ein todtes Glück gedacht.

Regen fiel in langen Strähnen,
Durch die Nacht und durch den Tag,
Und wir lachten seinen Thränen,
Weil ich Dir am Herzen lag.

Wie in grauen Seidenwänden
Hielt er uns in seiner Haft
Sonne hat mit güldnen Händen
Endlich sie emporgerafft.

Goldne Helle, goldne Helle,
Lass' in Dämmerung uns allein
Unsres Kummers heisse Welle
Schliesst die schönste Insel ein.

¹⁴¹ aus: PEREGRINA'S SOMMERABENDE. LIEDER FÜR EINE DÄMMERSTUNDE (Leipzig 1904)

Mitleid ¹⁴²

La peine qu'on a n'est rien, mais
celle qu'on a faite aux autres
empêche de manger son pain.
P. Claudel

Sophie Barnekow hatte geklopft, ohne Antwort zu erhalten; nun öffnete sie leise die Tür, um sie aber sofort wieder zu schließen, behutsam, wie man's in der Krankenpflege erlernt.

Dort im halbdunkeln Raum, wo die Sonne durch die schräggestellten Läden glitt und goldene Lettern auf die Dielen malte, wo der Geruch von Reseda und nassem Kies und das leise Klirren von Gießkannen durch die offenen Fenster eindrang, saß Meisi, ihre junge Herrin und Schutzbefohlene, nicht allein. Neben ihr, die Hände um eine Stuhllehne geschlungen, stand Rütten. Ohne die Frau zu berühren. Und doch, hätten sich beide in den Armen gelegen, festgeklammert, Blick in Blick getaucht, nicht deutlicher hätte es von letztem, bitterstem Abschied reden können.

Von Meisi war nichts zu sehen gewesen als der braune Hinterkopf und das feine Genick, da, wo der Haaransatz in warmen goldenen Flaum übergang; tief auf den Tisch gebeugt. Wie oft befestigte Sophie das kinderweiche und doch eigensinnige Haar, mit ganz wenig Nadeln, weil alles gleich Kopfweg machte; immer wieder glitten die Zöpfe hinunter, dann mußte Sophie leise erinnern: "Liebste, Ihre Haare." Und auch eben hatte das Ende einer Flechte über die Schulter gehangen. Kleine physische Eigentümlichkeiten geliebter Menschen können einem ans Herz wachsen und es seltsam wehrlos machen, mehr als die Tugenden, die sie besitzen oder die wir ihnen andichten. So fuhr ihr's auch jetzt durchs Herz, und was erst Erschrecken gewesen, empfand sie nun als tiefe, schmerzende Zärtlichkeit. Sie seufzte auf und schlüpfte in ihr Zimmer gegenüber zurück.

Starke Leidenschaften, die ihr Ziel in offenem Aufruhr oder auch durch List und Heimlichkeit und manche schmerzliche Selbsterniedrigung zu erreichen wissen, waren

¹⁴² In: Irene Forbes-Mosse: LAUBSTREU (Stuttgart 1925, S. 21-44)

Sophie fremd geblieben. Sie wußte, es gab dergleichen. Aber doch nur so, wie man von Mormonen liest oder von den Bacchanalien entarteter Cäsaren. In ihrem klaren, hilfreichen Wesen, ihrem Abscheu vor jeder Unsauberkeit und Unordnung war kein Raum für Ungeregeltes; eine verbotene Liebe lag ihr im Grunde ebenso fern wie Taschendiebstahl. Dabei – oder vielleicht gerade deshalb – konnte sie von verblüffender Parteilichkeit sein, wenn sich's um Menschen handelte, die sie liebte. Sie war aus dem Holz geschnitzt, das gute Royalisten abgibt. Wen sie einmal liebte, zu dem hielt sie auch, er mochte tun und lassen, was er wollte; das war doch sehr einfach. Und dann – bei näherem Zusehen mußten gewiß Gründe genug zu finden sein, die alles erklären würden; wenn sie selbst auch gar nicht danach suchte.

Auf ihrem Bett lag die eben abgelieferte Wäsche. Ihr Blick glitt an einem grauen Leinwandkittel entlang, der in seiner knabenhaften Spärlichkeit etwas von Meisis Umriß bewahrte. "O du Armes", sagte sie vor sich hin, und ihre Augen fingen an zu brennen. Dann begann sie mit ihren feinen, verbrauchten Händen die Sachen zum Ausbessern zurechtzulegen.

Drüben in dem dämmrigen Zimmer war es sehr still. Die leise Stimme des Mannes redete in abgebrochenen Sätzen, so von fernher, wie Selbstgespräch. Die Frau hörte und hörte auch nicht. Denn ihr war, als hätte sie's längst gewußt, daß er einmal so reden und handeln würde. Es hing ja alles in ihm – wie man es sonst nur bei Pflanzen findet – ganz selbstverständlich zusammen; so wie die äußersten Zweiglein einer Eiche immer noch die Gewaltigkeit der Äste, den Eigenwillen der Wurzeln ausdrücken. Es waren in diesem Mann wenig Widersprüche, er mußte handeln, wie er empfand, mußte dies lieben, weil ihm jenes widerstrebte, selbstverständlich und unerbittlich in seinen Neigungen und Abneigungen, wie ein Tier, wie ein Künstler, wie ein kleines Kind.

Meisi drückte noch immer die Stirn auf den Arm, der sich um die Tischkante krampfte; denn sie empfand es dumpf: solange sie nicht aufblickte, würde er nicht fortgehen, erst mußte er ihr Einverstehen in ihren Augen erzwingen, eher konnte er sie nicht allein lassen, nicht aufhören zu reden, zu überzeugen. Und ob ihr auch das Blut in den Ohren rauschte und sie kaum verstand, was er sprach: ach, er war doch immer noch da, sie atmete den leisen Duft seiner Kleider; eins nur sollte er nicht, nicht aus dem Zimmer gehen. O, solche Tür, die zufällt, nein, nur das nicht. Dableiben, im Zimmer

bleiben, er sollte sich auch gar nicht um sie kümmern. Am allerseligsten war es doch immer gewesen, wenn sie still im Zimmer saß und nur auf die kleinen Geräusche horchte, wenn er den Bleistift hinlegte oder wieder ein paar Seiten aufschnitt in dem dicken, verzweiflungsvollen Buch, das er las. Über Heimindustrien war's gewesen. O Gott, die unglücklichen Menschen, von denen da erzählt wurde; Welch entsetzliche Winkel gab es in der Welt, warum durfte das sein! Wenn sie ein König gewesen wäre, all die stillen, leeren Königsschlösser hätte sie den Armen aufgetan, herrlich erwärmt im Winter und im Sommer kühl und hallend inmitten heißer brütender Wiesen, mit grünen Schattengängen und Nachtigallenschlag. Man dachte nicht genug an andere, wenn man selber glücklich war, ach glücklich zum Sterben, als versänke und ertränke man in einem riesenhaften Maiblumenstrauß und würde ohnmächtig vor lauter Wonne. Ob so arme schmutzige Menschen jemals so etwas hatten? Immer nur Ruß und Lärm oder zu Haus zusammengepfercht mit verklebten Fenstern. Und alles häßlich, auch die Kinder, und nichts, auf das sie sich freuen konnten morgens beim Erwachen. Aber Gerhart würde etwas ersinnen, um ihnen zu helfen, er schien Hilfe auszuströmen wie kluge Ärzte. Natürlich, es brauchte alles Zeit, und einstweilen war es doch kein Unrecht, wenn Glückliche ihr Glück genossen. Sie wollte niemandem etwas wegnehmen, das brachte sie gar nicht fertig, es hätte ihr alles vergällt, aber ihn – ihn konnte sie nicht hergeben. Sie war abergläubisch geworden. Wenn sie etwas Hübsches besaß und jemand bewunderte es, gleich hatte sie's hergeschenkt. Hatte vielleicht Gott bestechen wollen mit Opfergaben, damit er ihr das Eine, Einzige nicht wegnehme ... ja und nun nahm er es doch.

Immer fester drückte sie die Stirn auf den untergelegten Arm. Wie gern hätte sie nach seiner Hand gegriffen, da, ganz nah; aber sie wußte, dann würde er sie streicheln und emporziehen und sie mußte noch einmal sagen: Nein, nein, ich kann nicht – ja, und dann würde er gehen.

"Meisi," sagte die Stimme über ihr, "was hilft das Hinausschieben, es geht doch so nicht weiter. Du willst nicht mit mir gehen, und so wie du nun einmal bist und wie die Dinge liegen, verstehe ich ja, daß du, der es so hart ankommt, Schmerzen zu bereiten ... Es ist auch begreiflich, daß dir mein Schmerz erträglicher scheint, eben weil du ihn teilst, während du dort einen tiefen Schnitt tun mußt und deiner Wege gehn. Ja, und

auch darin hast du recht, wenn du auch sehr zornig warst, als du es sagtest, – ich sei nicht so schlimm dran wie du, ich hätte meine Freiheit und meine Arbeit und mein Bergsteigen. Nun, das Bergsteigen wollen wir fürs erste nicht zählen (er lächelte, o so traurig) – diese Freuden, siehst du, waren so eins mit dir, daß das alles zu – anders wäre. Aber meine Arbeit, ja, die wird mir helfen, darauf zähle ich auch. Zuerst wohl nur als Betäubung ... aber man muß eben graben und graben, und wenn man nach Jahren der Wahrheit um einen Kinderschnitt nähergekommen ist, so ist das wohl auch Glück. Alles das sag' ich dir, Meisi, damit du ganz ruhig seist, was mich angeht."

Meisi hob ein wenig den Kopf. Sie hatte einen roten Fleck an der Stirn, vom Tischrand; es sauste und sang in ihren Ohren. Ach Gott, es war zu Ende, ganz und gar, er ging fort. Sein Gepäck, das sie so gut kannte, sie hatte ihm ja manchesmal geholfen es auszupacken, die große Ledertasche, die so gut roch, und der rauhe Mantel aus ungebleichter Wolle, alles würde aufgeladen werden, und er würde dem Maulesel voran den Paß hinunterlaufen, als ginge es zu einer Bergpartie. Aber den nächsten Tag käme er nicht zurück, braungebrannt und freundlich und still, den Bergfrieden auf der Stirn und wie das Rieseln der kleinen Bergbäche in der Stimme. Sie würde auf der Terrasse hinter dem Gasthaus auf und ab gehen, wo der Pfarrer und der Wirt und der kleine italienische Schuster Boccia spielten am Abend und auf dem Mäuerchen Kürbisse lagen zum Dörren. Die lustigen bayerischen Malerinnen würden herauskommen, Schnadahupferl und Kugelhupferl, wie Gerhart sie nannte, und das junge englische Ehepaar mit dem Kätzchen, und sie würden fragen: "Kommt Ihr Freund heute abend zurück?" Nein, nicht heut, nicht morgen, nie wieder.

Sie hatte eine besondere, qualvolle Fähigkeit, kommende Trostlosigkeiten zu wittern, zu schmecken, ihre Kälte im voraus zwischen den Schulterblättern zu fühlen, So konnte sie sich sein Zimmer, ach das liebe, liebe Zimmer, vorstellen, wenn alles verpackt war und alles wieder fremd geworden, schon abgewandt, Menschen und Dinge treulos geworden einander. Ja, dies Zusammenschnüren in der Herzgrube, das den Zurückbleibenden schärfer anfällt als den, der geht, sie spürte es schon jetzt. Wenn die Dinge nachher eintrafen, war's wie ein Erkennen, als hätte man schon die Generalprobe dazu erlebt. Dank dieser Fähigkeit konnte sie dann gefaßter und

umsichtiger sein, als man es ihrem raschen, wechselnden Temperament zugetraut hätte.

"Meisi, mein Liebes," sagte die Stimme, und wieder verbarg sie die Augen auf dem Arm – er sollte nicht darin lesen, nicht ihre Ergebung, ach, sie war nicht ergeben, aber auch nicht ihre Hoffnungslosigkeit, die auf dasselbe herauskam – "ich will dich nicht betrüben und unruhig machen; wie du geschaffen bist, muß dein Gefühl allein entscheiden. Zerbrechen kann ich, will ich dich nicht. Aber denke an eins: es ist ein Ding, für einen anderen sterben, rasch, mit geschlossenen Augen ins Feuer hinein; aber etwas anderes ist's, für einen anderen verdursten, verkümmern, langsam an jedem Nerv den Tod erleiden, Tag für Tag. Da kann Opferfreude zu Haß werden, und wo man reichlich geben wollte, gibt man schlechtes Maß. Und dann ist nur Bitterkeit und Reue um jeden Sonnenstrahl, um den man sich gebracht hat. Darum, wenn du doch den einen, tiefen Schritt tun könntest, so sei nur immer gewiß, ich bin da. Aber warte nicht, denn es wird immer schwerer und weniger reinlich. Du hast es manchmal hart empfunden, daß ich finster war, und hattest mir doch alles zu Liebe getan. Und mußt den Grund doch geahnt haben; brauchst mich ja nur anzusehn, so weißt du, was ich denke. Weil du's so gut verstanden hast, alles aus dem Weg zu räumen, was dir hier nicht schwer wurde, denn wer betet dich nicht an, ob es nun Sophie ist oder der alte Pfarrer oder die anderen Gäste und der kleine Schuster, der dir Nägel in die Schuhsohlen klopft ... Aber auch mit allem, was sich in uns selber gegen uns erhob, wußtest du gut fertig zu werden, immer hattest du ein gutes Wort bereit. Wenn ich dich so herumtrippeln sah wie ein Bachstelzchen, besorgt und doch triumphierend und immer ganz sicher durch tausend Windungen und Verdrehungen deinen Weg findend, und mußte mir sagen, das ist nun die Spur von meiner Hand in deinem Leben ... Meisi, laß es klar um uns werden! Ja, ja, ich weiß, du hast ein Leben von Szenen und Aufregungen gehabt und das ewige Ausweichen ist dir Gewohnheit, ach und dein Verlangen nach Ruhe und Harmonie wollte sich's auch einmal wohl sein lassen. Da bautest du ein Labyrinth, in dem du jeden Ausweg kanntest, und hast unsere Liebe gehütet und versteckt und getröstet mit deinen lieben schönen Händen. Aber nun geht das nicht mehr, es kommt ein häßlicher Tropfen in unser Bestes. Meisi, wie gestern Sophie den Brief hinlegte, ohne dich anzusehen, und du stecktest ihn in die Tasche,

ohne ein Wort ... ach, mich schüttelte der Ekel. Was sag' ich dir da für harte Worte. Und du bist so weich und so traurig. Aber ich muß es doch aussprechen, denn du allein mußt ja entscheiden. Was brauch' ich dir zu sagen, was du mir bist! Wenn du ins Zimmer kommst, ist alles gleich anders; immer ist Festtag um dich her. Wie oft hab' ich wachgelegen, ganz früh, wenn du noch schliefst, und die reine Morgenluft kam herein und schien eins zu sein mit dir – da habe ich das Leben gesegnet, das mir so viel geschenkt. Und wenn ich las und schrieb – trockenes Zeug – ach, wie ein süßer Unterton warst du doch immer dabei; bei allem, was ich tat. Oft hab' ich über dich gelacht, wenn du bei jeder Frage, jedem Fortschritt sagtest: *Wem wird das nützen?* Aber es war doch lieb an dir, wie deine Tränen der Empörung und deine Art, Krankes und Kleines anzufassen und einfache Leute zutraulich zu machen. Wenn du sie auch oft recht süß zu beschwindeln wußtest ... nun ja, aber du hast sie glücklich gemacht. All das Liebe, das du andern antatest, das tatest du mir an, denn auch das machte dich mein, machte mich gänzlich dein, auch wenn ich in einer Gedankenwelt, die dir fremd blieb, einherging und meine Erkenntnis ausprobierte, einriß und wieder zu neuer Überzeugung aufbaute, ohne zu wissen für wen, nur weil's mich trieb. Aber du standest und hattest arme Kinder an der Hand und sagtest immer: *du mußt helfen, du mußt helfen* ...Ach, wenn ich doch uns selber helfen könnte!"

Seine Stimme wurde noch leiser, es war nur ein Flüstern über ihr, das sie mehr fühlte als verstand; an ihrer Schläfe die weiche Haarwelle, alles zitterte mit.

"Ich habe dich bewundert, Meisi, denn du bist süß und kostbar, und bist auch viel gescheiter, als du dich ausmachst, du Siebenschläferin. Und hast mich auch namenlos erbarmt, weil du scheu und verlassen warst, wie irgendein Waldtierchen, das eingefangen wurde und nur fort möchte ins Dunkel. Ach, du liebst nicht über dich zu reden, und wenn ich dich frug, war's auch noch so behutsam, da hast du nur gelächelt, wie gequält. Aber ich habe dich besser verstanden, als du weißt, und du hast niemand so angehört, wie du mein eigen warst. Darum weiß ich, daß du eine Eigenschaft hast, gegen die ich machtlos bin; es ist eine seltsame Trägheit, wenn sich's um die eigenes Glück handelt, und daß du nicht kämpfen magst um irgend etwas. Lächelst hinauf und denkst: *Ja, der schöne Apfel, wenn er doch herunterfiel ... aber es wird ja doch nicht geschehen!* Nicht weh tun, warten, gegen alle freundlich sein – ja, Meisi, du brächtest es fertig, gegen den

Henker freundlich zu sein. Und unterdessen rinnt das Leben vorbei. Wenn ich wüßte, daß du irgend etwas hättest, eine Arbeit, ein Ziel, etwas, das dich frei und mutig macht, und müßt' ich dich dadurch erst recht verlieren, dennoch Meisi, dennoch ... Aber ich weiß, daß dir nichts bleibt als Kälte und Leere, und wenn du dich hineinfindest, das ist erst recht traurig. Aber eins hast du, haben wir, unseren Schmerz, niemand darf die Hand dran legen, heut ist er noch unser, gehört uns ganz allein, und darum müssen wir voneinander gehen, wo alles noch ganz kostbar ist und es uns furchtbar wehtut."

Ein stärkerer Hauch trieb den Resedaduft ins Zimmer, man hörte fernes Räderknirschen, ein Hund bellte irgendwo ... es war still, wie verzaubert. Der Mann fuhr sich über die Stirn und wandte sich zum Fenster; denn es schluchzte etwas in ihm auf, und er mußte das erst zur Ruhe bringen. Meisi kroch noch mehr zusammen, machte sich ganz klein wie ein krankes Kätzchen. O wie grauenhaft alles doch war! Sie hatte nicht alles verstanden, aber etwas Kaltes saß ihr in der Brust und dehnte sich, wurde immer größer, und die Füße waren ihr wie zerschlagen. Wenn er sie doch chloroformieren möchte und in den Wagen packen, nichts fragen, nichts sagen, und am nächsten Morgen würde sie an seinem Herzen aufwachen, irgendwo über der italienischen Grenze, wo es ganz heiß war und die weißen Häuser schliefen und die Zikaden in den Bäumen sägten! Wo man den Tag verschlief. Wenn er sie doch ganz rasch nehmen wollte oder ihr einen Schlag vor die Stirn geben, daß sie die Besinnung verlöre und gar nicht sagen könnte: "Ich will" oder "Ich will nicht"; wie man Tiere betäubt vor dem Töten. Aber er war seit acht Tagen so anders, nachdenklich und freudlos, seit sie ihm gesagt, Emmo käme her und es würde wohl alles recht schwierig sein; besser, er machte zunächst eine Bergtour, aber sie würde schon alles einrichten, auf keinen Fall dürfe er ganz weg, das hielte sie nicht aus. Wie er sie da angesehen hatte – ganz fremd war sein Gesicht geworden. Und seitdem hatte er ein-, zweimal von Entscheidung gesprochen, von Wahrheit, von einem tiefen Schnitt; den sollte sie tun. Und das konnte sie doch nicht. Lieber tausend Lügen als eine solche Grausamkeit. Begriff er's denn nicht, wie nötig sie daheim war? Ob er erwartete, daß sie ihm das erklären sollte? Sie konnte doch von "dort" mit ihm nicht reden. Ach, warum verstand er sie nicht! War denn in der Liebe immer ein Teil Tortur? Konnte man sich nie dehnen und alles vergessen? Manche Namen, wie sollte sie die vor ihm aussprechen! Vergaß sie

doch am liebsten, daß es für sie ein Zuhause gab, jetzt, wo dies kleine, hellgetünchte Zimmer ihr Heimat geworden. Aber nun sah sie alles deutlich: den armen, jähzornigen Menschen, der es gar nicht verstand, mit anderen auf die Länge auszukommen, die Schwägerinnen, zarte, verblühte Mädchen, die auf viel verzichtet hatten ihm zuliebe und auch ihr; und dann war da ihr eigenes Vermögen, es war im Gut verbuttert worden während der letzten, schlechten Jahre; Emmo würde es herauszahlen, "ihr vor die Füße werfen", ja., so würde er sagen, und dann brach alles zusammen. Das alte, einstöckige Haus, jetzt im Spätsommer sah's wohlwollend aus, wie eine alte Frau, die in der Sonne sitzt und in allen Runzelchen lächelt. In den Lindengängen war es still, und im Blumenrondell duftete der Heliotrop einsam in der Sonne. Die Blumen kamen dankbar in dem leichten, sandigen Boden; die Zimtnelken in den Rabatten, in allen Farben, und Skabiosen, wie große Brombeeren; kleine, stahlblaue Schmetterlinge flogen drüber hin in der klaren Septemberluft. Am Haus die großen Fuchsienbüsche in grünen Holzkübeln, sie waren der Stolz der alten Frau gewesen. Ach Gott, ja, die Gräber im Park, in den Birken ... der Wald fing gleich dahinter an mit seinen riesigen Föhren und Ameishaufen. Manchmal saßen Eichkatzen auf den Grabsteinen. Ja, das war Emmos Heimat, und auch Freda und Mariagnes waren dort aufgewachsen. Das mußten sie doch behalten, den großen Saal oben, wo es hallte, wo noch die Efeulauben standen, in denen die Schwägerinnen ihre Puppenkaffees gegeben hatten; Freda von kleinauf kränklich, und Mariagnes? So eine arme, verbitterte Hofdamenexistenz, Gradnitz bedeutete ihre ganze Jugend, ihren letzten Ehrgeiz, das Spalier, an das sich ihr blasses Wesen anklammerte. Nein, nein, es war alles Unsinn; fast wallte Zorn in ihr auf, daß Gerhart von dem tiefen Schnitt gesprochen, als sei es denkbar. Nur nicht grausam sein, nur das nicht. Nachher kam das Mitleid, diese bohrende Qual, und machte alles zunichte.

Aber er – still und ernsthaft dort ma Fenster; "nicht lügen" las sie auf seinem Gesicht. Ja, das war so seine Art. Er vertrug nichts Schiefes in sich, ebensowenig wie ein schiefhängendes Bild an der Wand. Die Tischdecke mit dem häßlichen Muster hatte er gleich hinausgeworfen, als sei's ein Feind. So wollte er auch nichts, das ihm ihrer Seele Bild verdarb. Ach, was ging sie ihre Seele an! Da war ja so ein Spruch, von der Seele, an der man Schaden nimmt, und wenn man auch die Welt gewönne. Sie wollte die Welt

gewiß nicht gewinnen, aber um ihre Seele sorgte sie sich nicht. Vielleicht hatte sie gar keine. Nur ein Herz und das tat ihr weh. Wie doch die Menschen verschieden liebten. Nicht besser, nicht schlechter, nur verschieden. Ihr war alles einerlei. In einem Keller, mitten zwischen Kohlen und alten Fässern und Kisten würde sie ihn getroffen haben und geküßt und gemeint, es sei das Paradies um sie her! Und ebenso würde sie das andere ertragen haben und, wenn's nicht anders ging, auch Lug und Trug. Aber er litt darunter, er wollte nichts Blindes, Unreines; so oder so, da war kein Mittelweg. Deshalb mußte er nun fort, mußte ihr das antun, daß ihr ganzes Leben auf einmal schwer und grau wurde, viel grauer als früher, ehe sie ihn gekannt. Ach, es konnte ihm nicht so weh tun wie ihr, sonst bliebe er eben, aber er kam bald wieder, oder irgendwas – aber so – auf Niewiedersehen? Nicht so weh? Nein, im selben Augenblick bat sie ihm den Gedanken ab: der Ausdruck in seinen Augen ...

Morgen früh ging er wohl, oder schon heute abend. Besser heute abend. Wie wär' es auch zu ertragen, noch einmal, zum letztenmal, im Speisezimmer zu sitzen, die Kehle voll Tränen, und sich Brot anbieten und die Speisekarte weitergeben; das Bild von Wilhelm Tell im Kreise der Seinen, über das sie oft gelacht, an der Wand gegenüber, und das offene Fenster mit der Aussicht auf die verglühenden Berge ... wie gräßlich alles – oh, zum Sterben ...

Wie hatte sie dieses Land geliebt, ach, alles darin, an seiner Hand. Gleich anfangs, als es noch neu und überraschend war, die Wege wie Rätsel, verlockend; immer höher hätte sie steigen mögen, an schwierigen Stellen half er ihr und lachte, und sie wünschte sich heimlich viele schwierige Stellen, weil er ihr dann die Hand gab, seine starke, warme Hand. Wonnig war's, wenn dann nach dem Steigen der Pfad am Berggrat eben entlang ging. Man schritt aus, rasch und gesund, jede Sehne spannte sich, jedes Gelenk freute sich, bei jeder Biegung des Wegs war es, als trete man auf eine Brüstung mit neuem, verändertem Ausblick. Wie sich die Wolken im Tal verfangen, wehende Reitermäntel! Die Herdenglocken läuteten durch den Nebel. Durch vergitterte Dörfer kamen sie, totenstill; die Leute alle fort beim Heuen, nur einsame Katzen vor verschlossenen Türen. Aber wo immer ein kleiner Platz war, da schattete ein Nußbaum, und darunter war der Brunnen – fließendes Bergwasser, stählern, eiskalt, unerschöpflich. Frisch und wasserklar war auch ihre Liebe auf diesen Wanderungen.

Etwas Brüderliches war im Zusammenschreiten, Brudergefühl mitten in der heftigsten Zärtlichkeit; ein Verstehen, als hätte man sich von Kind auf gekannt. Ja, sie brauchten einander nichts zu nennen, ein Blick, ein Aufleuchten, und die Schönheit dieses geliebten Landes schien sich zu weiten, sie zu umfassen und näher zusammen zu drängen mit froher, zwingender Gewalt. Oh, du tiefe, himmlische Gesundheit erwideter Liebe!

Aber einmal hatte sie sich doch gezankt. Damals, beim Photographieren. Da war eine Bauernfrau, sie wollte ihre Kinder schrecklich gern photographiert haben, und Meisi stellte sie zusammen, auf den Stufen vor der Haustür. Die Mutter band ihnen saubere Schürzen um und flocht dem kleinen Mädchen die Zöpfe. Sie freuten sich und waren ganz verschämt vor Stolz, und Meisi mußte ihnen versprechen, ein Bild zu schicken, natürlich nur, wenn sie nicht gewackelt hätten – und die Frau diktierte umständlich Namen und Adresse. Dann aber, als sie weitergegangen waren, hatte sie ihm eingestanden, der Film sei ja schon zu Ende gewesen, aber sie hätte der Frau doch die Bitte nicht abschlagen können, und die Freude hätte sie nun doch gehabt. Da lachte er, aber es hatte ihn verdrossen, und er sagte etwas, das sie furchtbar ärgerte.

280

Doch solcher Streit war bald verflogen. Dazu war alles viel zu schön; das Bergwasser, die prickelnde Luft und der Atem der Wiesen, tanzendes Licht und tanzende Schatten! Und sie zwei, sie zwei, ganz allein mitten drin!

Blauer Enzian! Hochstengelig, am Waldrand gewachsen! Wenn man hineinsah in die Kelche – wurde man selbst zur Biene, zur wohligh saugende. Ach, und später dann, ein Stübchen, ein weißgetünchtes, dorthin gingen die Gedanken, atemlos, und standen still ... da war ein tannener Tisch und der Krug mit den scharf gezackten Blüten darauf; wie sie erst ertranken in der Dämmerung und später dann, als das Licht brannte, ihr Schatten erwachte auf der kahlen, reinen Wand!

An jenem Abend waren sie, nach stundenlanger Wanderung, in dem kleinen Gasthaus eingekehrt, das sich mit seiner Front über dem Berghang erhob, an dem das verwitterte Dorf hinunter kroch im Zickzack, an steiler, gepflasterter Straße entlang: Häuser mit uralten Schindeldächern, kleinen Terrassen und blumenbunten Altanen, Brunnen, wo Frauen Salat wuschen und Kühe tranken, stöhnend vor Behagen. Am einzigen, ebenen Platz lag die Posthaltereie und, etwas erhöht, die kleine Kirche mit

ihrem Gräbergarten, wo die Toten in einer Wildnis von Rosenbüschen und Butterblumen, zitterndem Hafer und flatterndem Mohn, beim Klang der Posthörner eine frohmütige Ruhestatt hatten.

Aber Meisis Zimmer sah nicht auf das Dorf hinab, ihre Fenster waren auf der Rückseite des Hauses. Dort lag eine weite Wiese, die sanft abwärts glitt in ein anderes, unsichtbares Tal. Da war alles weiß von wildem Kümmel, und wie dann der Mond hinter dem Lärchenwald aufging, glitzerten die flachen Dolden wie Rauhreif; man hätte sich gescheut hinauszutreten, diesen Zauber, diese Heiligkeit zu durchkreuzen.

Meisi hatte auf der Fensterbrüstung gesessen, er hinter ihr. –

Daran will ich denken, wenn ich nicht aus und ein weiß, wenn mich der Kopf brennt, dachte sie; – dann hatte sie sich zurückgelehnt und ihren Kopf in die kleine Mulde gelegt, zwischen seiner Schulter und Brust; da lag sich's still und sicher, und sein Herzschlag ging stark und ruhig. "Nun bin ich ein kleines braunes Haus," hatte sie gesagt, "und deine Schulter ist die Bergwand, deine Stirn ist der Gipfel, und nun sollst du sagen: Frieden über dem kleinen Haus!" Wann war das gewesen? Vier Wochen, nicht mehr? Wann hatte sie ihn denn nicht gekannt? War's möglich, als sie ganz klein war, mit einem Korallenkettchen und einer seidenen Masche im Haar, da ging er schon irgendwo in die Schule, später dann war er Student, und eine Zeitlang lebten sie gar nicht weit voneinander und hatten doch nichts voneinander gewußt. Und nun wußte sie nur noch von ihm und er war die süße unbegreifliche Gegenwart; das Frühere ... ach, alles vergessen, ewig lang war das her!

Aber nun sollte es aus sein. Nie wollte sie die Berge wiedersehen. Ach, wie furchtbar ist das in der Welt; mit dem Alter, muß man da immer mehr Umwege machen, immer mehr Stätten meiden? Nein, wie ein Messer ins Herz würde alles hier sein, wenn sie's je wieder sähe ... Auch Blumen gab es hier, kleine braune Orchideen, die wie schwedische Handschuhe rochen und jetzt eben, das Reseda, nach dem Gießen, und das Geräusch des eisernen Rechens im Kies ... das war nun alles schon verloren, sie mußte es von sich tun, sich nicht festklammern, nein, hergeben, hingeben, rasch, rasch. Sie wollte nach Hause reisen gleich, morgen schon, irgendein Vorwand würde sich schon finden. Denn Emmo durfte hier nicht her, nicht eine einzige Stunde. Wenn sie es nun alles hergeben

mußte, die Wege hier, die wollte sie allein mit ihm gegangen sein, kein fremder Fuß, kein fremder Fuß ... Was hatte er doch gesagt: "Unser Schmerz ist kostbar, niemand soll die Hand dran legen."

Ja, zu Haus würde es noch am besten sein. Pflichten sind auch ein Schlafmittel. So eine Art Stundenplan wollte sie sich machen, Sophie sollte ihr alles einteilen helfen. Morgens der Tee – schrecklich – aber es war wohl am besten gleich von früh an; dann Emmo bei den Büchern helfen, es war alles in Konfusion, und er dachte immer gleich, er würde betrogen. Dann war Interview mit dem Vatikan (Herr und Frau Inspektor trugen diesen Kollektivnamen), da war auch zu begütigen, denn der Inspektor war brummig und unfehlbar, aber er hatte schließlich doch immer recht, deshalb konnte Emmo ihn nicht leiden. Dann ging sie wohl auch zur Gemeindeschwester, die Kinder sangen so blöde Liedchen; es waren ein paar dabei, die waren schön, mit langen Augenwimpern, aber sie durfte sich ihre Vorliebe für sie nicht merken lassen, denn es waren die Kinder vom polnischen Knecht, der immer betrunken war, und die Frau stahl wie eine Elster ... Dann nachsehen, ob Freda alles hatte, was sie brauchte, Mariagnes war versorgt, sie malte vormittags im Freien; ganz modern, lila Ackergäule auf gelben Feldern, eigentlich paßte das gar nicht zu ihr ... warum malte sie nicht all die süßen, stillen Blumen – ganz genau, wie sie waren – meinte Meisi – etwas Schöneres konnte man doch nicht erfinden ... Mittagessen! O Gott, die Unterhaltung! Wie so ein ausgeleiertes Dorfkarussell, man sieht denselben schäbigen Schummel immer schon von weitem kommen.

Hinterher mußte Freda in der Veranda etabliert werden, mit Memoirenliteratur, sie hatte eine Passion für Marie Antoinette. Sophie machte den Kaffee mit ihren lieben, dünn gearbeiteten Händen. Später ausgehen mit Emmo oder fahren mit Mariagnes und Emmo, er war bei allem dabei, was war zu machen; wie eine Stubenfliege, die sich einem immer wieder auf die Nase setzt – der arme Kerl. Zum Tee kamen Pastors, und der Pastor redete über die Begehrlichkeit der unteren Klassen, war dabei aber gutmütig und half ihr mit den Landstreichern, die Emmo immer gleich dem Gendarmen ausliefern wollte. Die Pastorin war fein und leise, sie sagte immer: "Mein lieber Mann", aber sie hatte ein Grübchen, wenn sie lächelte, wie herübergerettet aus ihrer Jungmädchenzeit. Ihr kleines Töchterchen hatte sich furchtbar verbrüht und war

gestorben unter entsetzlichen Qualen. Aber sonntags saß sie in der vordersten Bank und sah zur Kanzel auf und hörte all die Worte, mit blassem, geduldigem Gesicht ... Ob das wirklich ein Trost war? Manchmal ging Emmo zum Förster, da brauchte sie nicht mit. Aber allein mochte sie nicht sitzen. Sophie sollte kommen, ihr die Haare kämmen, das machte schön schläfrig, oder sie wollten kramen, die Sachen der Schwiegermutter waren noch immer nicht verteilt. Die Mahagonischranke seufzten beim Öffnen, als sei's die alte Frau selbst ... Später am Abend saß man unten im Gartensaal ... Nachtmotten schwirrten um die hohe Lampe, Mariagnes öffnete den alten Flügel und spielt das Frühlingslied von Grieg und blieb im Mittelsatz stecken. Sie wollte lesen, sich Bücher kommen lassen, über Chemie und Volksernährung, was hatte er doch gesagt: "Meine Gedankenwelt, die dir fremd ist" – Ja, und dann, nachher ... Sophie sollte bei ihr sitzen und von ihrer Kinderzeit erzählen, von der kleinen Stadt in Friesland, bis sie einschlief ...

Sie stand auf, sah sich um, fröstelte; und weil ihr die Glieder wie tot waren, griff sie nach seinem Arm, um aufzustehen. Der stützte sie, selbstverständlich wie immer. Nun standen sie beim Fenster, die Abendsonne kam nur noch leise durch den Laden. Da fühlte sie ein Zittern, ein Werben in seinem Arm, und schon küßten sie einander, angstvoll und rasch, ohne Ruhe, ohne Lust, wie sich Menschen küssen, wenn das Schiff im Sinken ist. Aber in ihr wartete etwas und spannte sich, bis in die Fingerspitzen, und wollte gezwungen sein, nicht weil sie ihm recht gab, sondern weil sie ihn liebte. Aber da löste er leise die Arme, und sie fühlte ihre Lippen grau werden: Er hat mich geküßt, wie man seinen Koffer zuschließt.

Da trat sie noch näher ans Fenster und stieß rasch den Laden auf, der letzte Abendglanz strömte herein und mit ihm der Duft und der Dunst der Wiesen. Wie im Traum, wie jenseits einer Brücke sah sie zurück auf ihn, sah die kleine zuckende Falte am Augenlid, die den Augen so große Freundlichkeit verlieh; die sie so sehr geliebt.

Heute nacht würde sie die Herdenglocken noch hören, fein und deutlich, am Berghang herauf. Aber er nicht mehr; er würde im Nachtzug sitzen und in der Frühe schon im heißen, schläfrigen Süden sein. Und was war's, das schon jetzt in ihrem Herzen zu nagen begann, leise, unerbittlich? War's der Groll, daß er sie nicht zu zwingen vermocht, alles zu lassen, um mit ihm zu gehen, das ganze Leben?

Schule und Charakter. Moralphädagogische Probleme des Schullebens. / Friedrich Wilhelm Foerster. - Zürich: Schultheß, 1920	

Technik und Ethik. Eine kulturwissenschaftliche Studie. / Friedrich Wilhelm Foerster. - Leipzig: Felix, 1905	
Fontana, Oskar Maurus Erweckung / Oskar Maurus Fontana. - München: Wolff, 1919	BSW
Forbes-Mosse, Irene Laubstreu / Irene Forbes-Mosse. - Stuttgart: Dt. Verl.-Anst., 1923	BSW
Forster, Georg Ausgewählte Schriften / Georg Forster; Rudolf Leonhard [Hrsg.]. - Berlin: Dt. Buch-Gemeinschaft, 1929	BSW

Verzeichnis der Bücher,
die 1933 aus dem Bestand der TH Braunschweig aussortiert
und zum größten Teil vernichtet wurden.
(BSW = aus der Bibliothek des Studentenwerks)
https://publikationsserver.tu-braunschweig.de/receive/dbbs_mods_00029485

Die kleine Prinzessin ¹⁴³

Die kleine Prinzessin war sehr krank. Die Wachen raunten es einander zu, die alte Frau, die mit ihrem Eselwagen, mit Besenreisern beladen, vorbeikam, die Kinder, die mit Blättergirlanden um die Hüte hinter ihren Lehrern vom Walde heimkehrten, ja auch der verlumpfte Italiener, der vor dem Gittertor seinen Affen auf der heisern Drehorgel tanzen ließ – sie wußten es alle und spähten nach den geschlossenen Fenstern.

Das Schloß stand warm und grau auf seiner großen Terrasse; es war solch milder Spätherbst. Die Blätter lagen gelb und feucht an der Erde, die Gartenfrauen harkten sie zusammen ... und die Dächer des ausgestorbenen Badeortes blinkten herauf durch den weichen, blauen Dunst. Es kamen Wagen den Berghang heraufgefahren, schwere wagen mit fetten bedächtigen Pferden. Alte Herren stiegen heraus, mit Glatzen und Orden, Offiziere mit leise klirrenden Sporen, und feine, flüsternde Damen, alte und junge; sie hielten zarte Taschentücher ans Kinn gepreßt. An dem großen Tisch im Vorraum stand ein weißhaariger Lakai, er rückte das Tintenfaß zurecht, er prüfte eine Gänsefeder auf dem Daumennagel. Und alle schrieben sie ihre Namen in das große, lederne Buch, das auf dem Tisch lag. Und jeder, der geschrieben hatte, seufzte tief und sagte: "ja – ach ja" – und die Kleider der Damen rauschten, und es roch nach *eau de lavande ambrée*.

Oben lag die kleine Prinzessin, mit dickem, heißem Gesichtchen, und die Königin saß am Fußende, denn man sollte ihr ja nicht die Luft versperren, hatte der Medizinalrat gesagt. Die Königin hatte einen Zipfel ihres feinen Taschentuchs mit den Zähnen festgebissen, den anderen hielt sie in den Händen; sie fühlte nur das Blut in ihren Schläfen pochen, sie hatte so viel gedacht all die Tage und Nächte, nun dachte sie nichts mehr. Der König stand am Fenster und sah hinunter auf den schmalen Privatgarten, der dem Publikum nicht geöffnet war. Er lag so still da in der Sonne. Nun

¹⁴³ Enthalten in: DIE LEUCHTER DER KÖNIGIN (Berlin 1913: S. Fischer Verlag)

trommelte der König auf die Scheiben den Hohenfriedberger Marsch, und fuhr zusammen über den Lärm, den er machte, und war ein Weilchen still – dann sah er sich einen Augenblick um – nein, nur nicht sich rühren; stillstehen, das war das einzige ...

All die Puppen der kleinen Prinzessin saßen steif nebeneinander auf dem blauseidenen Kindersofa; es waren sehr viele, auch ein Schwedenjunge und eine kleine Mohrin waren dabei, und so niedliche Wickelkinder; eins besaß gar eine eigene winzige, silberne Wärmflasche ... Die kleine Prinzessin war immer sehr gerecht mit ihren Puppen gewesen, da war keine, die sich hätte beklagen können. Nun saßen sie aufrecht da, mit offenen Augen, schon seit drei Tagen; das war ihnen noch nie vorgekommen.

Die kleine Prinzessin aber sah gar nicht nach der Seite hin; ihre Augen blickten auf die Bettdecke, die machte Täler und Hügel, wo ihre kleinen Beine waren ... und auf einmal war ihr's, als ginge sie auf der Bettdecke spazieren – war das nicht die große Wiese mit den Herbstzeitlosen ... so weich unter den Füßen, man wurde recht müde – ja, und pflücken – das ging nicht.

Ach, auf einmal stand ja der alte Herr Doktor da, neben der Wiese, er sollte ihr pflücken helfen – sie bewegte leise die Lippen.

"Was befehlen Eure Königliche Hoheit?" – sagte der alte Mann (aber eigentlich sagte er: Was kann ich nur noch für dich tun, du armes kleines Mädchen?) ... Da wurden ihre Augen ganz klar ... ach ja, das war ja ihr Bett – und ihre Bettdecke, und dort am Fenster, der runde Rücken, war das nicht Papa?

"Papa", sagte die kleine Prinzessin, und der König stolperte an das Bett; das Haar, das sonst glatt über die Glatze gebürstet war, hing über das eine Ohr herunter – er war ein recht alter, kummervoller Mann ...

"Papa," sagte die kleine Prinzessin und dehnte sich ein bißchen, "willst du mir das erlauben, wenn ich doch einmal eine Nacht bei Diana schlafen dürfte, in der Hundehütte, da ist Stroh, das muß schön sein."

Aber den Wunsch konnte ihr der König nicht mehr erfüllen, denn dann starb die kleine Prinzessin.

Silbernacht¹⁴⁴

Die Frauen wanderten, fächerförmig über die Wiese verstreut, im Monddunst dahin. Das Gras war schwer von Tau, aber so war's recht, denn die Kräuter müssen naß und glitzernd gepflückt und in ihrem eigenen Saft gesotten werden, sonst gerät der Trank nicht.

Die Alte, die sie anführte, ging seitwärts am Waldrand; dort, bei den großen Schierlingsstauden, wo die Erde schwarz und moorig war, schnob und schnüffelte sie und murmelte allerhand sinnlose worte, denn das gehörte zum Handwerk. Von Zeit zu Zeit aber lief sie im Halbkreis zurück, die Säumigen zusammenfassend und vorwärts treibend, wie ein alter, aufmerksamer Schäferhund.

Es war kein rechter Nachwuchs mehr. Früher, die jungen Hexen, waren anders gewesen. Wenn sie an die wilden Ritte dachte, damals, über die schlafende Stadt, über die einsamen Wälle hin, den klotzigen Turm streifend, wo die Gefangenen verzweifeln – immer weiter in den schwarzen Flor der Nacht hinein, und hinter sich, unter sich ließen sie all den Stumpfsinn, die Grämlichkeit und Tyrannei. Ach, wie zahm war seither alles geworden. Nicht einmal ordentlich verfolgt wurden sie mehr. In jener Zeit hatte man so seine drei, vier Scheiterhaufen in der Familie, das war wie ein Adelsbrief; die besten Kreise des Brockens taten sich einem auf. Aber nun! Höchstens bekam man eine Verwarnung oder wurde aus einem Dorfe gepeitscht, Zigeunern und Bänkelsängern zugezählt; es war kein Respekt mehr vor dem Satan. Nur noch zum Besprechen kranker Kühe taugte man; und dazu wär auch der Schinder gut gewesen.

Ja, der Schinder und des Schinders Tochter. Wenn sie die einweihen könnte und ihnen die alten Geheimnisse anvertrauen. Dann möchte nur der Tod kommen; keine

¹⁴⁴ Enthalten in: DIE LEUCHTER DER KÖNIGIN (Berlin 1913: S. Fischer Verlag)

bessere Nachfolgerin konnte sie sich wünschen. Sannchen sollte ihr Häuschen erben, ihren einäugigen Kater zu Tode pflegen und Augen und Ohren offen halten über den Unterdrückten im Lande.

Sie wandte sich um. Eine junge Magd zupfte sie am braunen, zerfetzten Rock. "Es ist spät, Rappholzin, wir müssen heim; die Kräuter legen wir Ihr auf die Bank vor die Türe, und morgen hol ich den Sud ab. Acht Krüge, denn einer ist für die Büttnerin; ihr Kürtchen ist krank, sie hat nicht kommen mögen, ich sollt Ihr's bestellen."

"Ist gut," knurrte die Alte, "gehet heim zu euren Männern und Kindern; kocht Brei und hängt Windeln auf, für das quarrige Gezücht. Aber das war immer so. Wenn eure Großmütter schon die Nase zum Schornstein hinausstreckten, wenn die Windfahnen knarrten und der Kater über den First schlich, da ist manch liebes Mal von unten ein Gequäk heraufgekommen; ja, dann fuhren sie mit der Hand nach der Brust: mein Kleines ist hungrig – und fort waren sie, und bis zum nächsten Neumond mußten sie sich 's Gelüst verbeißen. Aber die Zeit wartet nicht, und einmal hat jeder Tanz ein Ende."

Die Weiber kamen, halb ängstlich, halb kichernd, und sagten der Alten gute Nacht. Man wollte ja gern ein wenig gruseln, und der Prediger durfte es nicht wissen, und seine sauertöpfische Frau erst recht nicht; aber so recht glauben wollten sie der Rappholzin doch nicht. Freilich, das Vieh besprechen und aus den Karten lesen, das verstand sie; und auch in Liebessachen wußte sie rat, das war verbürgt. Aber daß sie vor mehr denn hundert Jahren mit der jungen Bürgermeisterin und der Tochter des Büttels auf Besen durch die Luft gefahren und sich in Gestalt von Saatkrähen in die große Pappel beim Fluß niedergesetzt hatten, wo ein Landstreicher, der im Graben lag, ihre Gespräche belauscht hatte (denn er war ein Sonntagskind und der Vogelsprache mächtig), wodurch große Schande und Jammer über die Stadt gekommen wäre, wenn er nicht, des Brandes einer Scheune verdächtig und überführt, seinen Frevel durch den Tod von Henkershand gebüßt hätte ... das alles konnten die gedankenlosen oder schwerfälligen Geschöpfe doch nicht für wahr halten; und wäre es nicht um den Verdienst gewesen, der not tat, die Rappholzin hätte ihnen am liebsten die Tür gewiesen, wenn sie blöde grinsend mit ihren kranken Kindern kamen oder sie holten, weil die Kuh nicht fraß, oder die Magd keine glückliche Hand hatte mit dem Jungvieh.

Die Alte ging allein bis zum Ende der Wiese, die dort sanft anstieg, von der Landstraße begrenzt, fahl im Mondeslicht. Der Wald trat still zurück, das Silber floß ihm über die Wipfel; aber die waren so dicht, die Wurzeln blieben im tiefen Dunkel. Am Wegrand saß ein Mädchen, schwächlig, der Zopf hing ihr über die Schultern in den Schoß hinab, auf dem ein großer Strauß Waldblumen lag; sie hielt den milchweißen Hals hintüber geneigt, den Mund halboffen, aber die Augendeckel waren geschlossen.

"Sannchen," rief die Rappholzin, "was machst du hier? Was bist du nicht daheim in deinem Bett zu dieser Stunde?"

Das Mädchen fuhr ganz leise zusammen, nun standen ihre Augen groß auf, blau und ratlos, aber ohne Furcht, wie von guten Kindern beim Erwachen.

"Was für schlimme Blumen hast du gesucht bei Vollmond!" fuhr die Alte fort. "Giftiges Zeug, Fingerhut und Nachtschatten; und da, das kleine, bläuliche Sternkraut, wo fandest du das? Ist selten hierzulande, ein mächtiges Kraut, kann Riegel öffnen und Ketten lösen."

"Wie kann das schlimm sein, was so schön ist", sagte das Mädchen und strich mit den Lippen über die Kelche. "Und wenn auch ... Sieh, ich küsse den Tau aus jeder Blume, denn ich bin so voll Glück, nichts Böses kann mich kränken. Ja, gesegnet sollen sie sein, die ich in dieser Nacht an meinem Wege fand."

Die Alte sah das Mädchen an. War das Glück so über sie gekommen, daß sie nun starrete, als sähe sie ein Gespenst? Und es fiel ihr aufs Herz, daß Sanna in letzter Zeit so oft bei ihr gewesen und sie gar dringlich gebeten hatte, aus den Karten zu prophezeien.

"Komm mit mir über Nacht", sagte sie. "Dein Vater wird aufwachen, wenn du heimkehrst, und dann schlägt er dich."

"Mein Vater wird mich nie mehr schlagen", antwortete Sannchen, ihre kleinen Zähne glitzerten feucht. "Noch gestern hätte er mich schlagen mögen, aber nun nie mehr."

Die Alte knurrte; sie verstand sie wohl. "Wie lange wird er noch bleiben, der mit dem Mantel und dem Dreispitz, der nur im Dunkeln kommt!" sagte sie. "Und wenn er dann fortreitet, willst du hinter ihm herlaufen mit verstörten Augen und die Leute an den Kreuzwegen fragen: muß ich rechts oder links? Und willst du vor sein Haus gehen in der fremden Stadt? Dort stehen die Häuser stattlich um den Markt, der geht bergauf, und oben, recht wie eine Königin, steht die Kirche über den Staffeln. In den Häusern

wohnen karge, blasse Frauen; Tür und Fenster halten sie versperrt. Sie haben Truhen voll Leinen, und Säulenbetten, und ihre Kinder schlafen in geschnitzten Wiegen. Sie blasen den Staub von den silbernen Bechern, sie wiegen den Mägden Flachs zu, sie geben ihrem Kind einen schönen Apfel und sagen: *'Geh spielen, aber so die Gassenkinder mit dir reden, so antworte ihnen nicht.'* Sannchen, was willst du da, was gehn sie dich an? ... Es gibt auch eine Säule dort, unter der Kirche, neben dem Sankt-Jürgen-Brunnen. Ei, das ist ein lustiges Plätzchen, sag ich dir. Es führt ein Treppchen hinan, und droben kann man sich den Buckel wärmen von allen Seiten. Dort stehen die armen Sünder und dürfen sich noch einmal umsehn, eh man sie zur Richtstatt führt. Aber auch Landstreicher, alte, ganz alte, Sannchen, oder fahrende Fräulein, jung wie du, die sie aufgriffen auf der Landstraße. O, wie die Sonne sticht, so in den letzten Stunden, ehe der Abend kommt. Die Haare kleben dir am Kopf, die Augendeckel brennen dich, über dir fliegen die Markttauben, die Gassenbuben pfeifen, die Glocken dröhnen dir im Hirn. Niemand kommt, dich zu erquicken; keinen Becher Wasser reichen sie dir, nicht einen Schwamm voll Essig, daran zu saugen, wie sie ihn einst deinem verschmachtenden Heiland gereicht."

290

"Was geht mich an, was da sein wird oder nicht sein wird", sagte das Mädchen, und brachte nur mühsam die Worte heraus, wie im Schlaf. "Recht kann ich nur wissen, was ist, und dem will ich Treue halten. Rappholzin, ich hab des Gerbers Elsein im Strohkrantz gesehen, der lag ihr weicher ums Haupt als die Krone aus Flitter und Seidendraht, die die Predigersfrau den Bürgerstöchtern aufsetzt. Die Ähren machten ihr eine weiche Wulst gegen den harten Pfahl. Die Else sah so vor sich in die Luft, sie merkte nicht, was die Leute schrien; ihr Herz war weit von ihr, bei anderem Schmerz ... der half ihr."

"Sannchen, komm heim zu mir, ich geb dir einen Trank, daß du alles vergessest und dein Herz wieder leicht und leer sei wie ehemals."

"Rappholzin, wie kann ich denn wissen, ob mir's auf Erden noch gefiele, wenn ich von ihm nimmer wüßte. Weiß ich doch nicht mehr, wie mir war, ehe denn ich ihn gekannt. Nein, glaubet mir, das Wagnis ist zu groß", sagte Sannchen und lachte still auf.

"Höre denn," sprach die Alte noch eindringlicher, "so geb ich dir einen Trank, den stärksten, den ich habe, den misch ihm unter den Wein, so wird er dir Treue halten bis zu seinem Tod."

"O Frau!" sprach das Mädchen und sah sie groß an, und das war, wie wenn der Wind in eine träumende Fahne fährt und sie auseinanderschlägt, daß sie ihre Farbe bekennet mit Leuchten: "Was seid ihr so alt und sahet so viel, aber wo blieb Eure Weisheit? Denn was soll das Trachten und Sorgen? Müssen wir nicht auch Gott lieben und wissen doch nicht, ob er uns wiederliebt? Wir armen Schelmen! Was soll mir der Platz zu meines Herrn Rechten bei Tafel und Prozession? Der ist nicht für meinesgleichen. Hab ich doch den Platz zu seiner Linken, da meine Stirn an seinem Herzen ruhte, als draußen die Welt still ward und über Markt und Wiesen der Traum ging. Gäbet Ihr mir Euren Trank, und hätte ich ihn auch bezahlt mit meiner ewigen Seligkeit, und säße nun am selben Tisch mit meinem Herzgeliebten – zu seinen Füße hinschütten wollt ich die Zauberei und lachen dazu. Dann aber wollt ich ihm anderen Wein schänken, klaren, herben, und sagen: Ob du nun gehst, ob du nie wiederkehrst, heute war gut, habe Dank für heute!"

Und sie drückte ihren Strauß mit beiden Händen an die Brust und lächelte hinaus in das Silber und den Tau und schritt, ohne weiter auf die Alte zu merken, die weiße Landstraße hinab, dem Flusse zu, wo zwischen Weiden ihres Vaters verfeimtes Häuschen lag.

Zwei Tänzerinnen ¹⁴⁵

Damals, beim ersten Lesen von Wildes traurig-prächtiger *Salome*, war es über mich gekommen, als hätte ich eine bittende Mädchengestalt wie diese schon einmal vor einem Herrscher tanzen sehen. Um eines Mannes Haupt. Und dann wußte ich auch wann und wo. Als Mädchen, fast noch Kind, hatte ich, still in meinen Winkel verkrochen, zugehört, wie Gisela Grimm¹⁴⁶ ihr Drama "*Das Herz der Laïs*" meiner Mutter vorlas, die ihre Schwester war.

Und nun, da Wildes schillernde Worte die feine, ambraduftende Schlange, das jungfräuliche Königskind mit den fordernden Lippen vor mich hinmalten, schwebte jene andere Tänzerin, die ich früher gekannt, herbei, blaß erst, dann deutlicher, mit flehenden Augen, die kleine, weiche, früh gebrochene Laïs mit dem todkranken Herzen.

Dort alles heiß und gewürzt, wie Räucherwerk und dunkle Nelken und große, weiße Blütenkelche, in denen die kleinen Nachtmotten ertrinken. Silberne Pfauen rauschen über den mondhellen Kies, schwarze Riesen stehen Wache im Gebüsch; von grünen, beängstigenden Edelsteinen wird geredet. Man geht umher wie in schweren Träumen; über den geschlossenen Höfen hängt der Nachthimmel wie ein Teppich, schwer von tausend Sternen; und die warme Luft bringt Betäubung, aber die Kühle bringt Schauern.

Laïs, was sagt sie? Und der Majordomus, dessen Worte wie eine sachte Wandeldekoration das Spiel begleiten, welche Bilder ruft er wach? Da kommen Wiesen mit Bienen und Honiggeruch, und das Himmelslicht, das "eine weite Ebene streifend, aufblitzend zeigt, wo Wasser ist, bis hin zum Horizont" –, Lämmer mit plumpen

¹⁴⁵ Enthalten in: DIE LEUCHTER DER KÖNIGIN (Berlin 1913: S. Fischer Verlag)

¹⁴⁶ Ihre Werke (Dramen, Märchen, Briefe) finden sich meist unter dem Geburtsnamen Gisela v. Arnim. Siehe auch https://de.wikipedia.org/wiki/Gisela_von_Arnim.

Wollbeinchen und Milchschaum am Mäulchen, und die allerersten Frühlingsblumen, die gelben und weißen, die mehr nach Erde riechen als nach eigenem Duft. Und wenn ein bacchantischer Zug geschildert wird: ob er auch von Wein trieft, es ist Tau in diesem Wein. Am Berghang kommt er gezogen, durch die reine, starke Nacht des Südens, wo all die herbwürzigen Kräuter lebendig sind; und ein kleines, honiggelbes Tigerkind mit weichen Tätzchen leckt das Traubenblut von der Wange der Tänzerin.

Bilder erstehen, die auch heute in südlichen Ländern um uns sind, wo das Feld noch bestellt wird wie in alten Bilderbibeln, wenn Adam zwischen Ulmen und Reben gräbt und Kain und Abel mit einem wolligen Hündchen spielen; wo die jungen Frauen beim Auswringen der Wäsche den Kopf so stolz zurückwerfen, als wären's verbannte Königinnen.

Durch alles weht die linde Luft als Vermittlerin. Über die knospenden Hecken, auf denen der Laïs ärmliche Mutter ihr Leinen breitet, durch die Hallen der Kaiserpaläste, wo Laïs, über die Brüstung gelehnt, das Käferchen fliegen läßt, bis hin zu den Felsen am Ufer des Styx, über die die Geister ziehen gleich Schatten windgejagter Wolken.

Neben der schmalhüftigen Salome mit den grausamen Brauen, mit den Goldringen um die feinen Knöchel und der Begierde, die zu Haß wird, im Herzen, tanzt Laïs, sonst wohl eine ganz gewöhnliche kleine Person, tanzt mit leise keuchendem Mund, gespannt und doch ein wenig ungenau, ach, mit klebendem Haar und todmüdem Herzen, so gut sie's eben noch vermag.

Denn auch sie tanzt um eines Mannes Haupt, um diesem Mann, der ihren Sinnen gleichgültig ist, sein bißchen armseliges Sklavendasein zu retten. Aus Erbarmen; weil sie es anders nicht erreichen kann. Und so tanzt sie sich den Tod.

"Erde, du unsere Mutter, sei begrüßt, und sei ihr leicht, der toten Tänzerin, sie hat auch dich nicht schwer gedrückt!"

Das stand in uralter Zeit auf einem kleinen Denkmal in Griechenland und ist verschwunden. Und eine solche Grabschrift hätte auch Laïs, Kaiser Neros kranke Tänzerin, verdient.



Heinrich Vogeler (in: PERGRINA'S SOMMERABENDE)

Fremde Erde¹⁴⁷

Ballade in Dramenform in zwei Akten

Vorgesang

Ich stand und sann, Tau kühlte mein Gesicht,
Nie hab' ich solchen Zauberduft getrunken,
Die Eb'ne lag im weißen Mondeslicht,
Geheimnisvoll und kalt in sich versunken.

Aus Nebelferne tönte Schellenlaut
Und näher kam es mir in ernstem Trabe,
Im goldnen Wagen saß die fremde Braut,
So fremd und still, als läute es zum Grabe.

Mit Gold gesäumt des Maultiers Achtgespann,
Mit Samt verbrämt und schweren Perlenquasten,
Sie gingen stolz und sahn mich würdig an,
Als trügen sie der Kirche heil'ge Lasten.

Prinzessin Braut, die fern aus Norden kam,
Des Südens Glut erwartet deine Kühle,
Wenn er den Tau von deiner Seele nahm,
Dann sinnst du wohl schweratmend in der Schwüle.

Er blieb dir fremd, der herrische Gemahl,
Der deine Jugend trank in raschen Zügen,
So gleich den andern dort im Bildersaal,
Mit schmalen Lippen, die bedächtig lügen.

Dein Kind hat deine klaren Augen nicht,
Fremd und verschmitzt erschreckt dich ihr Gefunkel,
Aus goldnen Käppchen blickt sein Angesicht
So rätselhaft in krauser Löckchen Dunkel.

Du denkst an deine Brüder jäh zurück,
Hoch gingen sie gleich steingehau'nen Rittern,
Wie blühend Flachsfeld schimmerte ihr Blick,
Ihr Lachen machte feste Balken zittern.

¹⁴⁷ Enthalten in: DIE LEUCHTER DER KÖNIGIN (Berlin 1913: S. Fischer Verlag)

Wild war ihr Zorn, die blaue Ader schwoll,
Doch bald verraucht in froher Feierstunde,
Am Herd gelagert ... und vertrauensvoll
Umspielten sie die Kinder und die Hunde.

Die schöne Königstochter kam herein,
Daß sie die Jäger und die Kämpfer grüße,
Trug mit Bedacht ein silbern Badwännlein
Und kniete nieder und wusch der Helden Füße.

Dann kam der Wein, mit Würze wohlgemischt,
Der Harfner sang die alten, kühnen Lieder,
Umd durch die Halle zog so tauerfrischt
Des Äpfelgartens Atem auf und nieder.
.....

Wie bitter dunstet hier die Lorbeerwand,
Und düstend stehn die sonndurchbrannten Mauern,
Du träumst zurück ins grüne Kinderland,
Hörst weichen Regen durch die Buchen schauern.

Das ew'ge Licht bescheint Mariens Bild,
Du siehst es nicht, die Augen starr im Leeren ...
O Gott, verschon' ein edles, krankes Wild,
Laß es zurück in seine Wälder kehren,

Laß es den Rauch der tiefen Dächer sehn
Und schlichter Leute freundliche Gesichter,
Und tiefer dann ins grüne Dickicht gehen,
Still – Still – da schließt es die erloschnen Lichter!

Personen:

Die Königin
Gertrud, ihre Milchschwester
Der kleine Prinz
Die Zwergin
Drei Hofdamen
Ein Mann
Eine Frau
Eine alte Frau
Ein junges Mädchen
Ein geisterhafter Reiter

Ort: Ein Schloß in einem südlichen Lande

Zeit: Als Bronzino seine Bilder malte

Erster Akt

(Ein Saal. Verblaßte Fresken an den Wänden. Vergoldete Pfeilertische, über denen hohe, getrübe Spiegel angebracht sind; auch ein paar ausgestopfte Falken. Spärlicher pomphafter Hausrat. Links ein Kamin.

An einem erhöhten Fenstersitz sitzt die Königin und spinnst, neben ihr Gertrud, auch mit dem Rocken. Im Vordergrund die Hofdamen in steifen, dunklen Kleidern, an einem großen Stickrahmen beschäftigt. Blasse Wintersonne.)

Erste Hofdame: Wie der Wind saust! Der Sturm hat dies Jahr früh eingesetzt; kaum war die Weinernte vorbei, da heulte er schon wie im Januar.

Zweite Hofdame: Ja, die Finger sterben mir ab, und dabei soll man sticken. Gib mir die grüne Wolle, Doralice.

Dritte Hofdame: Ich kann die Nadel kaum festhalten. Rücken wir etwas an die Sonne.

Zweite Hofdame: Die Königin ist heute wieder ganz seltsam. Der Winter ist vor der Tür, da wird sie immer so ruhelos.

Erste Hofdame: Ruhelos? Ich meine, sie sei wie versteinert.

Dritte Hofdame: Wenn ich an die Maskenfeste denke, die nun beginnen, und wie abends die Sänften durch die Straßen getragen werden, und der Schatten huscht an der Mauer entlang: die Fackeln, die erleuchteten Fenster, das Klimpern und Schwirren der Gitarren, wo sich eine Tür öffnet – ist es nicht zum Weinen?

Zweite Hofdame: Ja, sogar im Kloster war's kurzweiliger als hier. Die großen Prozessionen und die Einkleidungen und der Sprechsaal ... Oder wenn man Anfechtungen hatte und einen Strick unter dem Kleide trug, der einen wund rieb! Aber man wußte doch, daß man am Leben war!

Dritte Hofdame: Die Spiegel sind trübe und fleckig, und die Bilder bröckeln von der Wand. Eulen und Fledermäuse – ja, daran fehlt es nicht, und unten ziehen die Schafe vorüber, die vom Gebirge zurückkehren – bäh – bäh – o, man möchte verzweifeln.

Erste Hofdame: Ja, die dürfen in die Stadt – um geschlachtet zu werden.

Königin *(am Fenster)*: So müde sind sie, so müde, trippel – trippel – die kleinen Füße, Mütter und Lämmer!

Getrtrud: Ei, denkt nicht dran – sie wissen ja nicht, wohin sie gehen. Der Tod ist kürzer als das Leben. Daheim, wenn der Hirsch am Spieß gebraten wurde, habt Ihr Euch keine solchen Gedanken gemacht.

Königin: Ja, im Walde sterben, allein, und über einem säuselt die Luft ... aber so, müde, staubig, getrieben, und dann die enge Tür ... o, es riecht nach den Erschlagenen – sie stemmen sich, sie wollen dort nicht hinein ... o – o ...

Gertrud (*beruhigt sie*): Kommt, seht nicht mehr auf die öde Straße, blickt hier hinaus, der Garten und weiter unten das Flußbett; jetzt ist es trocken, aber im Frühling, wie kommt das Wasser von den Bergen gestürzt, dann trinken sich die kleinen Weiden satt.

Zweite Hofdame: Ich sage euch, sie ist ganz wahnsinnig. Warum schickt man sie nicht zurück in ihr barbarisches Land?

Erste Hofdame: Der kleine Prinz ist doch noch zu jung, um ihn von seiner Mutter zu trennen.

Zweite Hofdame: Der Prinz? Man muß ihn ja zerren und zwingen, daß er zu ihr geht. Er ist viel lieber beim Jäger mit seiner kleinen Armbrust. Wie gut er schon Leimruten schnitzt – er ist der rechte Sohn seines Vaters. Nein, ich will's euch sagen: sie brachte eine große Mitgift ins Land; das wäre ein rechter Essigtrank, die wieder herauszugeben ...

Gertrud (*zu den Hofdamen*): Im Garten schneiden sie die Hecken; die Pfade liegen ganz vollgetürmt. Soll ich die Äste heraufbringen lassen, das würde flackern und knattern im Kamin?

Erste Hofdame: Ja, tu Sie das, gutes Kind. Dann wird man ein bißchen warm werden.
(*Gertrud ab*) Wenn sie selber das Bündel herauftrüge, würde sie auch keinen Schaden nehmen – sie hat Arme wie ein junger Riese.

Zweite Hofdame: Sie soll eines ganz gewöhnlichen Jägers Kind sein, aber unserer Herrin ist am wohlsten in ihrer Gesellschaft; mit unsereinem weiß sie nichts zu reden.

Königin (*tritt an den Stickrahmen der Damen*): Wie schön Sie sticken, meine lieben Damen – so feine, hurtige Stiche. Ich hab' es nie gelernt – meine Erziehung war wohl sehr vernachlässigt. Aber ich hätt' es auch nicht lernen mögen, denn warum soll man das Wechselnde festhalten? Aber einem goldenen Lindenblatt zusehen, wie's durch de Luft

segelt ... oder ein Eichenzweiglein in den Fingern drehen – ach, stundenlang könnt' ich das und mir einen ganzen Wald dazu träumen – aber dies hier, das rauscht nicht, das wispert nicht, der Nachttau dampft nicht zwischen den Stämmen ... Schatten ... Schatten! Doch nichts für ungut, meine lieben Damen, Sie sind so geschickt und haben so feine Hände. Und ich weiß ja, all diese Mühe, dieser große Fleiß, es geschieht um meinetwillen – aus ... Liebe für mich. *(Die Hofdamen verneigen sich)*

Erste Hofdame: Haben Ihre Majestät gehört, daß ein Krämer eingetroffen ist? Im Schloßhof liegen seine Waren aus, geblumte Seiden, geschnitzte Kämmen, flämische Kanten und allerhand Wohlgerüche aus Frankreich.

Königin: Ja, das alles würde Sie gewiß schön kleiden. Hier, meine lieben Damen, ist mein Nadelgeld. Kaufen Sie sich die schönen Dinge.

Erste Hofdame: Majestät sind die Güte selbst. Aber hätten Majestät nicht selber Lust ...

Königin: Das drückt alles schwer. Als ich über die Grenze kam, nahm man mir meine Kleider weg; die hatten mich nie gedrückt. Wie feine Federn dem Vogel, waren sie mir. Dann gaben sie mir neue, steif und schwer – und große Halskrausen ... o, da fing mein Elend an!

Erste Hofdame: Ja – aber, weiß Gott, nun macht sich's Ihre Majestät doch bequem.

Königin: Ich weiß ... ich kann mein Haar nicht so auftürmen, wie Ihr und wie des Königs Schwestern es tragen. Es ist schwer; wenn ich die Nadeln herausziehe, hängt's herunter wie ein Schiffstau. Daheim, wenn ich beim Feuer saß und hatte mein Kätzchen auf dem Schoß, kam oft mein kleiner Bruder und band mir's heimlich an den Schemel. – Und ich saß und tat, als merkt ich's nicht. – Schöne Zeit das – schöne Zeit ... *(Sie starrt vor sich hin)*

Erste Hofdame: Aber feine Halskrausen, oder Spangen und Ringe – haben Euer Gnaden daran kein Gefallen?

Königin: Nein – all das drückt so schwer ... Und ich muß recht tief atmen können, denn seht, mein Herz will immer mehr Luft haben – es ist so leer. Und Ringe und Spangen ... nein. Wenn die Armen am Gittertor stehen und betteln – sie haben so brennende Augen – und man reicht ihnen kleine Münzen hinaus, und die Hände funkeln und gleißen so – wie paßt das zusammen? – Nein – nein – *(Sie fährt sich mit der Hand über die Stirn und an den Hals, als wäre ihr das Kleid zu eng)*

Hofdamen *(flüsternd)*: Sie ist ganz und gar verstört, wie lange soll das dauern?

Königin (*geht im Saal herum, bleibt vor einem ausgestopften Falken stehen, blickte hinauf zu ihm*): Le Téméraire, des alten Königs Lieblingsfalken! ... Ja, so sieht ein berühmter Held aus. Verstaubte Augen, angeklebte Krallen; er, der hinaufschuß in die Sonne, ohne zu blinzeln, und sein Opfer nicht mehr losließ. Aber ein Sklave war er doch; er mordete auf Befehl. Mit Hunger und Durst bändigten sie ihn, eine Kappe von Samt mußte er tragen ...

Gertrud (*die inzwischen wieder eingetreten ist*): Ja, es war recht häßlich, edle Damen. Mit ihren gelben, verkrümmten Fingern kraulten die hochselige Majestät des Vogels ruppigen Kopf. Der Beichtiger, der Essighafen, blickte scheel auf vom Brevier – und niemand wagte ein Wort zu reden, bis der König sagte: "Fahret fort, Ehrwürdiger" – dann hub das Gemurmel wieder an; klick, klick gingen die großen Bernsteinperlen in des Königs Schoß ... Ach, ich meinte oft, das Herz platzte mir vor Angst; ich mußte schreien – schreien in der Totenstille!

Hofdame (*spitz*): Es war Ihr wohl ungewohnt, mit Ihrer Herrschaft im selben Raum zu sitzen, Jungfer Gertrud?

Gertraud (*lacht*): Das wohl nicht, Hochedelgeborene, denn schon an meiner Mutter Brust hab' ich neben meines Fürsten Tochter gelegen; dieselbe milde Quelle versorgte uns beide. Aber in meinem Land bleiben die Knochen und staubigen Ehrwürdigkeiten hübsch in ihren Schreinen verschlossen, und ich war so dicke Luft nicht gewohnt. Auch blicken unsere Priester nicht so gallig drein wie hierzuland. Unsern Herrn Bischof, wenn der zur Julzeit in seinem Pelzrock durch die Dörfer reitet und Nüsse und Äpfel verteilt, den solltet ihr sehen! Die Kinder streuen ihm Tannenzweiglein in den Schnee, die Weiber bringen süßes Bier! Er trinkt und lacht und schwankt im Sattel; sein rotes Gesicht strahlt, seine weißen Brauen sind wie Eiszapfen am Dach. Überall kehrt er ein und segnet die schwellen – so ein lustiger, alter Heidengott! (*Hofdamen wenden sich verächtlich ab*)

Königin (*noch immer vor dem Falken stehend*): Warum durfte er nicht im Wald sterben und verfaulen im Wald! Da lag er zart und königlich; die Ameisen nagten seine Knöchlein sauber, so behutsam. Seht seine Augen: tot und doch schlaflos; so starren sie, ohne zu blinzeln – immer, immer, auch nachts, wenn der Mond über die Winde schleicht. (*Sie geht wieder ans Fenster*)

Erste Hofdame: Nun, Gertrud, öffne die Tür, die Leute bringen den Lorbeer, ich hör' sie auf der Treppe.

(Die Tür geht auf, Frauen und Männer treten ein mit großen Bündeln von Lorbeer, Reben und Ölbaumzweigen, die sie beim Kamin aufstapeln.)

Gertrud: Lorbeer und Reben und Ölbaumwurzeln! Kostbare Feuer brennt man hier zu Land, das muß ich sagen ... *(Sie wirft Zweige ins Feuer)* ... O, du Feuerchen, du hungriges Freundchen! Ruhmeskränze werf ich in deinen Rachen, Öl und Wein schütt' ich in deinen roten Schlund – da – da – wie der barmherzige Samariter in die roten Wunden des Beraubten.

Königin *(zu einer Frau)*: Ich hab' dich oft vom Fenster aus gesehen. Du hast schöne Kinder, wo sind sie?

Die Frau: Ich ließ sie daheim, hohe Herrschaft, bei der Großmutter, sie ist krank.

Königin: Da hast du recht getan, denn es ist traurig, wenn alte Leute allein daliegen den ganzen Tag. Die Zeit wird ihnen lang, sie denken an so vieles, was nie wiederkommt, und dann geht die Sonne nieder, und die Kammerwand wird rot. Aber sie starren vor sich hin, bis es ganz grau wird um sie her. Da hast du Geld zu Wein für die alte Mutter.

Frau: Hier unser Nachbar, hohe Frau, hat es schwerer als wir. Sein Sohn wurde erschlagen beim Bäumefällen.

Königin: Die Bäume rächen sich. Sie möchten gern leben. Jedes Blatt ist ein kleiner Mund, der Freude aus der Luft trinkt; die Sonne dringt ihnen durch Mark und Bein, der Frühling tanzt in ihrem Geblüt – wie uns. Aber es wird ihnen keine Handbreit Erde gegönnt in diesem schattenlosen Lande. *(Zu dem Mann:)* War er ein guter Sohn?

Mann: Ein guter Sohn? Je nun, groß geschmeichelt und gestreichelt hat er nicht, aber er lachte bei der Arbeit und hatte seiner Mutter Augen.

Königin: Mein jüngster Bruder, der war auch immer im Wald und lachte ... das hallte durch die Gänge. Hier – hier, armer Mann! Ach, ich habe nichts mehr. – Liebe Damen, schenken Sie mir etwas ... *(Die Damen sehen erstaunt auf, greifen aber in die Taschen.)*

Königin *(blickt sie an)*: Oder nein – nicht nötig, ich habe ja noch anderes. *(Sie nestelt ihre Mantelspange los, der Mantel gleitet zur Erde nieder.)*

Erste Hofdame: Aber, hohe Herrin, das geht nicht an, ein so kostbares Stück! Wir sind untertänigst bereit, Dero gnädiges Geschenk zurückzugeben.

Königin (*hochfahrend*): Ich bitt' Euch, Grafentochter, denkt daran, wer Ihr seid. – Wenn ich etwas verschenke, so weiß ich, was ich tue. (*Sie gibt dem Mann die Spange.*)

Gertrud (*zur Königin*): Dies hübsche Mädchen ist versprochen. Nach der Ölernte ist Hochzeit.

Königin (*leise*): Bist du glücklich? Glaubst du, daß es noch schöner kommen soll? (*Mädchen lacht verlegen.*) Zuckt dir das Herz auf, wenn du seinen Schritt hörst vor der Tür? Hat jede Freude, die dir widerfährt, einen Rand von Tau, in dem die Sonne funkelt? Ach, und erscheint dir das Unglück selbst verwandelt, daß es dein Herz stille macht und weit, wie in einen Sternenhimmel zu sehen?

Mädchen: Ach, das versteh ich nicht, hohe Herrschaft. Aber die Arbeit ist ruhevoll, ich werd' mit allem fertig und sitze doch oft müßig da und schaue vor mich hin, wie ich es sonst nie tat. Aber mir ist, als hätt' ich drei Leben statt einem.

Königin (*düster*): Und jeder Augenblick ist wie eine Honigzelle, voll bis zum Rande. Geh, was soll ich dir schenken, du bist reicher als ich.

Gertrud: Wißt ihr kein Lied für unsere gnäd'ge Frau? Wir hörten euch oft im Garten singen ...

Der Mann: Je nun – unsere Lieder – wenn die gnädige Herrschaft an unserem Singen Gefallen hat? Wir haben nichts gelernt ...

(*Die Königin nickt – die Leute singen*):

Weh mir, du grimmer Wind,
Woher kommst du gegangen?
Nun sind die Blumem tot,
Die Blätter fallen ab,
Die kalten Berge halten uns gefangen.

Am Abend ging er fort,
Ich gab ihm das Geleite,
Trompeten riefen auf und ab,
Durch dunkle Gassen hallte laut
Der jungen Burschen Schritt ins Weite.

Am allerletzten Haus
Hat man uns Wein gegeben;

Sie haben's gut gemeint,
Ach Gott, und war ein bitterer Wein,
Denn bitter schmeckt mir nun das ganze Leben.

Am Allerseelentag
Will ich drei Kerzen zünden,
Mein Bäumchen starb im Frost,
Mein Vöglein starb aus Gram,
Leer ist die Welt – ich kann dich nicht mehr finden!

Gertrud: Ei, was singt ihr so kläglich – das ist ja, als würden junge Katzen ersäuft.

Eine alte Frau: Wir singen statt zu weinen, Jungfer. Wenn unsere Söhne in den Krieg müssen, ohne Zorn, niemand weiß warum – wenn uns die harten Fronen erdrücken; manche seufzen dann oder beißen die Zähne zusammen, andere singen; was sie aber singen, wie sollt' es fröhlich sein! ...

Königin (*summt vor sich hin*): Am allerletzten Haus ... Ja, wenn man so aus der Stadt hinausreitet, wie da die Hütten allgemach spärlich werden – aber immer kommt noch eine, und wieder eine, und dann lange Zeit nichts mehr. Aber auf einmal wacht ein Lichtchen auf am Waldesrand und ist das allerletzte Haus ... als ob ein Kind, halb im Schlaf, noch ein letztes Mal aufschluchzt ... Singt weiter, Leute, laßt euch nicht irremachen: es sind die traurigen Lieder, bei denen das Herz still wird.

Die Leute singen:

Es sangen zwei Liebchen ein altes Lied,
Niemand hört es;
Nur der Wind, der durch die Blätter zieht,
Der hört es.
Der Wind sagt es weiter an seinen Sohn,
Legt sich nieder;
Jetzt geht durch die Wipfel der leise Ton,
Immr wieder.

Die Lieben sind lange schon tot und stumm,
Alte Zeiten!
Doch geht noch ihr Lied im Walde um,
Wer kann's deuten?

(Die Königin hat versunken dagesessen; Gertrud winkt den Leuten, zu gehen.)

Königin *(wie auch einem Traum auffahrend)*: Man soll den Leuten Wein geben, Gertraud – und es wäre mir lieb, wenn sie oft im Garten singen möchten. Wenn man auch die Worte hier oben nicht versteht – aber den Klang – den versteht man. – *(Leise versunken:)* Denn wir sind alle arm und bedürfen der Liebe ...

(Die Leute verneigen sich unbeholfen. – Ab.)

Erste Hofdame: Erlaubt, gnädige Herrin, daß wir uns zurückziehen. Es ist die Stunde, daß wir im Wandelgang Ball schlagen.

Königin: Ja – und es ist die Stunde, daß mich mein Prinzchen besucht. Auf Wiedersehen, meine Damen, und fröhliches Spiel. *(Damen ab. – Eine Glocke läutet.)* – – Nun ist schon bald wieder Abend ... Heute habe ich meinen Rocken ganz abgesponnen. – Grob, Gertrud, so voll Knoten. Was würde deine Mutter dazu sagen, die so reinen Faden spann. Ach, Gertrud, könnt' ich mein Herz abspinnen. Aber über Nacht kommt eine große Spinne und wickelt es wieder ein – grau und dicht – und morgens wache ich auf, und die Arbeit beginnt von neuem. Wo bleibt mein Prinzchen? Ach, warum hat es keine blauen Augen, wie meine Brüder? Ich glaube, mir würde leichter ums Herz, wenn es helle Augen hätte. –

Gertrud: Ja, das wäre wie ein Gruß aus der Heimat. Nun hat's aber ein paar Augen mitgebracht, die sind wie Schlehen im Tau. Sein Köpfchen sitzt ihm recht königlich auf dem Hälschen. Das Herrlein wird zu befehlen wissen. Und das tut ja auch not in dieser Welt.

Königin: Es ist so unbegreiflich! Man hat eine Seele, so klar, so ohne Arg, wie ein kleiner Teich, in dem sich das Gras spiegelt, und Augen, ganz still und ohne Furcht, und Hände, deren Druck nur eine Deutung hat. Man redet, man möchte verstehn, überhaupt, Gertrud, man ist so guten Willens. Und dann – entsteht etwas Fremdes in einem, das gar nicht zu einem gehört; später hält man's auf dem Schoß, und es schlägt die Augen auf – fremd wie die fremden Leute im Bildersaal, die vor Zeiten hier lebten, und von denen meine Väter nichts wußten. Die kleinen Hände greifen hastig und verstohlen, und ist da etwas Fremdes, das Fallen stellen wird, den Tieren und den Menschen. Und ist doch mein Fleisch und mein Blut und hat die langen dunklen Wochen mit meinem Herzen geklopft, mit meinem Atem geatmet. Und ist mein Blut, –

meiner Brüder Blut. Verstehst du das? (*Gertrud umarmt sie.*) Ja, küsse mich nur, Küssen ist klüger als reden. Das Leben hat nicht ehrlich mit mir gespielt.

(*Sie tritt an einen Tisch, streicht mit den Fingerspitzen über Rosen, die in einem hohen Glas stehen.*)

Wenn man doch gut wäre – immer – von klein auf – gut, wie die Blumen sind. Sie tun ihren Kelch auf, sie geben all ihren süßen Wohlgeruch, ohne zu sparen für den kommenden Tag. Es wird ihnen alles so leicht, da ist kein Opfer, – es ist ganz einfach. Ach, die Blumen in den Händen der Heiligen sind reiner als die Heiligen ...

(*Die Tür wird aufgestoßen. Der kleine Prinz, im grünen Jagdanzug, mit Halskrause und Dolch im Gehänge, kommt hereingestürzt, hinter ihm die Zwergin, in verschlissenen, braunsamtenen Velasquezkleidchen. Sie hat einen dicken Kopf, auf den ein Hut mit zerknickten Hahnenfedern schief aufgesetzt ist.*)

Zwergin (*außer Atem*): Ach, gebt mir's doch, liebes Herrlein, das Baretchen, das Federhütchen, ach – ach!

Prinzchen: Willst du wohl nicht krallen, du häßliche Spinne, laß mich, wart', ich werd' es meinem Väterchen sagen: du wirst gepeitscht und eingesperrt, wo es ganz schwarz ist, hu – huh –

Königin (*das Prinzchen an sich ziehend*): Was hast du getan, was ist's, Zwergin, so rede doch!

Zwergin (*mit quäkender Stimme*): Ach, das Baretchen, das rote Mützchen, süße Majestät, meines Söhnleins Mützchen. Er wurde verkauft, als er noch jung war, o nicht, daß ich mich beklage, ich bin Euer Gnaden armselige Magd, und es geschah meinem Hause Ehre; denn er kam an den Hof eines mächtigen Fürsten und wurde zum Hochzeitsmahl in eine Pastete gebacken. Als der Mundschenk sie anschnitt, kam mein Söhnchen herauspaziert, gestiefelt und gespornt, und glänzte wie ein Erzengel. Ach, welcher feinen Anstand er hatte, wie er mit dem Degen grüßte, der hochselige König ließ ihn bei seinem eigenen Fechtmeister exerzieren, auf einem Tisch! Ach, schöne Majestät, mit dem Kronprinzchen, Eurem hohen Gemahl, hat er manches Mal gespielt; sie hatten ihm ein scharlachnes Gewändlein angemessen, und eine kleine Axt bekam er, grad wie der gestrenger Herr Scharfrichter selbst; und dann mußte er eine Maus richten – mit einem Schlag, es war recht mörderisch. O wie lachten die gnädigen Herrlein, wie reich wurde er beschenkt. Er war so klug, so anständig! Wenn er mir auf den Leib trampelte, hielt ich still, denn er sagte: "Frau Mutter" – sagt er – "laß Sie mich trampeln, einmal will auch ich der Stärkere sein" – ach, meines Kindes Füßchen taten mir nicht weh.

(Königin rückt zurück, als ob eine Spinne in ihre Nähe käme.)

Königin: O schweig' von all dem Gräßlichen – es ist wie Moderduft in deiner Nähe – was willst du hier, was willst du von meinem Kinde?

Zwergin: Ach, das ist's ja – schöne gnädige Majestät – als er wegging, gab er mir sein Baretchen – nun würde er ein berühmter Mann, ich sollte es gut verwahren – eines Tages würde es eine große Kostbarkeit sein. Ach, süße Majestät, das Baretchen, das Hütchen ...

Königin: Ja, und wo ist's hingekommen, Zwergin?

Zwergin: Das gnädige Prinzchen hat's seinem Wachtelhündchen aufgesetzt, das ließ er tanzen, dann kam ein andres Hündchen, sie haben dran gezerrt und gerissen, aber das Herrchen nahm's ihnen weg. Ach, Herrchen, geben's mir Euer Gnaden wieder! ...

Königin: Söhnchen, wo ist des Mütterchens Eigentum? – Gleich gib's ihr wieder, hörst du?

Prinzchen *(weinerlich)*: Es stand meinem Wachtelhündchen so gut, es tanzte auf zwei Beinen; ich kitzle es mit der Peitsche und halt' ein Stückchen Zucker in die Höhe. – Das ist ein schönes Spiel. Wenn ihm die Zunge ganz lang wird, nehm' ich das Zuckerchen, so – und halt's ihm dicht vor die Nase – und dann – dann esse ich den Zucker selbst! *(Er lacht boshaft.)*

(Die Königin reißt ihm das Baretchen aus der Tasche und wirft es der Zwergin zu, dann sinkt sie wie vernichtet auf einen Sitz beim Kamin.)

Gertrud: So – und nun fort mit dir, du häßliche Maulwurfsgrille – sch – sch *(Sie treibt die Zwergin vor sich her, diese huscht in eine Ecke, wo sie verborgen sitzt und aufpaßt) –*

(zum Prinzchen:) Herrchen, das war nicht fein für eines Königs Sohn. Seht, Eurer Mutter Brüder, das sind wahrlich große Herren, aber sie sind gut zu Menschen und Tieren. Ja, zornig können sie sein, da schlagen sie wohl alles in Stücke, aber necken und quälen, nein, Herrlein, das tun nur die kleinen bösen Affen, die im Garten im großen Käfig sind. *(Leiser:)* Herrchen, die Affen sind lauter kleine Knaben, die böse waren, den Fliegen die Beine ausrissen und Hunde peinigten. Wie sie gestorben waren, wollten die lieben Heiligen sie nicht ins Paradies einlassen, wo so viel frommes, unschuldiges Getier ist. Aber weil sie doch klein waren und unvernünftig, legte sich Gottes Sohn ins Mittel, daß sie nicht zu den Teufelchen kämen. Da sagte der himmlische Vater: "Hundert Jahre lang

sollen sie Affen sein und eingesperrt werden, und dann will ich's mir nochmal überlegen!"

Prinzchen: Ach Gertrud, der Jäger sagt, du redest nicht klug. Das ist ja alles gar nicht wahr. Ich sterbe nicht und werde auch kein Affe. Ich werde groß und stark wie mein Väterchen, dann laß ich Falken fliegen und reite hinter den Hirschen her, und seh' zu, wie man die bösen Juden und Ketzer verbrennt, die meinem Väterchen so viel Kummer machen.

Königin: Söhnchen, komm her zu mir (*Der kleine Prinz gehorcht widerwillig, sie zieht ihn an sich*) ... Kind, Kind, als du geboren wurdest und sie sich brachten, da dachte ich, nun wird alles gut. Du hattest eine Amme aus den Bergen, ganz braun war sie und hatte eine schwarze Mähne wie ein kleines, wildes Pferd. Du lagst an ihrer Brust, die Milch gluckte in deinem Hälschen, dein Volk nährte dich. – Aber ganz heimlich nahm ich dich auf den Schoß. Später dann, als du anfingst zu verstehen, wurden wir so gute Freunde. Oft saßen wir beisammen, in der Abendsonne, am Nachmittag, wie heut! Du griffst nach den Sonnenstäubchen mit deinen kleinwinzigen Händen, ja – das weißt du nicht mehr. Einmal, als wir so saßen und uns nicht rührten, kam eine Maus und sah uns zu ... Su – su – dein Köpfchen lag an meinem Hals, grad unter meinem Kinn – so – ganz dicht – ganz dicht ... Willst du nicht mehr mein kleiner Freund sein? Ich erzählte dir Märchen, du hast oft laut gelacht, und Püppchen macht' ich dir, Hirsche und Eber und kleine Jäger, aus Eicheln und Tannenzapfen. Und jetzt ... Ich bin ja wohl ein dummes Mütterchen, aber ich hätte dir noch viele zu erzählen, von Helden und Heiligen, und von den Tieren im Wald ... (*sie hält einen Augenblick inne, leise, bebend*) ... auch von armen Menschen, die gefangen sind und sind doch wie reine Klingen, die in Lumpen gehen, und sind doch königlich wie Blumen ... Ach du mußt nicht grausam sein, du mußt deine kleinen Hände rein halten, nicht quälen und neiden ... Kindchen, ach, so hilf mir doch ein wenig!

Der kleine Prinz (*hat ungeduldig zugehört*): Da ist Hubert vor der Tür, Mutter, laß mich los. Hubert sagt, du darfst nicht mehr in den Wald, weil du niemals heim kommen willst, da hat es Väterchen verboten.

Königin: So bin ich gefangen, Gertrud?

Gertrud: Nein, liebe, einzige Frau, nur bis Ihr kräftiger geworden, hat der Medikus gesagt, sollt Ihr nicht aus dem Garten gehen.

Königin: Weißt du, Gertrud, der Medikus, das ist gar kein Medikus, sondern eine Spinne. Hier sind so viele Spinnen. Die Hofdamen auch – kleine schwarze Spinnen ... o die bösen Augen, mit denen sie mich ansehen! ...

Prinzchen: Mutter, nun geht ich – Hubert hat Nachtigallen im Käfig, denen will er die Augen ausbrennen, dann singen sie immerzu, sie wissen dann nicht, ob Tag oder Nacht ist.

Königin: Die Augen – o Gott – eines Vögleins Augen! Und du – du – mein eignes Kind. *(Sie ergreift eine Stickschere.)* Komm her, nun will ich dir zeigen, wie das tut – ich will deine kleinen bösen Augen totmachen – nein – ich lasse dich nicht los.

(Gertrud hält ihren Arm fest, der kleine Prinz stürzt schreiend zur Tür, es kommen Leute herein, sie rufen:)
Die Königin – haltet sie – sie will den kleinen Prinzen umbringen, sie ist toll geworden, bindet sie, haltet sie fest ...

(Die Königin steht ganz still, wie versteinert, mit herabhängenden Armen; plötzlich schlägt sie die Hände vors Gesicht, schreit auf:) Blinde Vögel – auf immer gefangen! O Gott in deinem Himmel, hast du denn keine Macht?!

Zweiter Akt

(Königin und Gertrud allein in einem vergitterten Turmzimmer. Durch das offene Fenster hört man die Schritte eines Soldaten auf der Terrasse des Turmes – dann einen Hornruf, dann die junge, knabenhafte Stimme des Soldaten:)

Mein Brüderlein kommt durch die Schlucht geritten,
Des Maultiers Glöckchen sind mit Gras umwunden,
Mein Brüderlein, wie lausch' ich deinen Schritten,
Hast du in dunkler Nacht den Paß gefunden?
Du beugst das Knie, es strahlt der heil'ge Schrein:
Ihr Heil'gen, führt mein armes Brüderlein!

Mein Brüderlein, ich seh' dich lustig schweben,
 Die Arme auf dem Rücken festgebunden,
 Mein Brüderlein, es war ein karges Leben,
 Hast du in dunkler Nacht den Paß gefunden?
 Und ließen dich die lieben Heil'gen ein?
 Wo bist du nun, mein armes Brüderlein?

(Königin sitzt auf einer Ruhebänk, ein Buch im Schoß; Gertrud am Fenster.)

Gertrud: Das ist derselbe Wächter, den wir vor einem Monat hatten, das Liedchen sang er damals auch. Er hat noch eine rechte Kinderstimme ...

Königin: Jung – jung und sorglos. Aber das Liedchen ist traurig. Armer Leute Kind. Er wird aus den Bergen sein, wo die zottigen Schafe herkommen.

Gertrud: Nachts liegen die Hirten in Decken gewickelt beim Feuer, an jedem Berghang sieht man's glimmen – und rufen einander zu, das hallt übers Tal hin, daß einem das Herz aufrauscht.

Königin: Ja, man möchte dort sein und im Myrtengestrüpp liegen, das duftet so bitter. Man starrt in die Höhe – man weiß von gar nichts mehr. *(Sie liest wieder in ihrem Buch.)*

Die Geschichten hier gleichen unseren Märchen. Arme Leute haben überall dieselben Sorgen und dieselben Freuden. Hier heißen sie's Öl und Welschkorn – bei uns ist's Gerste und Gras. Aber hier wie dort – Arbeit und Angst. Die Armen in allen Ländern würden sich bald verstehen. *(Sie liest wieder, läßt das Buch sinken.)* – – Armer Leute Kind! Warum wurde ich nicht so geboren! Reisig sammeln und Essen kochen, und abends vor der Haustür sitzen, dann kommt der Mann heim mit der Axt über der Schulter – müde und froh – ja, was haben wohl die Engel, das besser wäre, als müde zu sein und froh ...

Aber hier in dem Turm ist mir's recht heimlich, Gertrud! Ach, die hohen, getäfelten Zimmerdecken und die grauen schauernden Spiegel an den Wänden: Kalt – kalt. Was sollte ich dort inmitten? Wenn ich tot bin, dann sage meinem Herrn, ich ließe ihm ein langes Leben wünschen und Dank sagen für den Frieden und die Freiheit hier ...

Gertrud: Frieden, ja ...

Königin: Und auch Freiheit. Denn diese grauen Mauern, die hab' ich lieb, sie schützen mich so treu, drum schmück' ich sie auch mit Laub und Blumen, sie fühlen, wie ich's meine. Kein anderer kennt sie so, nur die kleinen Eulen bauen Nester in ihre Fugen. Und dann, Gertrud, wenn alles schläft, wenn auch du nicht wachst, tun sie sich auf, und ich

blicke hinaus ins Land, nach allen Seiten ... Silbern legt die Welt da – und auf einer silbernen Brücke steig' ich hinab ...

Gertrud: Liebe, süße Frau ...

Königin: Nein, nein – ich rede nicht irre. Du weißt es ja auch: wenn Vollmond ist, reitet der verwunschene Mann das Flußbett herauf bis zu diesem Turm. Er sucht seine Liebste, die freite einen andren und starb, dieweil er im Krieg war. Und weil er die Liebe lästerte, muß er in der Mondnacht das Flußbett heraufreiten und immer wieder den brennenden Trank der Sehnsucht trinken, Aber nun gehe ich neben ihm her und blicke ihn an und sage ihm, was ich leide, und mich deucht, mein Gram wird immer blasser; aber auch er wird bald erlöst sein – denn nun grämt er sich auch um mich ...

Gertrud: Liebste Frau! Die alte wirre Sage. Denkt lieber an Eure Heimat. Schon sind Boten unterwegs. Eure Brüder werden kommen, Euch zu befreien, denn Euer Vater, Eure Mutter, ach, die hören Euch nicht mehr!

Königin: Ja ja, mein jüngster Bruder wird kommen, aber es wird zu spät sein. Wie heißt es doch in dem alten, grausamen Lied:

Den letzten Gal¹⁴⁸ und den sie tat,
 Sie ruft ihren jüngsten Bruder an...
 Der Bruder saß beim kühlen Wein,
 der Schall, der fuhr zum Fenster 'rein:
 Nun hört ihr Freunde alle,
 Meine Schwester schreit im Walde!

Ja, Gertrud, ihr war unrecht geschehen, ihr war bitter unrecht geschehen. (*Sie weint.*)

Gertrud: Süße Frau – es dauert nicht mehr lag, dann kommen eure Brüder die Treppe heraufgestürmt; o, die machen andere Sätze als als die Männer hierzuland. Der Turm wird zittern, wenn sie euren Namen rufen. Dann ist mein schöner Vogel frei, und wir fliegen über die Grenze heim, wo die tiefen Dächer sind und die kleinen Raschelbäche unter dem Buchenlaub es so eilig haben, wo die Erde dunkel ist und feucht und anders riecht als hierzuland – und rote Äpfel liegen im Gras für arme Kinder! ...

Königin: Ja, du hast Heimweh; armes Trudchen. Ich habe keins mehr. Nein, auch dieses Land ist schön und gut ... Es ist wie eine entthronte Königin, die zart und hager am

¹⁴⁸ Gal oder Gall: heller, spitzer Schrei (seit dem 16. Jahrhundert belegt, bei GRIMM)

Wege steht – ihr Mantel ist zerrissen – aber sie lächelt und bringt's nicht übers Herz, den Leuten die Hand hinzustrecken.

(Leise, eindringlich:) Glaube mir, in meinem Jammer, da die Menschen Steine waren, wurden mir die Steine zu Freunden. Dort, das Flußbett – ich kann die Augen nicht davon wenden. Denn über seine weißen Steine, Gertrud werd' ich gehen, wenn das Ende sein wird aller meiner Not. Und jedem Stein will ich für seine Freundschaft danken, leise will ich auftreten, jeder Schritt soll zur Liebkosung werden.

Gertrud: Ja, liebste Seele, wenn Eure Brüder Euch holen kommen –

Königin: Gertrud, es ist zu spät! Was soll ich auch daheim? Wenn unser Herz zerbrochen ist, ist's nicht gut, dorthin zurückzukehren, wo wir klein und froh und ohne Schuld waren. Denn das Herz zuckt und ruckt und möchte wieder werden wie zuvor. Und das geht nicht, Gertrud, das geht nicht.

Gertrud: O, das geht doch, mein Täubchen. Freude heilt, Freude heilt. Was hast du auch Böses getan?

Königin: Und dennoch ... o, es gibt Qualen, die sind wie Sündigen; wer das einmal erlitt, kann nie mehr werden wie zuvor. *(Sie tritt ans Fenster.)* Bald kommt der Mond! Sieh das Flußbett, wie fahl ... der Weg ist nicht zu verfehlen ...

In einem goldenen Wagen fuhr ich her; acht Maultiere zogen ihn, aus getriebenem Silber waren Zaum und Zügel, mit perlenen Quasten. In jedem Dorf kamen Mädchen mit Blumen und Webereien; der Wagen fuhr so feierlich, die Glocken schwangen sich schier zum Kirchturm hinaus. Aber mein Herz wurde immer schwerer. *(Leise, schauernd:)* Und in diesem grauen Kittel, auf meinen bloßen Füßen werd ich von hinnen gehen, und das Herz wird mir leicht sein, wie einem Kind, das neben seinem Vater hergeht am Abend.

Nun will ich schlafen., Gertrud. Sag, was schrien die Leute unter dem Fenster, ich hätte meinem Söhnchen ein Leid antun wollen ... Mein Söhnchen? Das ist ja lange tot. Es war so winzig klein. Einmal hatte man's in einem Kuchen versteckt – es war mein Hochzeitsfest – weißt du – und wie der Mundkoch hineinschnitt, ja ... nein ... wie war es doch? Das war mein Söhnchen nicht – *(Sie setzt sich auf die Ruhebank, beißt auf den Finger und weint vor sich hin)* in mein Herz schnitten sie mir, in mein Herz ...

(Gertrud hat sich hinter die Königin gestellt, löst ihr die Flechten, sie fängt an zu singen, leise erst, dann lauter; die Königin fällt nach einem Augenblick, nur summend, mit der zweiten Stimme ein:)

Ich hört' ein Käuzlein schreien, war zur halben Nacht,
Die Sterne hielten all am tiefen Himmel Wacht,
Rief das Käuzlein lang und laut:
O wie traurig liegt die Braut
In dem goldnen Bett, von Seide überdacht.

Ich hört' ein Täubchen gurren, war noch halbe Nacht,
Der Tag rieb sich die Augen, war nur halb erwacht,
Rief das Täubchen treu und traut:
O wie selig schläft die Braut,
Der die Lieb im grünen Wald das Bett gemacht.

Königin: Ob ich wohl redlich war gegen meinen Herrn? Denn er gab alles, was er mir versprach: Krone und Pracht, und den Platz zu seiner Rechten. Aber mein Herz schloß sich zu vor ihm; fest, fest, durch keine Ritze sah er's flimmern. War das redlich gespielt? Und doch ist mir so wohl, so wohl, daß er nie einen Blick dorthinein tat. Verstehst du das, Gertrud? *(Eine Pause)* – Wenn man auch nur einen einzigen Menschen haßt, Gertrud, kann man dann einen anderen lieben? Ist es nicht wie eine kleine bittere Quelle, die all die süßen Quellen auch bitter macht? O, ich habe bitter gehaßt, Gertrud, wie der Vogel seinen Käfig, wie der Falke seine Kette haßt und die Hand, die die Kette hält. Als er damals krank lag an der bösen Seuche ... starr und steif saß ich an seinem Bett; die Lichter brannten vor dem Heiligenbild, und da betete ich: O Krankheit, hab Erbarmen, nimm uns beide! ... Aber um seine Genesung bat ich nicht.

Gertrud: Süße Frau, was weiß man, was man tut, wenn man in der Qual um sich schlägt! Denkt nicht mehr an die alten Schatten. Ihr habt ja niemandem ein Haar gekrümmt. Denkt daran, wie wir bei Mutter am Feuer saßen im Jägerhaus. Vater brachte einen jungen Fuchs mit, der war wie eine wollene Kugel, und im Holunder piepten junge Meisen. Kommt, wir wollen noch eins singen.

Königin: Ja, sing' das Lied von dem Kind, das sich im Garten verirrt ...

Gertrud: Ein dummes Lied.

Königin: Nein, ich kann's gut leiden. Mir ist, als sei das mein Schwesterchen gewesen.

(Sie singen:)

Das Kind Madlena hat so hell gesungen,
 Als es im Haselholz sich Nüsse las,
 Wie eine Spindel sich im Tanz geschwungen
 Bei Glühwurmleuchten überm Wiesengras;
 Das Kind Madlena hörte fremde Zungen,
 Als es im Mittagschein beim Springbrunnns aß,
 Die dunklen Gärten haben es verschlungen ...
 Fern tönt sein Stimmchen wie gesprungnes Glas.

Königin: Die dunklen Gärten, ja, die locken und saugen, man muß immer tiefer gehen, und die Wege führen alle zusammen an ein weißes Haus; ganz weiß und verschlossen glüht es in der Sonne. Da drinnen wohnt die Zauberspinnne. Und das Kind hat keinen Willen mehr; es stand auf der Schwelle, ... angewurzelt ... und wartete. O schrecklich – nie – nie fand es den Weg nach seiner Heimat zurück!

Gertrud: Was Ihr nur alles fabelt! Das Kind war einem Schmetterling nachgelaufen, immer tiefer, bis es den Weg verlor – im Dickicht. Aber auf einmal klang eine Axt, und da fand es gute Leute und setzte sich aufs Reisig – und nachher nahmen sie's bei der Hand und führten es nach Haus. *(Eine Pause; Gertrud riecht an einem Sträußchen, das in einem Becher auf dem Tische steht.)* Ja, nun ist Frühling auch bei uns daheim. Der ist stärker als Mauern und Tote. Da werden die Walltürme gar wie betrunken. *(Singt:)*

Der Frühling kam vor meine Tür,
 Ich ließ ihn ein und bring ihn dir.
 Die Arme so von Blumen schwer,
 Geh ich an seiner Seite her.
Tia – üht sang die Nachtigall, sang uns ihr ewige Lied.

Am Tor hielt uns der Wächter an,
 Der Wächter ist ein finstrer Mann;
 Doch als er meine Blumen sah,
 War's, als ob Liebes ihm geschah.
Tia – üht o du Nachtigall, sing uns dein ewiges Lied!

Auf ihren Schwellen stehn die Leut,
 Vergessen, was sie brennt und reut,
 Und auch der lahme Bettelmann,
 Der fängt fürwahr zu tanzen an ...
Tia – üht o du Nachtigall, sing uns dein ewiges Lied!

Königin: Hier schmettern die Nachtigallen so laut, so triumphierend, von allen Hügeln hallt der Ton zurück. Man meint, sie hätten kein Nest, keine schlafenden Kleinen ... Herb und zart ist hier die Erde, aber sie hält nicht fest. Wandre, wandre, sagt sie, über mein steiniges Hügelland, wo die Reben im Nachttau baden und der Ölbaum schauert, zu Silber gefroren im Mondlicht. Wandre die steinigen Pfade, durch bittres Myrtengebüsch, höher noch, bis zum Bergkamm. Nimm einen Stab, aber kein Bündel. Geh ohne Hast, ohne Last, wende dich nicht. Der Menschen Not und Sorge, was sind sie dir, wo mein freier Atem weht? Hier ist leicht sterben, Gertrud! Aber daheim ... Wo jeder Baum, jedes Dach sich breitet: Bleibe, wir haben dich lieb ... Nur die gute, treuherzige Erde würde sagen, komm, fürchte dich nicht! ... Ja, die Erde, gut und verschwiegen: wo die Wurzeln ihre dunklen Wege gehen. Sing, Gertrud, die Augen werden mir schwer ... aber nichts Lustiges, denn das sind kleine Messer, mit denen du spielst ...

Gertrud (*singt*):

Ich wollt einmal recht früh aufstehn,
 Im grünen Wald spazieren gehen.
 Und als ich in den Wald 'rein kam,
 Da fand ich eine schneeweiße Dam'.
 Die Dam', die war von Blut so rot,
 Und als sie sich umwandt, da war sie tot.
 Wo find ich nun sechs Trägerknaben,
 Die mein Fendslieb zu Grabe trag'n?
 Sechs Trägerknaben sind schon bereit,
 Von lauter Silber und schwarzer Seid.
 Wo krieg ich nun drei Leidfräulein her,
 Tun meinem Feindslieb die letzte Ehr?
 Drei Leidfräulein, die kommen schon

Mit seidnen Kissen und Perlenkron.¹⁴⁹
 Wie lange muß ich denn traurig stehn?
 Bis alle Flüsse zusammen gehen,
 Ja, alle Flüsse sind einander zu weit,
 So will ich trauern in Ewigkeit! ...

Königin (*summt vor sich hin*):

Sechs Trägerknaben sind dir bereit,
 Von lauter Silber und schwarzer Seid! ...

(*Sie schläft ein.*)

Gertrud: (*geht im Zimmer hin und her, rückt dies und jenes zurecht, fegt die Asche im Herd zusammen, horcht an der Tür; dann setzt sie sich seufzend ans Feuer, den Kopf auf die Knie gesenkt, welche sie mit den Armen umfaßt. Die Kohlen glimmen noch ein paarmal auf, dann wird alles dunkel. Durch das Fenster kommt ein silberner Strahl und bescheint die schlafende Königin im Ruhebett.*)

(*Dann tut sich die Wand auseinander – man sieht das Flußbett im Mondschein. Es erscheint ein Reiter, der seinen Helm in der Hand hält – er kommt immer näher, er steigt ab, bindet sein Pferd an einen Ring in der Mauer und bleibt im silbernen Licht an der Maueröffnung stehen.*)

Königin (*richtet sich mit großen, starren Augen auf*): Du bist's. Ja, ich wußt es, du liebest mich nicht warten. (*Sie steht auf, geht auf ihn zu.*) Was blickst du um dich? Suche nicht mehr, du Armer. In den hallenden Sälen wirst du sie nicht finden, in den Gärten nicht, wo der Lorbeer duftet. Nur die getrüben Spiegel, in denen der Abend flimmert, wissen noch von ihren großen ängstlichen Augen zu erzählen. Du bist ihr nicht mehr gram. So etwas Weiches, Verweintes, wie sie war. Wenn du sie fändest, kein Wort des Zornes brächtest du hervor ... Sie lag einsam, ihr kleines, totes Kind im Arm. Als der bitterste Schmerz über sie kam, dachte sie nur an dich, und ihre Lippen suchten auf heißen Kissen nach deiner Hand. (*Die Gestalt kommt einen Schritt vorwärts blickt die Königin an.*) Ach, suche nicht mehr, laß dein Herz Ruhe haben, wie die Erde ruhevoll ist in aller Qual. Reite zurück bis zur Mündung des Flusses, wo dich der Tod traf in der Mittagsglut; die

¹⁴⁹ Aus DES KNABEN WUNDERHORN; diese Strophe dazu gedichtet. [*Anm. im Original*]

Strandvögel laufen über dir dahin – zierlich, zierlich ihrer Tritte Spur, wie der Dreizack winziger Meeresgötter. Ach dort ist Ruh, Stille umher; nur das große Rauschen ... kein Kummer, keine Reue, ja keine Sehnsucht mehr. – Sieh – ich gehe mit dir – du bist nicht mehr allein, dein graues Haar – laß es mich liebkosen – o schöne Furche in des Helden Wange, wo die einsame Träne rann, spärlich und kostbar ... Deiner Hand – so – sie soll mich führen!

(Sie schmiegt sich an ihn.)

Du hast verloren, was du geliebt – ich aber hab es nie besessen. Ich habe hungernd gestanden, und meine Augen baten "Gebt mir zu trinken" – aber niemand sah mir's an. Wie einsam war das Leben. Und heut, aus deiner Geisterhand kommt es über mich, das Eine, um das ich geboren ward, das Eine, um das ich gern gestorben wäre. Und da ... deine andre Hand schenkt mir die Freiheit. – – – Wir müssen leise gehen, daß niemand uns hört, niemand uns anrührt. Denn der Menschen Augen sind hart, und ihre Hände sind ungeschickt. An das Köstlichste rühren sie. Aber unser Weg ist ein einsamer Weg –

(Die Erscheinung beugt sich zu ihr und schlägt den grauen zerfetzten Mantel um sie. Die Königin hält einen Zipfel des Mantels vor die Augen, sieht den Himmel an.)

Graue Wolke, – ich seh durch dich die Sterne strahlen. Komm nun – komm – ich geh so ruhevoll wie ein Kind neben seinem Vater am Abend. Du stille, silberne Erde – ihr weißen Steine im Flußbett – ihr Königskerzen und kleinen, schauernden Weiden! ... Einmal sollt ihr mich lachen hören, ihr Mauern, von Menschenhand gefügt ... *(sie lacht hell und glücklich, bricht plötzlich ab)* Weh – weh – halte mich fest – was war es, das zersprang?

(Der Mondstrahl verbirgt sich hinter einer Wolke, die Mauer schließt sich. Es ist dunkel wie zuvor. Gertrud fährt zusammen, reibt sich die Augen, dann nimmt sie eine kleine Öllampe vom Kamin und tritt an das Ruhebett; schrickt zusammen.)

Gertrud: Königin, Herzchen, meine kleine Waldblume ... *(beugt sich über sie)* War das dein jüngster Bruder, der dich befreite? *(Sie sinkt vor dem Ruhebett auf die Knie, das Antlitz der Königin in wachsender Ergriffenheit betrachtend. Dann wendet sie den Kopf seitwärts, horchend, dem Fenster zu, durch welches man den Schritt des jungen Soldaten auf der Turmbrüstung hört, dann einen Hornstoß und dann die knabenhafte Stimme des jungen Soldaten. Er singt:)*

Als nachts ich von dir ging, mein traurig Liebchen,
Da rangst du deine weißen Hände wund.
Ach, weine nicht, und laß dich nicht gereuen,
Was wir getan in Liebe und in Treuen,
Nur eins, es war zu kurz die süße Stund.

Die kurze Stunde muß ich lang bezahlen
Mit tiefem Schlaf in kalter Grabesnacht,
Und soll mich doch der hohe Preis nicht grämen:
Mein jung heiß Blut! Ach, mögen sie es nehmen,
Mein jung heiß Blut, das mich so froh gemacht ...

(Nach einem kurzen Augenblick hört man von der anderen Seite des Turmes die Wiederholung des Hornrufes. Der Mond erscheint zwischen dunkeln, ziehenden, silberrandigen Wolken.)

Chexbres. 14. October.
 Sehr geehrter Herr, es ist
 etwas spät um Ihnen
 für Ihren freundlichen
 Glückwunsch zu danken,
 Ihre Karte war zwischen
 anderen Briefe geschlüpft
 und ich fand sie erst vor
 ein paar Tagen wieder.
 Haben Sie also herzlichen
 Dank, dass Sie an meinem
 Geburtstag dachten.
 Hochachtungsvoll
 Irene Forbes-Mosse

1884-1896
 INTERN. SCHST.

318

Handschrift Irene Forbes-Mosse (1935)¹⁵⁰

¹⁵⁰ Postkarte an Josef Wesely. Quelle: online-Angebot Antiquariat INLIBRIS Gilhofer Nfg. Wien

SPÄTE GEDICHTE ¹⁵¹

I

Ferne von dir, ferne und fremd,
 Weiße unfassliche Wolken,
 Wolkenwände zwischen dir und mir;
 Schmerz, o erwachender Schmerz,
 Narben, brennend im Frühjahr!

Sahst mich nicht auf der Brücke stehn,
 Ängstlichen Blicks? Mit zager,
 Bittender Hand,
 Hinter der flutenden Menge,
 Die vorüberdrängt endlos?

Hättest du mir in die Augen gesehn,
 Fraglos, ohne wundern
 Wäre ich dir gefolgt,
 fort aus der lastenden Stadt,
 In der flüsternden Wälder
 Glückselige Dämmerung;
 Und unsere Stirnen
 Hätten gestrahlt im Frieden der Lichtung.

Weiter noch, weiter, zum verborgenen Felstor:
 Sesam! Sesam! das solltest du sagen ...
 Dort aber wachsen die Blumen,
 aus denen dir meine Andacht
 Kränze wand ... und sie bewahrte;
 Kränze wie die Schönen, die Ganzerlösten
 Auf dem Haupte tragen, wenn sie sich spiegeln
 In Strömen unversiegbare Liebe,
 wo die Gerechtigkeit lächelt
 Und die dünnen Felder in Gärten wandelt.

¹⁵¹ In: AUSGEWÄHLTE GEDICHTE (1926). Der zweite Teil des Auswahlbandes trägt den Titel "Spätere Gedichte"; dies wurde hier verändert zu "Späte Gedichte". Die einzelnen Gedichte tragen zumeist nur römische Ziffern als Titel. In der vorliegenden Veröffentlichung werden nicht alle wiedergegeben. – Die Folge *Spätere Gedichte* wurde auszugsweise bereits in die frühere Wiederveröffentlichung EIN KLEINER TOD (Berlin 2016) einbezogen.

II

Morgengedämmer,
Zögernder Arm des Lebens,
Der sich um uns legt
Sanft, unerbittlich:
Jammert dich nicht
Die schlafende Welt,
die du hervorziehst,
Aus weicher Tiefe
Zu Licht und Lärmen,
Worten und Werken?

Am Hang der Hügel
Duftet die Erde,
wo die weißen Rinder
Im Dampf der Furchen
Geduldig gehn;
Wo des Ölbaums Krone,
Regenschwer,
In tausend Tröpfchen
Nächtiger Frische
Glitzert und schwimmt.

Duftende Erde,
Ich atme dich wieder,
Höre das süße,
Geborgene Zwitschern
In braunen Hecken,
Und feines Trillern
In feuchten Gräben;
Still niederblickend
auf meine Hände,
Die mehr empfangen,
Als sie gegeben.

III

Ihr Rosen weiß, ihr Rosen rot,
Nun habet Dank für euer Blühen,
Für euer Zögern, euern Tod
Nach schönen Tagene ohne Mühen.

Was eurem süßen Kelch entquillt,
Habt ihr so leicht dahingegeben,
Nun weht der Abend ins Gefild,
Ihr sinkt zur Erde ohne Beben;

Ihr habet das Gebot erfüllt
Und scheidet ohne Gram vom Leben ...

IV

Beim Grau'n der Fensterscheiben
Schloß ich die Augen zu
Und bat die Nacht, zu bleiben
Mit ihrer schweren Ruh.

Ich weiß ja, wie das Leben
In allen Furchen schwillt,
Und wie am Holz der Reben
Die Wunde überquillt.

Der Wein ist lang getrunken,
Nun regt sich neue Kraft;
Ach Hoffnung, längst versunken,
Mir heut groß Leiden schafft.

V

Den Abschied will ich preisen,
Denn er verriet, ach, er verriet,
Was sonst verschwiegen bliebe
Wie unter schwerem Stein.
In Schmerzen kam zum Leben,
Was mich so sanft und stille macht.
Daß ich nun träumend liege
Und meinen Herzschlag zähle,
Als wie zur Sommerszeit, im Wald,
Den Kuckucksruf ...

VI

Ob Berg und Tal sich meinen Schritten weitet,
Ob blaues Land sich meinen Augen breitet,
Bin ich bei dir, bist du bei mir,
Gilt es mir gleich, wohin der Weg geleitet.

Wie glänzen traut die kleinen Fensterscheiben,
Doch nach dem Meer die braunen Segel treiben;
Bist du bei mir, bin ich bei dir,
Mir gilt es gleich, ob gehen oder bleiben.

VII

Wie wandelt Liebe
Den Sinn der Tage,
Wie neu gedeutet
Sind Glück und Plage;

In Traum und Denken
Dir ganz zu eigen,
Im Wort dich findend
Und auch im Schweigen.

So allverlangend
Und nichts begehrend
An einem Worte
Versonnen zehrend;

Das Grün der Nähe,
Das Blau der Weiten
Im Blick umfassen
Und weitergleiten.

Und wiederkehren
Mit sicheren Trieben,
Ach, zitternd schwellen
Und süß zerrieben

VIII

Brauchst mich nicht mit Händen zu berühren,
Brauchst mir auch kein lautes Wort zu sagen,
Ungehört soll mich dein Herzschlag führen,
Unerkannt wird deine Kraft nicht tragen.

Ja, du läßt mich nicht alleine gehen,
nicht allein aus diesen Quellen trinken,
Und dann werd' ich endlich Stille stehen,
Eins mit dir, in Frieden hinzusinken;

Wie ein Schiff, zu langer Fahrt bereitet,
Mit der stolzen Demut eines Schwanes,
Wenn das Wort ertönt, aufrauscht und gleitet
In die tiefe Lust des Ozeanes.

324

IX

Wolken der Nacht, wenn euer Silber schleift,
Weiß auch der Mond, daß ihr sein Antlitz streift?
Und weiß der Baum, den Ätherblau umringt,
Vom Efeu auch, der seinen Fuß umschlingt?
Und wußtest du, wie auch mein Herz erbebt,
Vom Leben nichts, das dir so nah gelebt?

X

Die Welle schäumt und ist nicht mehr,
Die Schwesterwelle kommt gezogen,
Es ist das eine, große Meer,
Und sind doch nie dieselben Wogen.

Aus tiefem Brunnen rauscht das Blut
Und bringt den Adern seine Kunde:
"Auf ewig" sagt der junge Mut,
Und es entflieht die einz'ge Stunde.

325

XI

In der Nacht loeg' ich still, starr' immer ins Licht,
Meine heißen, heißen Tränen, sie brennen dich nicht;
Denn es war nicht der Frost und es war nicht der Schnee,
Deine kühlen, kühlen Worte, die tun mir noch weh.

Ja, ein freundlicher Gruß, und dann gingst du hinaus,
Und die Tür fiel ins Schloß, und das dröhnt so im Haus;
Und das heilt keine Zeit, und das heilt auch kein Glück,
Denn ich denke nur eins, und ich bring's nicht zurück.

XII

Es gleiten Gestalten und sehen mich an,
Ich kann ihre Hände nicht fassen,
Ihr habt mir viel Liebes und Leides getan –
wie leicht ist's, das alles zu lassen.

Die Pappeln im ersten, im schüchternen Grün,
Sie säuseln im Wipfel ganz leise,
Ich sehe die Schwalben die Türme umziehen,
O seid ihr nicht matt von der Reise?

Die Reisen sind kurz und scheinen doch lang
Und sind wie im Träumen beendet,
Und was ich hier liebte und was mich bezwang,
Ach, hab' ich mein Herz dran verschwendet?

Die Freuden, die zuckend im Herzen gebrannt,
Und der Schmerzen erschauernde Tiefe ...
Ist alles wie nebelversunkenes Land
Und so still ist's, als ob ich schon schlief.

XVII

Ja, wärst du krank und wärst du ganz allein
Mein süßes Kind,
Wollt' ich lieben dich und tragen,
Wenn die Wintertage einsam sind;
Die grauen Tage
Die halb schon Nacht sind ...
Schlafe, das Feuerchen wacht,
Die Flammen spielen,
Über die Dielen
Wie goldne Mäuschen
Schlüpfen sie aus und ein in der Nacht.

Heut saß ich lang bei armen Taglohnfrauen –
Die so still und blaß auf ihre Arbeit schauen –
Weiß Gott allein, wo ihre Söhne sind;
Ob sie wiederkehren
Oder einsam starben irgendwo ...
Und haben sie nie so recht geküßt ...
War die Zeit zu kurz – war es Scham?
Gott weiß – aber nun denken sie daran,
wie sie klein waren – klein – und weinten oft ...
Ja, du mein Eigen, aber dir, dir
Will ich von all dem nichts erzählen.

XV

Die leeren Stunden

Hallende Gänge und mahnende Süße;
 Kleine rote Zimmetnelken unter den Fenstern,
 Und weiße Gardinen, auf- und niederswellend
 Im Winde des Septembertags;
 Phlox blüht und späte Reseden; rostrote Edelpflaumen
 Fallen ins Gras, aufgeplatzt, von Wespen benagt,
 Brennend-süß in den Winden.
 Zeit des Schlafs und des Reifens im Schlaf.
 Nachmittagsommerstunde,
 Nur der Gärtner zieht den Rechen
 Langsam, geduldig über die Wege.

Drinnen im hellen, hallenden Hause,
 Wer geht, leise auftretend, durch die Zimmer,
 Die verdunkelten, mit kühlen Kattunmöbeln,
 Bilder vergeßner Menschen, vergeßner Wohnstätten an den Wänden.
 Spärlich besetzt mit gut erhaltenem Hausrat,
 Der am selben Platz steht, auch im Dunkeln kann man nicht fehlen;
 Jetzt aber, am Mittag, dringt Sonne durch die Läden,
 Malt gelbe Leitern über die Tapeten und das langgeschwänzte Klavier ...

Wie geht sie leise und leicht und dennoch zaudernd,
 Hier in Gedanken einen Sessel streichelnd,
 Bald starrend, bald mit gesenktem Blick:
 Hier war's, hier waren sie klein, an dem Tisch spielten sie mit Klötzchen,
 Zusammenlegspiele, "Rückkehr der Hochseefischer",
 Oder "Aufbruch zur Jagd" mit Hörnern und Hunden;
 Oder sie klebten Burgen, oder machten Schachteln mit der Laubsäge,
 Wenn die Abende im Herbst immer länger wurden,
 Verheißungsvoll, Weihnachten entgegen,
 Und im Lampenschein kleine weiße Motten auf dem Tisch spazierten.
 Draußen ... ja, da führten sie ihr Bubendasein;
 Aber hier, am Abend, waren sie stiller, zutraulicher,
 Dann hieß e: "Gib mir dies" oder: "Mach' mir das wieder ganz" ...

So saß man unzählige Stunden in dem Dämmerleben,
 Das so still hinging, so ganz hellgrau,
 Und doch höchstes Glück war, nun es vorbei ist.
 Wohl zupft man an der Erinnerung und zerreißt sich das Herz,
 Und möchte nichts, auch das kleinste nicht vergessen:
 Ach, die Erinnerung verändert sich durch das Betasten,
 biegt sich und erstarrt zu festeren Formen.
 Nur hier, in den Stuben, der Duft – beim Eintreten,
 Oder stärker noch beim Öffnen von Schränken und Laden,
 Wo Kleider gelegen oder Angelgerät oder Spielzeug:
 Ach rasches, überwältigendes Wiedererkennen!
 Folter, zu der sich das Herz drängt ohne Besinnung,
 Als böte das Lamm den Schlächter: "Schneide tief, schneide langsam" –
 Bis der unersättliche Nerv nicht mehr kann und stumpf wird ...
 Und das nennen sie dann Ergebung in höheren Willen.

~~~~~  
 Also wandelt sie durch die stumm redenden Stuben,  
 Und wieder zurück – zum Eingang – in blendende Helle  
 Weißer, hallender Gänge; fährt sich über die Stirn:  
 Es sind ja Dinge auf Erden, die ruhig weitergehen,  
 All das Viele noch, das Mühe und Lärm macht,  
 Totes, geschäftiges Leben, wie in Kulissen und halben Häusern,  
 aus deren Fenster man in gemalte Bäume blickt;  
 Aber drinnen sind Bretter und Leitern und staubige Leinwand,  
 Und die Hüte und Mäntel der Musikanten hängen dort,  
 Die den Schluß rascher spielen, um davonzueilen  
 Ohne Gruß, ohne Abschied,  
 Unerkannt, wie sie kamen.



## Nachwort

Erkenntnis hat kein Licht, als das von der Erlösung her auf die Welt scheint: alles andere erschöpft sich in der Nachkonstruktion und bleibt ein Stück Technik. Perspektiven müßten hergestellt werden, in denen die Welt ähnlich sich versetzt, verfremdet, ihre Risse und Schründe offenbart, wie sie einmal als bedürftig und entstellt im Messianischen Lichte daliegen wird. Ohne Willkür und Gewalt, ganz aus der Fühlung mit den Gegenständen heraus solche Perspektiven zu gewinnen, darauf allein kommt es dem Denken an."

Theodor W. Adorno: *Minima Moralia* (GS 4, S. 283)

Zum Leben gehörte so manches: Luft und Licht, Speise und Trank, Bewegung und Ruhe. Und jeder hatte etwas von alledem, und oft ist's so knapp bemessen, daß man nur grade besteht. Aber daneben gibt's noch eine tiefe verborgne Schicht, wohin die feinsten, suchenden Wurzeln der Seele reichen, unbewußt oft, und doch so unfehlbar sicher, wie Blinde in der Nacht den Weg finden. Etwas von dem kein anderer weiß und ohne das doch kein Blühen ist.

Irene Forbes-Mosse: *Die Wölfe*

Diese Versöhnung gäbe das Nichtidentische frei, entledigte es noch des vergeistigten Zwanges, eröffnete erst die Vielheit des Verschiedenen, über die Dialektik keine Macht mehr hatte. Versöhnung wäre das Eingedenken des nicht länger feindseligen Vielen."

Theodor W. Adorno: *Negative Dialektik* (GS 6, S. 18)

Irene Comtesse v. Flemming wurde am 8. August 1864 als Tochter des preußischen Gesandten am badischen Hof, Albert Graf v. Flemming, und seiner Frau Armgard in Baden-Baden geboren. Die Mutter war eine Tochter von Bettine und Achim v. Arnim. Ihre Kindheit verbrachte Irene (wie ihre drei Jahre ältere Schwester Elisabeth) im wesentlichen in Baden-Baden und Karlsruhe, in den Sommermonaten war die Familie auf den Besitzungen der Familie Flemming, Crossen (an der Weißen Elster) und Buckow (Märkische Schweiz). Nach jahrelanger Krankheit starb die Mutter im Jahr 1880. Der Vater machte mit den beiden Töchtern eine Italienreise, anschließend lebte Irene in Berlin bei ihrer Tante Maximiliane v. Oriola. Vier Jahre später starb der Vater in Florenz an Typhus. In diesem Jahr (1884) heiratete Irene ihren Cousin, den preußischen Rittmeister Roderich Graf von Oriola. 1895 wurde das Paar geschieden. 1896 ging sie eine zweite Ehe mit dem pensionierten englischen Oberst John Forbes-Mosse ein und lebte mit ihm in Florenz. Dort lernte sie im Jahr 1900 die in Maiano (bei Florenz) lebende englische Schriftstellerin und Kunsthistorikerin Vernon Lee (Violet Paget, 1856-1935) kennen und befreundete sich eng mit ihr. Mit Lyrik begann in dieser Zeit ihre schriftstellerische Tätigkeit.

Nach kurzer, schwerer Krankheit starb 1904 ihr Mann. In den folgenden Jahren unternahm sie größere Reisen. Enge Freundschaft entstand mit Lujo Brentano, einem Cousin ihrer Mutter. Vernon Lee las ihre in dieser Zeit entstandenen Aufzeichnungen und ermunterte sie zur Überarbeitung und Herausgabe. 1912 erschienen sie unter dem Titel *DER KLEINE TOD*. Die

Autorin kehrte in die Toskana zurück und ließ sich neben Vernon Lees Landgut La Palmerino, im Süden des Fiesole-Hügels, ein eigenes Haus bauen.

Durch ihre zweite Ehe hatte Irene Forbes-Mosse einen britischen Paß; bei Ausbruch des ersten Weltkriegs entschied sie sich jedoch – wohl aus emotionalen Gründen – für ihr Herkunftsland, übersiedelte nach Deutschland. In ihrer berliner Wohnung empfing sie Intellektuelle und Künstler, unter ihnen Theodor Wolff, Georg Hermann und Alfred Weber. Sie las den sozialdemokratischen VORWÄRTS. Mit ihrer Freundin Vernon Lee stand sie brieflich weiterhin in Kontakt.<sup>152</sup>

Nach 1918 zog Irene Forbes-Mosse mit Lujo Brentano<sup>153</sup> zusammen, zunächst nach München, später nach Prien am Chiemsee. 1923 mußte sie ihr Haus bei Florenz aus finanziellen Gründen aufgeben. In den 20er Jahren erschienen Erzählungen, eine Auswahl Sammlung von Gedichten sowie zwei Romane.

Der faschistischen und nationalsozialistischen Erhebung stand Irene Forbes-Mosse in hilflosem Entsetzen gegenüber. Ab 1931 lebte sie mit ihrer Freundin Berthy Moser (1879-1962) in Chexbres sur Vevey am Genfersee. Deutschland betrat sie nach 1933 nicht mehr.

Am 13. Februar 1935 starb Vernon Lee; ihr Haushalt in La Palmerino wurde aufgelöst.

Am 26. Dezember 1946 starb Irene Forbes-Mosse in Villeneuve/Schweiz.

Ihren Nachlaß, darunter Briefe, Manuskripte und Bilder ihrer Verwandtschaft bis hin zu Bettine, Clemens Brentano und Achim v. Arnim, übergab Berthy Moser dem Archiv des Freien Deutschen Hochstifts (Goethe-Museum) in Frankfurt/Main. Eine Sammlung von 544 Briefen zwischen Bettine und Achim v. Arnim, die Forbes-Mosse transkribiert hatte und deren Veröffentlichung in Zusammenarbeit mit dem Germanisten Werner Milch geplant war, erhielt zunächst Lujo Brentanos Tochter Sophie, die sie ebenfalls dem Freien Deutschen Hochstift übergab.

Im Verlag Autonomie und Chaos Leipzig \ Berlin erscheint mit dieser vom Herausgeber zusammengestellten Sammlung die vierte und letzte (Wieder-)Veröffentlichung von Werken Irene Forbes-Mosses.<sup>154</sup>



"Es gibt kein richtiges Leben im falschen", schreibt Adorno. Kritisch auf die Realität der Menschheit schauend, hat dieses Wort einige Berechtigung. Und doch würde es falsch ohne seine Kehrseite. Es gibt eben doch *richtiges* Leben im *falschen* (nämlich in unserem, dessen grundlegende, strukturelle Unrichtigkeit nicht nur von den ProtagonistInnen der Kritischen Theorie in allen ihren Arbeiten durchleuchtet wurde). – Ohne die Ahnung dessen, was menschenwürdiges (also "richtiges") Leben sein könnte, würden wir auch in Adornos apodiktischer Aussage kein Moment von Wahrheit sehen können; dieses Paradoxon nimmt

<sup>152</sup> THE ANGLO-GERMAN CORRESPONDENCE OF VERNON LEE AND IRENE FORBES-MOSSE DURING WORLD WAR I; edited by Herward Sieberg and Christa Zorn. With a Foreword by Phyllis Mannocchi. (Lewiston/Lampeter: Edwin Mellen Press, 2014)

<sup>153</sup> Der Wirtschaftswissenschaftler und Sozialreformer Lujo Brentano (1844-1931) war in der Bayerischen Räterepublik Wirtschaftsminister. Er hatte große Bedeutung für die Entwicklung der Gewerkschaften und der "Freien Marktwirtschaft" in der BRD. Einer seiner Doktoranden war Theodor Heuss.

<sup>154</sup> Sämtliche Veröffentlichungen des Verlages sind kostenfrei für jedermann herunterladbar (pdf) und können ausgedruckt werden. Sie sind bei der Deutschen Nationalbibliothek (DNB) langzeit-gespeichert und können auch von dort heruntergeladen werden.

hohen Stellenwert ein in seiner Arbeit. – Irene Forbes-Mosses Novellen und Erzählungen entfalten genau diese dialektische Wahrheit. Häufig spielen sie in den Kreisen der alten Oberschichten (aus der die Autorin stammt). Nichts kann das strukturelle soziale Unrecht entschuldigen, in dem diese Kreise ein teilweise luxuriöses Leben letztlich auf Kosten anderer Menschen geführt haben. Forbes-Mosse würde dies nicht leugnen. Aber auch in diesen Kreisen hat authentische, sensible, alles in allem menschenwürdige Lebendigkeit sich entfaltet. Sie ist auch dort bewahrt worden – von einer Minderheit, wie es wohl immer und überall nur eine Minderheit ist, die seelische und soziale Werte bewahrt, hegt und weitergibt. Das können auch alte Waisenratswitwen sein, die in der halbdunklen Stube sitzen, über das Alter ihres Kanarienvogels sinnieren und ihr eigenes darüber vergessen. Selbst wenn sie mit kaum jemandem mehr zu tun haben oder zu tun haben wollen. Viele soziale Momente in diesen Erzählungen scheinen uns fremd wie aus dem Japan des 18. Jahrhunderts – doch wenn wir in uns hineinhorchen, klingt ein Nahes, Vertrautes auf, als seien es Geschichten aus unserer eigenen Vergangenheit. Wer sonst hat so auf Deutsch schreiben können? In Frankreich gibt es Proust. – Niemand muß derlei im Jahr 2022 noch für bewahrenswert halten, aber nun ist es bewahrt: in den Erzählungen der Irene Forbes-Mosse, und für ein paar LeserInnen wird es wohl einen Funken menschheitlicher Authentizität bedeuten; das genügt ja schon.

Irene Forbes-Mosse geht selbst mit Vorurteilen und Gemeinplätzen um wie der Jongleur mit seinen bunten Bällen, sie schreibt keine *politisch korrekte* Prosa, aber "begrifflich war es doch, wie alles schließlich begrifflich ist, wenn man die Geduld hat, den Ursachen nachzugehen." Selbst in Kalenderblattweisheiten klingt bei Forbes-Mosse noch die wahrhaftige Lebenserfahrung – aus der sie schließlich einmal kamen. Es gibt Sätze bei ihr, die bei jedem anderen Kitsch wären, aber: wie sie sie gebraucht, werden sie Momente menschlicher Wahrheit – eine seltene Kunst, so tief zu graben im Formulieren, durch die abgenutzten, verdinglichten Schichten hindurch. Ein Bemühen, das heutzutage fast noch wichtiger sein dürfte als damals. Auch eine aquarellierte, charmante Form von Dekadenz gehört unablösbar zu ihren Geschichten (oder deren ProtagonistInnen).

Die Sprache ist bei Forbes-Mosse autonomes Subjekt der Handlung, – Wörter, Klänge, Wendungen, Metaphern, in denen je eigene Empfindungen und Lebenswelten aufblitzen, – nicht selten *Wörter aus der Fremde* (Adorno), die uns etwas erzählen können.

Oft liegt der Sinn einer Erzählung in dem mit wehmütig-ironischem Abstand geschilderten Kaleidoskop der "Gegenstände" (wozu auch Umgangsformen, Formulierungen, Begriffe und soziale Konventionen gehören), in denen das Lebensgefühl, die Identität die Personen verwurzelt ist.<sup>155</sup> –Aber es geht darüber hinaus, denn "alles hatte seine heimliche Sprache" – die von den Menschen erspürt werden kann; das rührt an Vernon Lees "Genius loci".<sup>156</sup>

<sup>155</sup> Besonders deutlich in *WANDLUNGEN EINER ÄBTISSIN*, einer Novelle, als deren gesellschaftlicher Hintergrund sich das Baden-Baden der Kindheit Irenes denken läßt .

<sup>156</sup> Vernon Lee: *GENIUS LOCI* (Jena und Leipzig 1905; bei Eugen Diederichs) wurde von Irene Forbes-Mosse übersetzt. Der lateinische Titel kann nur formal mit "Genie (Geist) des Ortes" übersetzt werden. Siehe hier im Exkurs *Irene Forbes-Mosse & Vernon Lee*.

Nicht selten geschieht kaum etwas in ihren Texten als das pure Leben. Ja: fast pflanzliches Leben ist es, das eben auch zu uns Menschen gehört oder gehören sollte: entschleunigte Zeit.<sup>157</sup> Forbes-Mosse erzählt vom sozialen Leben kaum anders als von der sogenannten "Natur"; es gibt keine grundsätzlichen Verschiedenheiten zwischen ihren Empfindungen, ob ihr dies oder jenes herzensnah wird – das ist wohl ein Schlüssel zu dem Zauber, den ihre Geschichten in uns wecken. Denn schließlich sind wir ja – praktisch, sinnlich, gegenständlich – Momente dieser Natur: "Es waren Jahre vergangen, seit sie zum ersten Mal hier gewesen, sie war feiner noch, ja, und auch härter geworden, wie ein gespannter Bogen hart ist; der erste weiche Duft war verschwunden von den Dingen und auch von ihr, und oft lag Erwartung in ihren Zügen, als sei ihr Herz hellhöriger geworden und horche auf irgend etwas, einen Ton, einen Schritt, den Hornruf des Glücks?"

Assoziationen, Abschweifungen, gedankliche Ausschmückungen können gerade bei Forbes-Mosse verstanden werden als vielfältig fließende Natur.<sup>158</sup> – Die Pianistin und Bachforscherin Rosalyn Tureck hat immer wieder auf die essentielle Bedeutung von ornamentalen Ausschmückungen bei Alter Musik<sup>159</sup> hingewiesen und darauf, daß dieses Bewußtsein in der Interpretation dieser Musik im 20. Jahrhunderts verlorengegangen ist.

Eigentlich geht es in allen Geschichten, Novellen und Gedichten um existentielle Momente. Nicht immer wird das so offensichtlich wie in "Verlobung".<sup>160</sup> Irene Forbes-Mosses Geschichten haben keine *Moral von der Geschicht*, in ihnen spricht Liebe zur Welt, eine zärtliche, achtsame Menschenliebe. Dies nicht in idealistischer Träumerei, sondern in klarem Blick auf all die menschlichen Schwächen, Einseitigkeiten und Unvollkommenheiten, die untrennbar auch zum Leben gehören.<sup>161</sup> Ernst und Spaß gehen bei Forbes-Mosse oft ineinander über: *Kaleidoskope des Lebens*.<sup>162</sup> Einseitig ist natürlich auch diese Haltung dem Leben, der Menschenwelt gegenüber – wie jede andere.

In hintergründig-versponnener, unaufdringlicher Weise ist sie eine feministische Autorin. Manche ihrer Texte erinnern mich an Geschichten ihrer Tante Gisela Grimm, oder auch an Irmtraud Morgner. Forbes-Mosse schreibt "Frauenbücher" – aber nicht im Sinne der Unterhaltungsliteratinnen, sondern weil sie Frauen zweifellos mehr, nein: subtiler lieben kann als Männer. Die haben in ihrem Werk oft nur eben ihre Aufgaben im Plan der Schöpfung; demgegenüber frappt, wie selbstverständlich die Welt der Frauen beim Lesen wird: "*Le palais des taupes, quoi!* Gott, wie es da aussah. Überall lagen die Tanten herum, auf allen Sofas, *des vieilles avec des burnous*, mit gelben Babuschen an den bloßen Füßen und die Hände voll kostbarer Ringe – und die Nägel gelb von Tabak."

<sup>157</sup> Beispielsweise in der Geschichte *Étude*.

<sup>158</sup> Ich sehe Analogien zur 'rhizomatischen' Logik (Deleuze/Guattari) gegenüber der traditionellen narrativen Logik. – Wenn dieses intuitive, existentielle Assoziieren selbst von einem zumeist so achtsamen Autor wie Armin Strohmeyr als Thematisieren "parapsychologischer Erscheinungen" verstanden wird (a.a.O., S. 294), läßt das die Hilflosigkeit ahnen, mit der wohl nicht wenige LeserInnen heute ihrer Prosa gegenüberstehen. (Strohmeyr bezieht sich auf den Nachlaßband, aus dem hier die Texte *Wandlungen einer Äbtissin*, *Freesia in Florenz* und *Die Verlobung* aufgenommen wurden.)

<sup>159</sup> Analoges gilt für die klassische indische Musik.

<sup>160</sup> Der klärende Traum dort könnte zu einer Fallgeschichte der Psychotherapeutin Johanna Herzog-Dürck gehören. (Vgl. IN-DER-WELT-SEIN. JOHANNA HERZOG-DÜRCK'S PERSONALE PSYCHOTHERAPIE ALS ELEMENT INTEGRATIVER TRAUMATHERAPIE; Berlin 2020: A+C online)

<sup>161</sup> Sehr deutlich in *Freesia in Florenz*

<sup>162</sup> Mondrian Graf v. Lüttichau: *Die Kaleidoskope der Irene Forbes-Mosse*; Nachwort zu Irene Forbes-Mosse: DON JUANS TÖCHTER (Neuausgabe Berlin 2016: A+C online)

Abgesehen von Gedichten hat Irene Forbes-Mosse erst nach dem Tod ihres Mannes 1904 zu schreiben begonnen, da war sie vierzig.<sup>163</sup> Aus einer unabwiesbaren inneren Notwendigkeit, sich auszudrücken, ihr schon aus der Kindheit bezeugtes überreiches inneres Leben zu verwirklichen, aber auch um ihr Leid, den Tod geliebter Menschen, den Verlust der Kindheitsheimat zu verarbeiten, wurde sie zur Schriftstellerin – so darf vermutet werden.<sup>164</sup> Dieses existentielle Gewicht ihres Schreibens wird gerade durch das Fehlen schriftstellerischer Routine, einer "Masche" umso deutlicher.<sup>165</sup> Oft meine ich zu spüren, wie die Autorin einzelne Wörter gesucht und ausprobiert hat: ob sie klingen, ob sie auch wirklich das wiedergeben, worauf es ihr jeweils ankommt. Als spräche sie zu einer oder einem in tiefer Aufmerksamkeit lauschenden Vertrauten.

Prosa und Lyrik, bei der Fiktion und Autobiografisches offensichtlich ineinander übergehen, wird noch immer gelegentlich weniger geachtet als deutlicher von der biografischen Lebenserfahrung der Autorin oder des Autors geschiedene Literatur. Dahinter steht nicht zuletzt die traditionelle Dichotomisierung von "Kunst" versus "Leben". (Die Ideologie vom Mann als "Schöpfer" von Kunst im Gegensatz zur Frau als "Bewahrerin des Lebens" dürfte gelegentlich mitschwingen.) – Die Vorstellung, daß Kunst kein "Objekt", sondern ungeteilter Ausdruck der Persönlichkeit / der Identität / des Lebens eines Menschen sein könnte, hat sich erst im Laufe des 20. Jahrhunderts entwickelt, durch AutorInnen wie Virginia Woolf, Anais Nin, Henry Miller und andere. Auch Irene Forbes-Mosse gehört zu ihnen. Die bedeutendste Protagonistin dieser künstlerischen Ästhetik ist im deutschen Sprachraum zweifellos ihre Großmutter Bettine Brentano/von Arnim.<sup>166</sup>

335

"Alte Wege gehn – ?" fragte Eva Blume einmal verständnisvoll, als ich von einem Besuch einer Kindheitsstadt erzählte: das fiel mir ein bei der Suche nach einem Titel für diese Sammlung. Es scheint Irene Forbes-Mosses Empfinden wiederzugeben, wobei es auch bei ihr äußere wie innere Wege, innere Orte sind, die sie zunächst sich selbst wieder ins Bewußtsein ruft. Wie schön, daß sie uns etwas davon weitergegeben hat! Sie beschreibt nicht nur vergangene Lebensumstände, sie läßt uns sie nachfühlen, läßt uns alte Wege gehn, die nicht unsere waren und uns gleichwohl plötzlich seltsam vertraut werden. Gleichwohl ist ihr sehr bewußt, wie relativ dieses Erinnern ist: "Ach, die Erinnerung verändert sich durch das Betasten, / biegt sich und erstarrt zu festeren Formen." Zweifellos lebte sie sehr aus Augenblicken der Nähe, die sie in unvergleichlicher Dichte und zugleich feenhafter Leichtigkeit aus dem Schatz ihrer Erinnerung nochmal zum Leben erweckt.<sup>167</sup> Eine eigene Bedeutung haben dabei ihre Gedichte. Viele von ihnen gehören zur bewahrenswerten deutschsprachigen Lyrik Anfang des 20. Jahrhunderts, obwohl sie zum offiziellen literaturwissenschaftlichen Kanon der "Moderne" nicht passen. Im Gegenteil: diese Gedichte (nicht alle von ihr) schlagen die Brücke zurück bis zu Goethe, sie atmen, sind unpräntiös und nichts weniger als epigonal oder bildungsbürgertümlich.

<sup>163</sup> Ihre zweite Veröffentlichung, der Lyrikband PEREGRINA'S SOMMERTAGE (aus dem etliche Stücke hier enthalten sind), erschien 1904 und ist ihm gewidmet.

<sup>164</sup> Siehe insbesondere die Erzählung *Glück in Dornen*. (Eine Geschichte übrigens, der gegenüber Thomas Manns ZAUBERBERG von 1926 sich verstecken muß!)

<sup>165</sup> Ihre etwas inflationäre Verwendung der Partikel "und", "ja" und "so" legt sich gelegentlich wie Mehltau über das kaleidoskopische Schimmern und Klingen ihrer Sprache; hier wurde für die vorliegende Wiederveröffentlichung ab und an gestrichen.

<sup>166</sup> In Frankreich ist es Arthur Rimbaud, der Bettine wohl noch in anderer Weise verwandt ist.

<sup>167</sup> Von daher ist plausibel, daß ihre beiden Romanen nur wie ein Mosaik solcher Momente zusammengebaut zu sein scheinen.

Literaturwissenschaftliche Kategorien neigen zur Verselbständigung; AutorInnen orientieren sich an ihnen bzw. werden ihnen zugeordnet. Was nicht dazupasst, gerät mittelfristig aus dem Blick des Publikums, der Verlage, der Wissenschaftler – ein Teufelskreis! Nicht selten finden sich aber gerade dort besondere Momente künstlerischer Wahrheit, die nicht untergehen sollten. Gelegentlich werden solche AußenseiterInnen, EinzelgängerInnen in späteren Generationen als Momente einer vorweggenommenen Avantgarde entdeckt<sup>168</sup>, oder aber sie vermitteln die besondere (kulturelle, künstlerische, soziale) Lebendigkeit eines gesellschaftlichen Übergangs – dies gilt für Irene Forbes-Mosse.<sup>169</sup>

Daß Irene Forbes-Mosses Werk an die literarische Öffentlichkeit Deutschlands (West wie Ost) nach 1945 nicht mehr anknüpfen konnte, ist nachvollziehbar. Zwei Artikel in der ZEIT illustrieren dies. Während Johann Frerking sich 1947 in der ZEIT noch fein und zugewandt an einen Besuch bei der Autorin erinnert<sup>170</sup>, schreibt ein Anonymus 1953 in derselben Zeitung anlässlich der Veröffentlichung des Sammelbandes FERNE HÄUSER einen fast naserümpfenden Artikel unter dem Titel *Aus Trotz altmodisch*. Dort heißt es: "Der übermütige Romantizismus der Geschwister Clemens und Bettina Brentano hat der ganzen Biedermeierkultur einen Schuß von skurriler und auch bisweilen makabrer Extravaganz mitgegeben. Aber die gleiche Extravaganz hundert Jahre später, das muß einen Bruch geben." Weitere siebzig Jahre später gibt es (zumindest in unserem Kulturraum) nun wirklich keine konsensuellen Antworten mehr auf die ewige Frage, wie läßt sich leben in dieser Menschenwelt? Neue Aufmerksamkeit für individuelle Interpretationen "des Lebens" entsteht.<sup>171</sup>

336

Wie Forbes-Mosse Vernon Lees Arbeiten und dann sie selbst kennenlernte (1900), erzählt sie im Vorwort zu GENIUS LOCI. Beide Frauen verband bald nicht nur die Affinität zu Italien, sondern auch das Bemühen, verlorene Schätze der Vergangenheit der Gegenwart (und Zukunft) in ihrer je eigenen Rezeption wieder zugänglich zu machen. Mit John Forbes-Mosse, den Forbes-Mosse 1896 geheiratet hatte, hatte sie in Florenz gelebt; bereits 1904 war er gestorben. Wohl auch durch diesen offenbar lebenslang nicht überwundenen Tod nahm das Erinnern an individuelle Erfahrungen, an Verluste durch den Tod bei ihr einen hohen Stellenwert ein.<sup>172</sup>

Das Vorwort zu Vernon Lees Essayband GENIUS LOCI, zugleich Forbes-Mosses erste Prosaveröffentlichung, ist deutlicher Auftakt zu ihren späteren Erzählungen und Novellen. Trotz ihres vielfältigen literarischen Hintergrunds hat wohl niemand sie stärker zum Schreiben inspiriert als Vernon Lee.<sup>173</sup> Gleichwohl hat Forbes-Mosse von Anfang an einen eigenen Blickwinkel: Sie ist und bleibt den Menschen in ihrer konkreten Unvollkommenheit achtsam, liebevoll, oft auch schmerzlich zugeneigt. Wo Lee "die Mühen und Trivialitäten des Lebens [in] ihrer eigentlichen Unwichtigkeit" der "phantastischen Macht" Roms gegenüberstellt<sup>174</sup>, zeigt

<sup>168</sup> Beispielsweise Else Lasker-Schüler, Arthur Rimbaud, Fernando Pessoa, Hans Jürgen von der Wense und Forbes-Mosses Großmutter Bettine v. Arnim.

<sup>169</sup> Dies gilt meines Erachtens auch für den deutsch-jüdischen Autor Kurt Münzer, von dem einige Romane bei A+C online wiederveröffentlicht wurden.

<sup>170</sup> siehe hier im Anhang: *Äußerungen zu Irene Forbes-Mosse*.

<sup>171</sup> Gerade entdeckte ich den atemberaubend neuen Roman DAS EXTREME LEBEN EINER UNSCHEINBAREN FRAU von Héctor Bianciotti.

<sup>172</sup> Daß Vernon Lees langjährige Partnerschaft mit Clementina ("Kit") Caroline Anstruther-Thomson kurze Zeit zuvor zerbrochen war, könnte ebenfalls mitgespielt haben bei der zunehmend enger werdenden Freundschaft der beiden Frauen.

<sup>173</sup> Auch deshalb wird Vernon Lee in dieser Zusammenstellung ausführlich vorgestellt.

<sup>174</sup> in ihrer hier ebenfalls dokumentierten Einleitung zu GENIUS LOCI.



Forbes-Mosse, ohne Einzelnes zu bewerten, den unauflösbaren Zusammenhang solcher Momente menschlichen Bewußtseins. Vernon Lees *Erinnern* wirkt gelegentlich eskapistisch, Forbes-Mosse bleibt bei allem *Erinnern* in ihrer jeweiligen Gegenwart. Auch in dieser unterschiedlichen Gewichtung könnten die Freundinnen einander (lernend) gefunden haben. In beider unbegreiflich zarten Empfindungsfähigkeit lag vielleicht der erste Impuls ihrer Begegnung.

Nach dem Tod Vernon Lees und der Auflösung ihres Haushalts (1935) schreibt Irene Forbes-Mosse an Karl Wolfskehl: "Dies Ausräumen, dies todtmachen eines Hauses wo ich fast zehn Jahre mit einem ganz erlesenen Menschen zusammengelebt, der nun dahingeschwunden ist wie ein Rauch, war für mich schneidend traurig, und die Schönheit jenes geliebten Fleckchens Erde fiel wie eine Wunde hinein. Aber in solcher Stimmung kann man ja das Schöne so lebhaft empfinden, ein feiner blühender Pfirsichzweig der sich vom grauen Olivenlaub abhebt kann so heftig wirken wie ein Schmerz."<sup>175</sup>

Vernon Lee<sup>176</sup>, die in Frankreich und England offenbar nie in Vergessenheit geraten ist, könnte auch im deutschsprachigen Raum LeserInnen finden. Auch deshalb wird in dieser Veröffentlichung ausführlich auf sie hingewiesen. Neben Forbes-Mosses Vorwort und ihrer eigenen Einleitung zu *GENIUS LOCI* (hier im Haupttext) wird im Anhang ihr Essay *The Poet's Eye* dokumentiert; er erschien 1926 In Leonard & Virginia Woolfs Hogarth Press. Ebenfalls im Anhang findet sich ein ausführlicher bio-bibliographischer Abriß von Dr. Helga Kaschl (Wien).<sup>177</sup>

In den im Anhang dokumentierten Auszügen aus Aufzeichnungen Elisabeth v. Heykings, Irenes Schwester, wird deutlich, wie stark auch deren Bindung an die Vergangenheit war. Dies bezog sich deutlich auf Bezugspersonen der vorhergehenden Generation, "an der allein man noch wirklich hängt" (wie Heyking am 30.6.1901 schreibt). Als Gattin eines Diplomaten teilte sie dessen Arbeitsplätze "in vier Weltteilen" (so der Titel der auch historisch lesenswerten Tagebücher); die Flemmingschen Güter Crossen und Buckow bedeuteten Elisabeth v. Heyking deshalb nicht nur Kindheitserinnerung, sondern (zunächst) sichere Verwurzelung in der Heimat; aber auch diese verlor die Familie. Irene und Elisabeth fühlten sich sehr nahe, beide waren aber auch grundverschieden, nicht zuletzt in der politischen Haltung. Elisabeth orientierte sich, wie ihre Mutter Armgart (und mehr noch deren Schwester Maximiliane) an der Monarchie, dem Adel mit all seinen gesellschaftlichen Üblichkeiten. Irene stand, ebenso wie Gisela, die dritte Tochter Bettines, auf Seiten der fortschrittlichen, sozialdemokratisch oder sozialistisch orientierten Kreise. Gleichwohl läßt sich in Elisabeths Tagebüchern manches auch für Irene Relevante erfahren.

<sup>175</sup> Brief an Karl Wolfskehl (18.4.1936), Schiller-Nationalmuseum / Deutsches Literaturarchiv Marbach am Neckar; hier nach: Strohmeier (a.a.O., S. 294) – Die heutigen EigentümerInnen des Anwesens Il Palmerino versuchen, eine Art kreatives Zentrum daraus zu entwickeln, vielleicht ähnlich wie es zeitweilig gelungen war für Schloß Wiepersdorf (seinerzeit Heimat Achim und Bettine v. Arnims). <https://www.palmerino.org/>

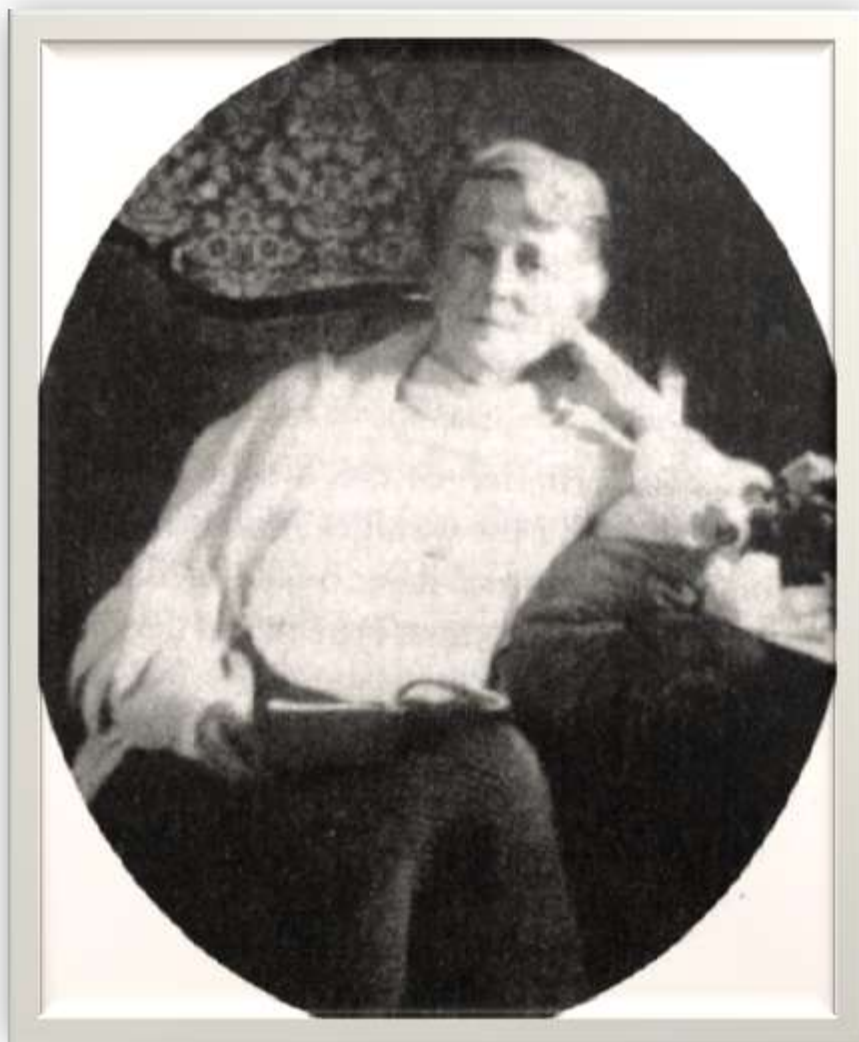
<sup>176</sup> Ihren amtlichen Name Violet Paget hat sie für Veröffentlichungen und wohl auch im privaten Umfeld nicht verwendet. In der englischen und französischen Wikipedia steht sie unter Vernon Lee, in der deutschen (noch) unter Violet Paget.

<sup>177</sup> Helga Kaschls großartige bibliographische Dokumentation "Ein Zimmer für sich allein" – Frauen in Virginia Woolfs Hogarth Press 1917–1941 war zunächst nur auf ihrem eigenen Blog zu lesen: <https://www.schreibfrauen.at/biografie-helga-kaschl/>. Eine Veröffentlichung dieser Arbeit wird bei A+C online vorbereitet.

Während ich an dieser Veröffentlichung arbeite, sind wir (seit 24. Februar 2022) ZuschauerInnen bei der brutalen Zerstörung der Ukraine durch den Überfall der russischen Armee. Schwer, beides zugleich im Herzen zu tragen. Raketen auf Kindergärten und Krankenhäuser, Millionen Flüchtende, Sanktionen gegen Rußland, die Gefahr eines Atomkrieges. Und das plötzliche Bewußtsein, daß uns derlei desto weniger berührt, je weiter es von uns entfernt stattfindet. Wieder die Frage: sind wir Menschen Irrläufer der Evolution (Koestler)? Ist die Menschheit lernfähig, was ihr Aggressionspotential angeht? Eine offene Frage seit mehr als 2000 Jahren (Aristophanes: *Lyistrata*). Ob Kunst zu einem entsprechenden Lernprozeß der Menschen (über die Jahrhunderte) beiträgt, kann ich nur hoffen – und weitermachen im Bemühen, menschenwürdige Impulse zu stärken – in mir, in meinem Umgang mit Mitmenschen wie auch durch das Büchermachen.

*Gewidmet ist diese Veröffentlichung dem Regisseur Ettore Scola für seine Filme LE BAL (Ballando Ballando) (1983) und LA FAMILIA (1987).*

Mondrian Graf v. Lüttichau



Anhang

## Chronologie & Bibliographie

Vater Albert Graf v. Flemming: preußischer Gesandter am badischen Hof (1813-1884)  
Mutter Armgard v. Arnim (1821-1880)

1861 Geburt der Schwester Elisabeth (v. Heyking)

**5.8.1864 Geburt Irene in Baden-Baden**

Kinderwohnorte: Baden-Baden, Karlsruhe, Buckow, Crossen

1880 Tod der Mutter, Italienreise mit dem Vater

1884 Tod des Vaters, Heirat Roderich Graf v. Oriola

Wohnorte Rathenow und Brüssel

1895 Scheidung

1896 Zweite Ehe Oberst John-Forbes-Mosse

Lebte mit ihm in Florenz

1900 Bekanntschaft/Freundschaft mit Vernon Lee (Violet Paget, 1856-1935),

Haus Palmerino in Maiano (bei Florenz)

Schriftstellerische Tätigkeit begonnen:

1901 MEZZAVOCE. Gedichte

1903 Zieht nach Heidelberg, wo ihr Mann operiert wurde, später nach London, dann nach Cannes

1904 Tod John Forbes-Mosse (4. Januar)

1904 PEREGRINA'S SOMMERABENDE. LIEDER FÜR DIE DÄMMERSTUNDE, SOWIE DREISSIG ÜBERSETZUNGEN AUS DEM FRANZÖSISCHEN, ENGLISCHEN UND DÄNISCHEN

(Daraus *Der verschlossene Garten* 1917 vertont von der norwegischen Komponistin Pauline Hall)

Nach dem Tod des Mannes bei Lujo Brentano in München, viel auf Reisen.

Vernon Lee liest Prosaaufzeichnungen und ermuntert Irene, sie zu veröffentlichen.

1905 DAS ROSENTHOR. Gedichte

1905 *Regenliedchen* (vertont 2007 von Susanne Wosnitzka)

1905 Übersetzung: GENIUS LOCI (Vernon Lee)

1910 BERBERITZCHEN UND ANDERE. Erzählungen (Vernon Lee gewidmet)

1912 DER KLEINE TOD

(Erweiterte Neuauflage unter dem Titel EIN KLEINER TOD: Berlin 2016: A+C)

1913 DER LEUCHTER DER KÖNIGIN. PHANTASIEN

Vor 1913: Eigenes Haus in der Nähe von Palmerino, in dem auch Erbstücke der Großmutter Bettine bewahrt werden. (So laut Strohmeyr a.a.O., S. 282; nach anderen Quellen hatte sie nur ein Cottage auf dem Anwesen Il Palmerino bezogen.) – In jedemfall war ihr Wohnsitz bis 1913 Italien.

1914 Bei Ausbruch erster Weltkrieg: wieder deutsche Staatsangehörigkeit angenommen, nach Deutschland gezogen: Haus in Berlin, Kontakte in der literarischen Welt. Oft auch in Baden-Baden.

- Partnerschaftliche Beziehung mit Lujo Brentano (1844-1931)  
 Briefwechsel mit Vernon Lee (die während der Kriegsjahre zumeist in England ist) über die Fronten hinweg (veröffentlicht).
- 1918 Mit Lujo Brenatano zusammengezogen (München, Prien).  
 Arbeit mit Hinterlassenschaften ihrer Brentanoschen Familie.
- 1923 LAUBSTREU. Erzählungen
- 1924 GABRIELE ALWEYDEN ODER GEBEN UND NEHMEN. Roman
- 1925 Die Schwester Elisabeth v. Heyking gestorben
- 1926 AUSGEWÄHLTE ALTE U. NEUE GEDICHTE
- 1928 DON JUANS TÖCHTER. Drei Novellen (Übersetzt ins Englische 1930; Vorwort Vernon Lee)  
 (Neuausgabe Berlin 2016: A+C)
- In diesen Jahren Transkription der Ehebriefe Bettine/Achim v. Arnim. Unterstützung des Germanisten Werner Milch bei der Arbeit an seinen Büchern über Sophie von La Roche (1935), BETTINE UND MARIANNE (1947) und DIE JUNGE BETTINE (1968); auch die Herausgabe der Ehebriefe war in Kooperation mit Werner Milch geplant (erschien erst 1961).
- 1930 KATHINKA PLÜSCH. Roman (Übersetzt ins Englische 1930)
- 1931 Tod Lujo Brentano
- Ab 1931 mit ihrer Freundin Berthy Moser in Chexbres sur Vevey am Genfersee  
 Forbes-Mosse betrat Deutschland nach 1933 nicht mehr.
- 1933 Bücherverbrennung Braunschweig: auch ihr Buch LAUBSTREU
- 1934 DAS WERBENDE HERZ. Novellen  
 (Neuausgabe mit verändertem Titel: PERIWINKEL UND VALLADEH, Berlin 2018: A+C)
- 1935 Vernon Lee gestorben.
- 26.12.1946 Irene Forbes-Mosse gestorben in Villeneuve/Schweiz
- 1947 Themenheft 6 von *Stimmen der Völker. Meisternovellen der Weltliteratur*. Illustriert von Otto Bachmaier (Bavaria-Verlag Gauting)
- 1953 FERNE HÄUSER. Erzählungen (aus dem Nachlaß)
- 2016 und 2018 Drei Wiederveröffentlichungen bei A+C online
- 2022 Alte Wege gehen.. Novellen, Phantasien, Poesie (Berlin 2022: A+C)

## Äußerungen zu Irene Forbes-Mosse

Irene Forbes-Mosses literarische, poetische Werke haben wohl zumeist autobiographische Wurzeln; explizit hat sie jedoch wenig von sich, ihrem Schicksal offenbart. Sie, die Briefe und andere Zeugnisse ihrer Großmutter Bettine verwahrt hat und sie veröffentlichen wollte, verfügte, daß ihre eigenen Briefschaften vernichtet würden.<sup>178</sup> Ihre Freundin Berthe Moser hielt sich dran. Angesichts mancher auch innerfamiliären Streitigkeiten, deren Spuren wir anhand der vorhandenen Zeugnissen ahnen können, ist das nachvollziehbar. Dennoch mag es akzeptabel sein, wenn wir heute, 70 Jahre nach ihrem Tod, solche Spuren zusammentragen, um an Irene Forbes-Mosse und ihr Werk zu erinnern. – Neben zwei lesenswerten biografischen Veröffentlichungen (in denen Fachliteratur und andere Quellen angegeben sind),<sup>179</sup> zwei Vorworten und der Internetrecherche habe ich hier folgend die Tagebücher Elisabeth v. Heykings, Irenes Schwester, ausgewertet.<sup>180</sup>

---

<sup>178</sup> Übrigens auch die Tagebücher und Briefe ihrer Mutter Armgart. (Hierzu Herward Sieberg in: DIE BRENTANOS. EINE ROMANTISCHE FAMILIE? (Frankfurt/M. 2016, S. 272)

<sup>179</sup> Armin Strohmeyer: DIE FRAUEN DER BRENTANOS (Berlin 2006) Das darin enthaltene Kapitel zu Irene Forbes-Mosse ist derzeit wohl die umfassendste biografische Darstellung zum Thema. Enthalten sind noch etliche Zeitzeugen-Äußerungen über Irene sowie Zitate aus Briefen von ihr. Sehr gerne möchte ich auf diese Veröffentlichung hinweisen!

Bernd Heidenreich/Evelyn Brockhoff/Anne Bohnenkamp-Renken/Wolfgang Bunzel (Hrsg.): DIE BRENTANOS. EINE ROMANTISCHE FAMILIE? (Frankfurt/M. 2016) Die sehr differenzierte Veröffentlichung enthält zwar eine Darstellung zu Elisabeth v. Heyking (von Herward Sieberg), jedoch keinen eigenen Artikel zu Irene Forbes-Mosse. Was zweifellos mit der durch sie verfüigten Zerstörung ihrer Briefe zu tun hat.

<sup>180</sup> Weitere Briefe und Erinnerungen sind dokumentiert in Irene Forbes-Mosse: EIN KLEINER TOD (erweiterte Neuausgabe von DER KLEINE TOD; Berlin 2016: A+C online)



Grete Litzmann: Aus der Einleitung zu Elisabeth v. Heykings Tagebüchern<sup>181</sup>

Der Vater, preußischer Gesandter am Badischen Hof, Albert Graf v. Flemming, ein Diplomat der alten Schule, bei dessen Tode Kaiser Wilhelm I. klagte, daß er der einzige seiner Diplomaten gewesen, der seinem Herzen nahegestanden, ein Grandseigneur, dem der ererbte Reichtum die Verpflichtung zu äußerer und innerer Vornehmheit der Lebensführung bedeutete, stammte aus Sachsen, wo in dem jetzt preußischen Landstädtchen Crossen an der Elster sein Stammschloß noch heute steht. (1)

Aber neben dieser vernunftbeherrschten Klarheit gab es auch im Bau seiner Persönlichkeit einen Bezirk, wo träumerisches Gefühl und künstlerische Lebensfreude regierten: Mit seinem Violoncell in der Hand war Graf Flemming ein Künstler, dem es gegeben war, in Tönen von seltenem Wohlklang sich Herzen zu erringen, die die zurückhaltenden Lippen nie erobert hätten. (1)

Solche schier unvereinbaren Gegensätze der elterlichen Naturen: idealisierende Sehnsucht nach einem romantisch erhöhten, vergeistigten Leben und ruhig-treue Erfüllung der Pflichten, die eine politisch und sozial langsam aber unwiderruflich sich wandelnde Zeit an jedem Tage stellt; überströmender, hemmungsloser Gefühlsreichtum und eine durch Hof- und Diplomatendienst zur zweiten Natur gewordene Affektbeherrschung, die jeden Gefühlsüberschwang weltmännisch bändigt; scharfe, rein intellektuelle Erkenntniskraft, gepaart mit zäher Geduld, und blitzschnelle intuitive Erfassung jeder Stimmungsnuance, die in der Umwelt, von Tausenden unerkannt, schwingt – all diese Gegensätze im seelischen Aufbau der Eltern muß man im Auge haben, um zu erfassen, welche geistige Mitgift dem Kinde bescheert wurde (...) (3) – Gemeint ist Elisabeth, aber dies gilt grundsätzlich genauso für ihre drei Jahre jüngere Schwester Irene:

<sup>181</sup> Elisabeth v. Heyking: TAGEBÜCHER AUS VIER WELTTEILEN (1886/1904). Hrsg. von Grete Litzmann (Leipzig 1926)  
Grete Litzmann war verheiratet mit dem Germanisten und Literaturhistoriker Berthold Litzmann. Sie trat auch als Autorin in die Öffentlichkeit. Exzerpte MvL, Seitenzahlen in Klammer.

Im August 1864 wird ihr ein Schwesterchen geboren, das den Namen Irene erhält, vom ganzen Hause aber "Didiwipp" genannt wird. Und in dem nun folgenden Jahrzehnt erscheint das kleine Schwesternpaar unzertrennlich, nicht nur im wirklichen, wörtlichen, sondern auch im tieferen geistigen Sinn: Es ist, als ob die beiden kleinen Menschenkinder, deren ausgeprägte Eigenart fast vom Tage der Geburt an sich völlig entgegengesetzt entwickelt, zusammen eine Einheit bildeten, die alles umfaßt, was an geistiger und künstlerischer Begabung, an seltsamen Charakteranlagen in der vielgestaltigen Vorfahrenreihe lebendig war. (2)

"Wenn ich nicht irre," schreibt Gräfin Armgart im Juni 1865 an eine Jugendfreundin, Marie Lichtenstein, "wird die kleine zierliche feine Dovelille [Irene] nicht nur die musikalischste, sondern auch die schönste Stimme bekommen, denn in welchen Tönen sie vom ersten Augenblick an quiekte, ist gar nicht anzugeben. Ihre Freude an Musik ist entschieden." (3)

### Elisabeth v. Heyking: Aus den Tagebüchern

5. August 1893. Viel an die arme Didi gedacht, deren Geburtstag heut ist.<sup>182</sup> Ich erinnere mich gut, wie sie zum erstenmal unter einem blauen Schleier spazieren getragen wurde, und wie ich bei ihrer Taufe mordoré Schuhe trug. Hätten wir damals verschiedene Kapitel unsres Lebens voraussehen können, wir hätten ihre Windelchen als künftige Tränentüchelchen bewahrt. Aber wenn man alles wußte, erschien wohl jedes Leben bemitleidenswert.

Vom 23. bis 30. September 1893: In Buckow eine behagliche Zeit mit den Kindern und Didi verlebt. Im Garten war alles herbstlich gelb und rot, und es lag in allem der wehmütige Herbstfrieden, als wolle uns die Natur lehren: "Was nützt das Hasten und Sorgen, es ist doch alles so bald vorbei." Ich erinnere mich eines Abends, als Didi am Klavier im Saal saß und ihre alten Lieder sang, die Kinder hatten sich ganz still um uns gekauert, und mir ging immer der Satz durch den Kopf: "Voilà le bonheur qui passe."

Berlin. Am 8. Oktober (1893) kam Didi aus Leipzig zurück, mir eine wahre Herzensfreue, denn ich fühle ihr so sehr die wirkliche Sympathie an. Eine wahre Beruhigung, mit ihr reden zu können. Sie hat soviel Trauriges erlebt, daß sie andere versteht.

18. September 1897. Ein Telegramm von Didi, Onkel Eduard sei gestorben. Ich kann es nicht aussprechen, wie mich das betrübt. Wohl niemand verliert soviel an ihm wie ich, denn seit Jahren ist er so gut zu mir gewesen, wie Papa nicht hätte besser sein können. Den Kindern hat er in Buckow das schönste home gewährt, und für mich ist es, solange er lebte, ein wirkliches Zuhause geblieben. Das fällt nun alles weg und ein Lebensabschnitt schließt mit seinem Tode, und mehr denn je werde ich von nun an das Gefühl haben, ein Blatt im Winde zu sein und kein Fleckchen Erde mehr zu wissen, wo ich wirklich hingehöre. (...) Buckow und Crossen werde ich wohl nie wiedersehen, und es ist ein sehr wehes Gefühl, Orte, die man so liebt, an Fremde gehen zu sehen. Für mich hatte dort jeder Baum und jeder Stein seine Sprache, die ich verstand. Die letzten Urlaubszeiten aus Kairo habe ich so sehr in Buckow genossen, nun ist das alles vorbei; mit dem armen Onkel Edmund habe ich Papa und meine Jugend ein zweitesmal verloren. Mir ist jetzt oft zumute, als sei die schönste Zeit des Lebens vorüber, ohne daß ich es im Augenblick gewußt hatte.

<sup>182</sup> Irene hatte 1884, nach dem Tod des Vaters, ihren Vetter Roderich v. Oriola geheiratet. Bald kommt es zur Entfremdung zwischen beiden. 1895 wurde die Ehe geschieden. Auf diese Malaise konnte sich der Satz beziehen. (Roderich war ein Sohn der dritten Bettine-Tochter, Maximiliane, "Maxe".)



23. September. All die Tage krank und elend und zu Tode betrübt und immer mehr realisiert, wieviel wir verloren haben. Und das Leben geht weiter, und man muß sich einrichten mit diesem neuen drückenden Stein im Schuh.

Fa hei sse (China). 25. September. All die Tage sehr viel geschrieben, um die neuen Bestimmungen über die Kinder zu treffen, welche durch Onkels Tod nötig werden. Viel Sorge, viel Kummer und viel Bitternis gegen diese neue Ungerechtigkeit, daß wir als letzte Flemmings von den ganzen Flemmingschen Gütern auch nicht das kleinste Eckchen haben werden.<sup>183</sup> Mit einem Federstrich hätte uns der Onkel von all unsern Sorgen erlösen können, wir hätten jetzt ein festes Zuhause und könnten uns die dienstlichen Kränkungen und Schwierigkeiten so viel gleichmütiger ansehen. Es grämt mich so schrecklich, wie Edmund sich hier abmüht und abarbeitet, und es doch zu gar nichts führt, weil man in Berlin ja doch alles laufen läßt.

Coyoacan (Mexiko). 30. Juni 1901. Edmund las morgens in der hiesigen deutschen Zeitung, daß Onkel Grimm<sup>184</sup> gestorben sei. So haben wir das erfahren müssen! Und er war uns doch der letzte liebe Mensch der vorhergehenden Generation, an der allein man noch wirklich hängt. Mit soviel Jugenderinnerungen hing Onkel Grimm für mich zusammen. Die ganzen badischen Herbstzeiten leben wieder auf, wenn ich seinen Namen höre; ich sehe den wilden Wein wieder, der rot und golden an den Schwarzwaldtannen emporranke, und ich rieche den feuchtmodrigen Geruch in den Wäldern, wo die Farren verfaulten. Die Villa Stadelhofer steht wieder vor mir, und ich erinnere mich der subdued agitation im ganzen Haus, wenn der Kaiser und die Kaiserin zum Diner zu Papa kamen. Und wie froh war Papa, wenn Onkel Grimm zu diesen Dinern kommen konnte; dann war er immer sicher, daß es geistig ein success werden würde, wie kulinarisch durch "Ernestine". Ernestine, die Perle, trotz des aggressiven Katholizismus und der monatlichen Migräne, die um jeden Preis gehalten werden mußte, der zuliebe ihre Freundin Sofie dauernd im Hause als Schneiderin engagiert war, obschon sie gar nicht schneidern konnte und eigentlich weiter nichts tat, wie Ernestine zur Frühmesse zu begleiten und sie während der Migräne zu pflegen. Wie gut erinnere ich mich, als kleines Mädchel neben Papa gestanden zu haben, an den Souterrainfenstern der Villa Stadelhofer, von denen man in die Küche sehen konnte. An solchen Kaiserdinertagen war es, Ernestine wurde mehr denn je als wichtigste Person behandelt, Papa beugte sich am Fenster hinab und sagte unendlich höflich: "Na, Ernestine, werden Sie fertig?" Und Ernestine, in weißer Mütze, inmitten all der schimmernden Kasserollen, antwortete: "Wird schon werden, Herr Graf!" – Onkel Grimm und Tante Gisela wohnten meist im Hôtel de Bâde. Wie oft bin ich mit Papa hingegangen. Wie oft bin ich zwischen ihm und Onkel Grimm in der Lichtenthaler Allee auf und ab gewandert. Jedes Jahr verstand ich ein bißchen mehr von dem, was sie sprachen, und immer kam es mir klüger und geistreicher vor. In der Zeit lehrte mich Onkel Grimm lateinische Gedichte, eins davon war ein Stabat mater, und während eines Herbstes zeichnete er Didis und mein Profil. Das geschah in Papas Arbeitszimmer. Daneben lag das Speisezimmer, von dessen Balkon man einen so schönen Blick auf Baden hatte mit dem Merkur und dem Schloßberg als Abschluß. Während eines Jahres machten wir alle Nachmittage einen Spaziergang den Iburgweg hinauf, von der Ecke der Lichtenthaler Allee abbiegend, um oben in einem großen Stall kuhwarme Milch zu trinken. Ich glaube, der Stall gehörte dem Fürsten Menschikoff, der unten links am Weg die Villa hatte. – Mit all dem sind Onkel und

<sup>183</sup> Feldmarschall Heino Heinrich v. Flemming, erhielt 1688 das Schloß Buckow, das seine Frau, Dorothea Elisabeth, 1673 geerbt hatte. Anfang des 19. Jahrhunderts wurde das Schloß nach Plänen von Schinkel umgebaut. Ende des 19. Jahrhunderts gehörte die Herrschaft Buckow den Brüdern Felix, Edmund und Albert Grafen von Flemming-Buckow. Elisabeth und Irene waren nicht unmittelbar erberechtigt (da weiblich!), so fiel das spätere Erbe an die Familienlinie Zebbin (Sibin/Westpommern). Buckow blieb jedoch bis 1945 im Besitz der Familie. Letzter Eigentümer war Dr. jur. Hans v. Flemming-Zebbin-Buckow (1873-1954). (Nach Wikipedia) – In Crossen lebte Elisabeth später bis zu ihrem Tod.

<sup>184</sup> Herman Grimm, verheiratet mit Gisela v. Arnim

Tante Grimm verwoben. Und dann kommen andre Erinnerungen, die so sehr weh tun, noch heut nach den vielen Jahren. Papas Tod in Florenz!<sup>185</sup> Wie wir die Leiche heimbrachten und Onkel und Tante uns in Karlsruhe erwarteten. Sie wußten es, was mir da bevorstand, und haben mich gehütet, soviel sie konnten. Dann die Monate bei ihnen in Berlin, wo sie mir Asyl waren vor dem Skandal, der Feindschaft und Verleumdung um mich her.<sup>186</sup> Wie schwerkrank war ich dort in dem Gartensaal, von dem aus man auf viele Gärten sah, hinter der Matthäikirchstraße. So krank war ich dort, daß ich dachte, ich würde nie mehr von dem Sofa aufstehn, das mir als Bett diente. Wär' es doch so gekommen! Ich sage es heute ganz ruhig nach den vielen Jahren, wär' es doch da zu Ende gewesen. Dann unsere Hochzeit in Soest. Tante Gisela habe ich nachher nicht mehr viel gesehen. Als wir von Valparaiso heimkehrten, fanden wir sie sterbend in Florenz, waren mit ihr bis zum letzten Atemzug.<sup>187</sup> Onkel Grimm schloß sich uns ganz besonders an, Stephanie, Teddy und Günther wohnten eine Zeitlang bei ihm, ehe wir nach Indien gingen.<sup>188</sup> Und allmählich haben wir dann weniger von ihm gesehen, sind uns fremder geworden in den jahrelangen Abwesenheiten und durch den Einfluß seiner Schwester, die zu ihm zog und ihn mehr und mehr von Verwandten und Freunden abspernte. Aber heut wachen alle Erinnerungen wieder auf; um welch großes Stück ist man wieder ärmer geworden, und gäbe so viel, so viel darum, ihn nur ein einziges Mal noch wiedersehen zu können. Manchmal könnte ich beinah glauben, daß uns armen verbannten Menschen Ahnungen gegeben sind. Während all der letzten Tage war ich so unbeschreiblich, so sinnlos traurig, ich muß das gefühlt haben, ehe ich es wirklich wußte. Glaubte ich an ein Jenseits, so würde ich mir ein Plätzchen zwischen Onkel Grimm und Robert-tornow<sup>189</sup> ausbitten, da gäbe es keine Langeweile. Manchmal erfaßt mich's wie ein wahrer Heißhunger danach, mich nur noch einmal auf irgend etwas so recht freuen zu können. (...) Und jeder trägt sein Päckchen in Einsamkeit. Edmund sagt oft, ich sollte nicht verschlossen sein, ihm alles sagen, was mich bedrückt; wenn ich aber je eins der vielen Laststücke vor ihm öffnen will, fällt das Experiment so kläglich aus, denn jeder ist doch schließlich allein. vor allem in Leid und im Tod – –

<sup>185</sup> Albert v. Flemming starb 1884 an Typhus. Die Mutter Armgart war bereits 1880 gestorben.

<sup>186</sup> Elisabeth war in erster Ehe mit Stephan zu Putlitz verheiratet, verliebte sich in Eduard v. Heyking, einen Studiengenossen ihres Mannes. Jedoch beendete sie die neue Beziehung unter dem Eindruck eines Suizidversuchs ihres Mannes. Dieser ertrug die Situation jedoch nicht und nahm sich das Leben. – Bereits wenige Wochen nach der Katastrophe reiste Elisabeth mit ihrer Tochter Stephanie nach Italien, einige Monate später kam auch Heyking dort an. Die beiden sahen sich als Verlobte und zeigten sich öffentlich. Jetzt erschienen Zeitungsartikel, die über die Hintergründe der Situation spekulierten. – Nachdem Elisabeth und Irenes Vater im März 1884 plötzlich gestorben war, heirateten Elisabeth und Eduard v. Heyking im Juni 1884, nicht zuletzt, um Elisabeth wieder eine gesellschaftlich gesicherte Position zu geben. Die Folge sind jedoch Anfeindungen seitens der preußischen Adelsgesellschaft. Heyking nahm eine Anstellung als stellvertretender Konsul in New York an – Beginn eines Wanderlebens im Konsularischen Dienst rund um die ganze Welt. Ein Übergang in den eigentlichen Diplomatischen Dienst war Eduard v. Heyking nicht mehr möglich. (Hier wesentlich nach Grete Litzmanns Einleitung zu Elisabeths Tagebüchern. Siehe jedoch übereinstimmend in Armin Strohmeyer: DIE FRAUEN DER BRENTANOS, Berlin 2006.)

<sup>187</sup> Gisela Grimm starb 1889, vermutlich an ihrer langanhaltenden Herzerkrankung.

<sup>188</sup> Stephanie Gans Edle Herrin zu Putlitz war Elisabeths Tochter aus der ersten Ehe. Sie heiratete später Hans v. Raumer. Alfred (Teddy) und Günther waren die Kinder aus der 2. Ehe mit Eduard v. Heyking; beide sind im ersten Weltkrieg gefallen.

<sup>189</sup> Walter Heinrich Robert-tornow war Bibliothekar der kaiserlichen Hausbibliothek (im Stadtschloß Berlin)



### Nach anderen Quellen: Lujo Brentano

Der Wirtschaftswissenschaftler und Sozialreformer Lujo Brentano<sup>190</sup> besuchte Irene Forbes-Mosse vor dem ersten Weltkrieg in der Toskana und schrieb anschließend in einem Brief an Ina Seidel, sie habe "resedenfarbige, strahlende Augen, Fältchen in den Winkeln, wie sie das Lachen über das, was die törichte Welt Komisches bietet, erzeugt, mit aschblondem Haar, ein bißchen graumeliert, aber die ganze Frau so schön, daß, wo sie wandelt, die Menschen ihr nachsehen als einer auffallend edlen Erscheinung. (...) Sie atmet mit der Natur, mit Pflanze und Tier, aber nicht nur mit der stummen Natur. Ihre Sympathie mit allem Naturgemäßen erstreckt sich auch auf die Menschen, die wahrhaft und entsprechend ihrer Natur leben. Ihre Abneigung – und dann sehr stark – trifft die Snobs aller Gesellschaftsklassen und jederlei Art von Strebern. Dagegen sind ihre Sympathien unbegrenzt gegenüber Unglücklichen jeder Art, und arme uneheliche Kinder, verlassene Mädchen, Bettler und infolge unglücklicher Anlagen und Verhältnisse Verkommene werden derselben in so weitgehendem Maße teilhaftig wie die stumme Natur, der sie, selbst wo sie bescheiden, ja, in ärmlichen Linien sich gibt, ihre Schönheit abzugewinnen versteht. Daß ihr ein Gott gegeben hat, diesem Empfinden Ausdruck zu geben, wissen Sie. Sie vermag das aber nicht nur in Worten, sondern nicht minder in Tönen. Sie ist eine der musikalischsten Naturen, spielt wundervoll Klavier, und wenn sie singt mit ihrer rührenden, nicht sehr starken Stimme, ist niemand, der nicht davon ergriffen würde. Nur ein Fehler ist, daß sie diese Gaben vor allem selbst genießt. Ließe sie es sich angelegener sein, so würden ihr Triumphe, die sie allerdings verachtet, wie keinem Sterblichen zuteil. Freilich steht dem noch ein weiteres Hindernis entgegen: sie hat ein nicht zu unterdrückendes Gerechtigkeitsgefühl, und da sie nie unterlassen kann, es kundzugeben, kommt sie in dieser auf Ungerechtigkeit aufgebauten Welt leicht mit denen, die davon Vorteil ziehen oder ihr aus Feigheit huldigen, in Konflikt (...)."<sup>191</sup>

<sup>190</sup> Lujo (Ludwig Joseph) Brentano (1844-1931) war ein Sohn von Bettine Brentanos Bruder Christian.

<sup>191</sup> Ina Seidel im Vorwort zu ihrer Nachlaßveröffentlichung: Irene Forbes-Mosse: FERNE HÄUSER (Stuttgart 1953, S.7) *Teilweise bereits in EIN KLEINER TOD dokumentiert.* – Daß Lujo Brentano und Forbes-Mosse befreundet waren mit Ina Seidel, einer engagierten Nazisse,

Mit Kriegsausbruch 1914 entschloß sich Irene Forbes-Mosse, wohl aus patriotischen Empfindungen, zur Übersiedlung nach Deutschland. Sie, die über ihre Ehe britische Statsbürgerin war, nahm die deutsche Staatsbürgerschaft an. Von nun an schloß sie sich vor allem Lujo Brentano an.

Am 9. Januar 1918 schrieb Irene Forbes-Mosse aus Berlin in einem Brief über die politische Situation: "Man weiß ja gar nicht mehr, was man wünschen soll: behält die Militärpartei die Oberhand, so giebt es im Innern keinen Fortschritt und unsere Feinde bleiben geeinigt wie eine Mauer gegen uns, behalten die Freisinnigen und Sozi Oberhand, dann geht wohl Ludendorff, in der Armee entsteht eine Spaltung und Uneinigkeit und ich fürchte, das ist dann wie ein Loch im Damm, wo die Flut hereinsickert und schließlich alles einreißt und dann haben wir den Feind im Land. Ich glaube, es fehlt eben an einer machtvollen liberalen Persönlichkeit, die die nöthigen Freiheiten zugesteht ohne zu schwachern, dann aber doch wieder die Kraft hat die Schleuse zu schließen eh es zur Überschwemmung kommt!"<sup>192</sup>

Nach dem Tod seiner Frau Valeska (1918) zog Forbes-Mosse mit Lujo Brentano zusammen (nach Prien am Chiemsee), wo sie für die nächsten knapp zehn Jahre lebte. Während dieser Zeit arbeitete sie weiter an Hinterlassenschaften ihrer Brentanoschen Familie.

1929 reiste Irene Forbes-Mosse ins faschistische Italien, um ihrer in Not geratenen Cousine Armgard<sup>193</sup> und deren Tochter Ilona beizustehen. Ein Brief, in dem sie von der Unternehmung berichtet, beleuchtet eine andere Facette ihrer Persönlichkeit. Sie schreibt: "Sie [Armgard] wohnt auf einer verwunschenen Burg bei Meran mit ihrer (...) Tochter. Dabei ist diese Frau – 73jährig – heute noch von einem Temperament und einer Zähigkeit, daß ich mir neben ihr vorkam wie ein in Wasser getauchter Zwieback – sie ist voller Talente, zeichnet wundervoll, hat sehr hübsche Gedichte gemacht, kleine reizende Volkslieder componirt – kurz der Samenstand den unsere Großeltern von ihren Schwingen schüttelten ist reichlich bei ihr aufgegangen. – Dabei aber in allen geschäftlichen Dingen unmöglich, wenn auch mit einer gewissen Bauernschlauheit um Kleinigkeiten kämpfend, und schrecklich eingebildet (...). Man redete stundenlang mit ihr – den Morgen drauf waren wie im Gleichnis vom Sämann wieder Disteln und Dornen drüber gewachsen." – Im selben Brief schreibt sie über die Situation in Italien: "Ins alte, eigentliche Italien ginge ich auch gern einmal wieder, aber in dies besetzte Tyrol [Südtirol] bringen mich keine 10 Pferde mehr, diese Atmosphäre von Spionage und von Überhebung, dies Phrasengetön über die Gründung Roms und die Herrlichkeit der Faschisten und diese entsetzlichen ungewaschenen Kerle, die unter ihren grauen Jacken bei 25 Grad Reaumur schwarze gestrickte Sweaters trugen (Ruin aller Waschfrauen) und die Tiraden des Duce – nein, nein, nein, alles in mir bäumte sich auf."<sup>194</sup>

---

die zu Hitlers "Gottbegnadeten" gehörte, bleibt mir unverständlich. Allerdings verdanken wir ihr die Herausgabe des Nachlaßbandes. Die darin enthaltenen Erzählungen wären ansonsten wohl in einem Archiv vergraben geblieben.

<sup>192</sup> Armin Strohmeyr (a.a.O., Seite 305). *Bereits in EIN KLEINER TOD dokumentiert.*

<sup>193</sup> Armgard Eperjesy von Szászváros und Tóti war ein Tochter von Maximiliane v. Oriola; im Gegensatz zu Irenes Mutter Armgard schrieb sie sich Armgard.

<sup>194</sup> Armin Strohmeyr (a.a.O., Seite 291/2). *Bereits in EIN KLEINER TOD dokumentiert.*

An denselben Freund schreibt sie 1931 von der "Nazipest": "In Deutschland muß wohl noch einmal das Höllenchaos losgehen, ehe die Bewohner vernünftig werden. Fiat nox scheint die Parole zu sein. Aber auch der Ausspruch meines verstorbenen Onkels Friedmund von Arnim *Dummheit ist die größte Sünde* scheint zu dieser betrüblichen Lage zu passen."<sup>195</sup>

1931 war Lujo Brentano gestorben. Irene zog zu ihrer Freundin Berthy Moser nach Chexbres sur Vevey am Genfersee; Deutschland betrat sie nach 1933 nicht mehr. Sie beschäftigte sich wieder intensiv mit der Brentanoschen Familiengeschichte. Dabei unterstützte sie den Germanisten Werner Milch bei seiner Biographie über (Irenes Ururgroßmutter) Sophie von La Roche (1935), der Arbeit *BETTINE UND MARIANNE* (Zürich 1947) und seinem späteren Buch über Bettine.<sup>196</sup> Dem Frankfurter Goethemuseum übereignete sie Briefe, Dokumente und Bilder.

Am 26. Dezember 1946 starb Irene Forbes-Mosse in Villeneuve, Schweiz.

Johann Frerking<sup>197</sup> schreibt 1947:

Im Oktober 1938 war ich acht herbstlich-sonnige Tage zu Gäste in der *Grande Maison* des kleinen Weinbauerndorf Chexbres am Genfer See, zu Gäste bei einer vierundsiebzighjährigen Frau, die in ihrem hohen Alter noch schön und voller Charme war, bei der Dichterin Irene Forbes-Mosse. Als ich am ersten Morgen nach dem Frühstück im Zimmer, der Hausherrin vor einen Bücherschrank getreten, war, sagte diese mit ihrer hohen, hellen, ein wenig sirrenden Stimme: "Sehen Sie sich nur genau drin um; das ist alles Familie."

Ein mannshoher, von oben bis unten wohlgefüllter Bücherschrank enthielt den Beitrag einer einzigen Familie zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. Obenan stand die Ururgroßmutter Sophie von La Roche, Wielands Jugendgeliebte und des jungen Goethe "liebe Mama", die den ersten deutschen Frauenroman *DIE GESCHICHTE DES FRÄULEINS VON STERNHEIM* schrieb; zu ihrem letzten Buch *MELUSINENS SOMMERABENDE* hat Freund Wieland

<sup>195</sup> Armin Strohmeier (a.a.O., Seite 293) *Bereits in EINKLEINER TOD dokumentiert*. – Zu Friedmund v. Arnim siehe die wunderbare Briefedition von Wolfgang Bunzel (Hrsg.): *IN ALLEM EINVERSTANDEN MIR DIR. BETTINE VON ARNIMS BRIEFWECHSEL MIT IHREM SOHN FRIEDMUND* (Göttingen 2001)

<sup>196</sup> Werner Milch: *DIE JUNGE BETTINE* (Heidelberg 1968: Lothar Stiehm Verlag) – Das Buch wurde von Peter Küpper aus dem Nachlaß herausgegeben. Werner Milch war 1933 "aus rassischen Gründen" aus allen Ämtern entlassen worden. Privat konnte er an seinen Projekten weiterarbeiten, zeitweise dafür Nachlässe in Wiepersdorf auswerten. 1938 kam er kurzzeitig ins KZ Sachsenhausen, danach emigrierte er mit seiner Frau in die Schweiz. 1945 kam er nach Deutschland zurück, wurde an die Universität Marburg berufen und gründete mit anderen die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Milch starb 1950 im Alter von 47 Jahren in Baden-Baden. – Sein Buch *DIE JUNGE BETTINE* wird 2023 bei A+C online wiederveröffentlicht.

<sup>197</sup> Johann Frerking (1884-1971): *Enkelin der Romantik. Zur Erinnerung an Irene Forbes-Mosse* (ZEIT 13. November 1947)

eine Vorrede gestiftet, darin er die Verfasserin als "eine in ihrer Art einzige Schriftstellerin" feiert, "deren ganzes Leben dem unermüddlichen Bestreben, aus dem reinsten Beweggründe Gutes zu tun, gewidmet war". Die Urgroßmutter Maximiliane Brentano ist nur als Gestalt in die Literaturgeschichte eingegangen, als Goethes leidenschaftlich verehrte "schöne Max", von der Werthers Lotte ihre "schwarzen Augen" hat. Dafür ist der Beitrag der nächsten Generation um so reicher: Blüte und Frucht der deutschen Romantik in den Werken der Großeltern Ludwig Achim von Arnim und Bettina Brentano, des Großonkels Clemens und seiner Gattin Sophie Moreau. Das nächste Geschlecht hat die schönen Märchen und die Dramen der Gisela von Arnim hinzugefügt und die Biographien und Essays ihres Gatten Herman Grimm, mit dem auch die alten Familienfreunde Jakob und Wilhelm Grimm zur Verwandtschaft stießen; dazu die Schriften des Philosophen Franz Brentano und die seines Bruders Lujo, des Nationalökonom. Und so fort, bis die Reihe mit den Romanen und Reisebüchern der Schwester Elisabeth von Heyking schloß. – Das eigene Werk der Dichterin mochte wohl an anderer Stelle aufbewahrt gewesen sein. An ihrem Arbeitsplatz, auf Großmutter Bettinens Schreibtisch, lagen sauber geschichtete Blätter, die in ihrer schönen, charaktervollen Handschrift ein entstehendes Neues anzeigten. Von ihren Büchern habe ich keines dort gesehen.

Längst mag Freundeshand sie zu den übrigen gesellt und den Schrank geschlossen haben. Denn seit fast einem Jahre ruht Irene Forbes-Mosse in Villeneuve. an der Südostecke des Sees.



## THE POET'S EYE.

## NOTES ON SOME DIFFERENCES

## BETWEEN VERSE AND PROSE

BY

VERNON LEE, LITT.D.<sup>198</sup>

## I

I HAVE never, in all my life, been able to write a single line of verse; though I have written volumes, too many, of prose. While, as regards reading, instead of my ever-ready appetite for prose I discover in myself a slight initial unwillingness when it comes to verse. This personal idiosyncrasy, and doubtless inborn defect, of my constitution, is as well confessed at the outset of the present essay. Because, besides fitly introducing my views about verse and prose, it brings into relief the paradoxical fact of my always having, and always having had, a sense of inferiority, as towards poetry, and those who write it. I am acutely aware of belonging to a lower caste; and that my walk in life is, however honourable, humble and decidedly humdrum. This is not, I hasten to explain, because I have been dazzled by poets in private life: their person and conversation have always struck me as much of a muchness with those of ordinary mortals, among whom I should not be disinclined to count them. Yet, while so doing, something would stop me. However close their resemblance to human beings, there remains an unaccountable difference, something like an *aura* of immortality, about them. Nay, though experience may have shorn those who write verses of some of their individual prestige in my eyes, I have merely transferred the lyre and laurel-crown, the divine stature and radiance, from themselves to their art. Poetry may doubtless be more boring than prose, but it bores me as I might be bored in a sanctuary. It is godlike, immortal.

Godlike, methinks, because it *is* immortal. And *immortal* (such is the contention of the present essay), because one *remembers* it; because it survives in the memory, dwells, thrones there, in state. Whereas prose just comes and goes; does its honest (or dishonest) work of altering something in our mind, and, having done that, fades away. So that, however great and enduring its effects, prose is, itself, no better than mortal.

The different status of verse and prose is so much taken for granted that, far from inquiring into its origin, our learned critics rarely so much as point out the bare existence of such a difference. It is therefore left to an ignoramus in poetical lore, namely myself, to ask how you, or any of us, would feel on reading in *The Times* an important emendation in the text, first folio and all subsequent editions, of a famous passage in *Midsummer Night's Dream*, making it read as follows:

<sup>198</sup> Published by / Leonard & Virginia Woolf at The Hogarth Press / 52 Tavistock Square, London, W.C. 1 / 1926  
Zeichnung: John Singer Sargent

"The prose-writer's eye, rolling in a fine frenzy, glances from heaven to earth and from earth to heaven, in such a manner that when he sees in his mind's eye forms which he has never seen elsewhere, his pen can turn them into bona-fide shapes, giving to airy nothingness a place and name."

What drivel! we exclaim; what sacrilegious caricature! Really, people ought not to be allowed, etc., etc. Of course not! Still it is not so much the contents of this monstrous piece of nonsense which makes it sound nonsensical; since, when you come to think of it, quite a lot of prose-writers have displayed just such imaginative power, making us accept the existence in time and space of persons and things existing nowhere outside their head. It is therefore the way in which the thing is said which makes it shocking; particularly the attribution to the prose-writer of a *Rolling Eye*, let alone a condition of *Frenzy*, *fine* or not *fine*. Such remarks should evidently be applied only to poets. Which is exactly what I have been driving at; only a poet can have an Eye, at least a *Rolling Eye*, or at least an *Eye Rolling in Fine Frenzy*, for it is possible to roll one's eyes, if not one at a time, without being in a frenzy, or without the frenzy being a fine one.

And now I have got you to admit that much, namely, that poets are to this extent different from such of us as write only prose, we may go on to inquire how this comes about. So, returning to the proposed emendation, we find that it not only states what is obviously untrue, namely, that a prose-writer can have an eye rolling in a fine frenzy. It does much worse; for, by translating blank verse into prose, it turns a memorable poetic description into tautology and drivel. Since as, in prose, *forms* and *shapes* are, in such context, convertible terms, to say that the poet's pen turns *forms* of imagined things into *shapes*, is to say—well, a more or less "airy nothing." The adjective *visible* or *bona fide*, intercalated in the prose version does indeed get rid of the tautology and puts some meaning into the remark. But that meaning is commonplace, not worth mentioning; above all it is *not Shakespeare's meaning*. For of course we all know Shakespeare never meant that the poet's pen, with or without the assistance of his rolling eye, could turn *forms into shapes*, nor even turn imaginary forms into bona-fide shapes. Shakespeare meant, of course, that the poet can make us accept as real what exists only in his own head. . . . *Did Shakespeare mean that?* It sounds a bit dull; and as already remarked it might be said with equal truth about the prose-writer, to whom neither Shakespeare nor anyone else would have attributed a rolling eye and a state of frenzy. It seems less easy than one expected to make *quite* sure of what Shakespeare did mean to say. But only think of how he said it: the miraculous pat felicity of that "local habitation and a name" which everyone quotes daily; the enchanting grace of that "airy nothing"; the dignified passion of that "in a fine frenzy rolling"; the great lyric swing of the whole passage. All that could never have been said about a prose-writer; only about a poet.

Moreover, only *by* a poet, never *by* a prose-writer. And that is what I was driving at in making that sacrilegious translation from verse into prose: my contention that there is in all this business a magical power at work transcending that which Shakespeare attributes to the eye, the fine frenzy, and whatever they stand for, of the poet. I mean the power of *verse as verse* to transform the obvious into the memorable, to call forth and justify far-fetched (occasionally



doubtful) metaphors and high-flown descriptions. The power of *verse as verse* to turn him who employs it from a prose-writer into a poet.

Come, come! here interrupts orthodox criticism, that is really pushing paradox just a little too far! Nothing is an older-established truth, older than Aristotle, Horace, Longinus, and modern critical science, than that the employment of verse has *never* made a poet. There has to be, in the first place, and before we can so much as begin talking of poetry, ever so much else, ever so much more important—in short, everything *besides* verse which is necessary to make a poet. Of course. Far be it from me to deny it. All I humbly maintain is that when you have all the *everything else* which is needed to make a poet, you do not get him unless you add that fact of his writing in verse. Indeed, I more than suspect that the mere writing in verse is what sets that poet's eye *rolling* and puts him into a *fine frenzy*; or, since I must express myself in prose, gives the rein to his imagination, calls forth new and audacious expressions, sets the brain into more complex activity, puts the blood into rather more of a tumult, and brings to the aid of that poet-man's individual powers the virtues inherent in artistic forms fashioned by scores of previous poets and—(which is as important)—accepted, cherished by generations of listeners and readers. It is the use of verse which makes the poet feel (even if the feeling be delusion) that he is a poet, and which secures an audience accustomed to grant poetic license. Moreover, the use of verse means, on the part of the reader, readiness for a special kind of enjoyment involving a maximum of sympathy and goodwill, a minimum of the critical activity with its perpetual stop: what does that mean?

## II

Never having written any poetry myself, I can speak of the poet's fine frenzies only from hearsay and inference. But having read, indeed still reading, poetry with occasional enjoyment, I *can* speak from my own experience about the especial condition, quite different from that set up by the prose-writer, which the employment of verse produces and insists upon in the reader. To begin with, and reverting to Shakespeare's verses about the Poet's Eye and my prose translation of the same, I think we found that the statement in question when made in prose challenged, and even succumbed to, criticism; whereas, made in verse, it imposed unquestioning acceptance. Why? Because, among other reasons, rhythm, and in lesser degree every other kind of verbal symmetry, makes us expect repetition of a given effect and thereby prepare ourselves for ourselves for making a given response; expectation and preparation, if repeated, eliciting a degree of imitative activity on our part, we set to marching at that particular pace, and metaphorically, if not literally, dancing that particular step. Become thus docile, surrendering all choice, we forget all alternatives, and our lost initiative is compensated by an increase of ease and certainty such that we feel ourselves, while merely obeying, ten times stronger, freer, and more purposeful. This psychological fact is at the bottom of all art, as well as of quite other matters. With regard to poetry, this particular docile activity on our part extends our acquiescence to everything happening to be connected with the symmetry, the rhythm which has set it up. Metre induces us to accept not only itself in its recurrence, but also whatever meaning that metre happens to vehicle. This, however, is only half of this queer business: *Expecting* implies, of course, remembering; and the fulfilled expectation drives home the remembrance. Remembrance, moreover, induces twofold acceptance; hence, *caeteris paribus*, a

twofold sense of the importance, the inevitableness of the statement which the recurrent metre has made us willing to accept. There is a cogency in all verse, according to the degree we feel it to be verse; and, of course, most of all in rhymed verse. Thus—

"Early to bed and early to rise  
Makes men healthy, wealthy, and wise."

is fraught with deep significance. We accept and would fain apply such immemorial wisdom. But turn it into prose: "Going to bed and getting up early ensures health, riches, and wisdom to men," and, behold, I at once question the truth of such an assertion. Where is its former profundity, its imperative? Gone, alas, with the metre and the rhyme, gone with our verse-inspired acquiescence.

But verse does more than render the dictum of a poet—even of that nameless ancient poet I have just quoted—unassailable and memorable. Verse lifts the matter of discourse, because it lifts the hearer and reader, out of the tentative perfunctoriness of every day, where our thoughts, save for practical results, are merely transitive and mainly unimportant; in themselves empty like those connecting words, the *ands* and *buts*, *therefores* and *not-withstandings* which weave the items of prose into close logical relation and values. The world of verse is one of intrinsic values, and its relations are directly to our feelings. And our feelings get enclosed by the symmetrical recurrence of stress and sound in a charmed circle wherein nothing need connect with anything else and all becomes important in its own right. Meanwhile, once enclosed in the magic maze of *verse as verse*, our spirit moves in that verse's motions, in modes as much more definite and continuous as dancing compared with walking. Thus does the mere patterned movement of verse insufflate us with energy transcending our own; it sweeps us up to regions otherwise inaccessible to our jogtrot thoughts and affections, into regions where whatever we long for is realised and where whatever takes place is right.

What wonder, therefore, if mere men and women like ourselves, the least legitimate descendant of Shakespeare, the dowdiest great-grandniece of Sappho, appear to our eyes, when they issue from such regions, crowned, hooded with superhuman effulgence like that of Moses descending from the mountain.

Neither should we make too sure that this is but delusion on our part, and that they are the mere commonplace fellow-creature afterwards revealed in daily life. Poetry is *not* daily life, even when fit only for the waste-paper basket. I am ready to put my hand (wielding, alas, but a prose-pen!) in the fire if *verse as verse* does not act first and foremost on him who writes it, carrying him, as it carries us, into those exalted, unquestionable regions. In prosiest prose, and speaking as a psychologist, I think it probable that the creature thinking in verse thinks in a manner at once less trammelled and more sustained than we do; thinks thoughts different from ours, plunging into depths, soaring to giddy heights; and very often babbles sublimities which he would be at a loss to explain. (And which we, in our turn, are sometimes as much at a loss!) He—I mean the poet—certainly permits himself to do things forbidden to other folk, of which rolling his eye is the most unusual but not, when you come to think of it, the most indelicate. . . . Nay, do we not expect the poet to pour out for our entertainment his privatist emotions such as the prose-writer barely ventures to embody in imaginary personages? Is it not the literary

critic's welcome task to nose out in every line an allusion to light-o'-loves and faithless friends? And does not Browning's refusal in "House and Shop" strike us as positive incivility?

Leaving the poet thus to pin upon his sleeve that ornate paper valentine he calls a heart, let me revert to that remark of mine (since it sums up my thesis) *that in poetry all that is is right*. Right even, as anyone translating verse so often finds, when which of two senses of a word is not made clear by the context (Browning's splendid "flat on the nether springs"). Right when grammar and common sense come tumbling over each other like Goethe's "Es Stürzt der Fels und tiber ihn die Flut." Right even when a comparison is an absurdity, like Baudelaire's "La nuit s'épaississait ainsi qu'une cloison." Right when we could not swear what the poet is driving at, as Dante with his "Amor che a nullo amato amar perdona." Right when Shelley apostrophises his lark "Bird thou never wert." . . . All of which is right, unquestionable, unassailable, unalterable, perfect and plusquam-perfect when it is in verse. But a thing to run one's blackest pencil through, to be endlessly corrected or everlastingly effaced, if in prose.

### III

And now having started this most prosaic inquiry with Shakespeare's high-flown eulogy on those who really are poets, duly frenzied and rolling-eyed, let me end with Wordsworth's more reasonable remarks about those other persons who might have been poets but aren't. I quote from the second book of the *Excursion*, v. 76:

"Oh, many are the poets that are sown  
By Nature; men endowed with highest gifts,  
The vision and the faculty divine;  
Yet wanting the accomplishment of verse  
Which, in the docile season of their youth,  
It was denied them to acquire, through lack  
Of culture and the inspiring aid of books,  
Or haply by a temper too severe,  
Or a nice backwardness afraid of shame,  
Nor having e'er, as life advanced, been led  
By circumstance to take unto the height  
The measure of themselves, these favoured Beings,  
All but a scattered few, live out their time  
Husbanding that which they possess within,  
And go to the grave, unthought of. . ."

355

I have chosen this passage because, first of all, it confirms my contention that a poet *is* a poet only if he writes in verse, since Wordsworth ascribes the *melancholy* miscarriage of these "men endowed with highest gifts" to their "wanting the accomplishment of verse." Lacking that *accomplishment* (as it is called by this contemporary of Miss Pinkerton's Academy for Young Ladies), lacking *that*, there is nothing for it but to "go to the grave unthought of." I have, however, a second, subtler, and more intrinsic reason for choosing that quotation—to wit, that these prosaic expressions, "highest gifts," "inspiring aid of books," "led by circumstance," and these prosy platitudes become tolerable and even impressive because, well! because Wordsworth did *not* "lack the accomplishment of verse." Being poetry, they roll along, wave

upon wave, solemn, majestic, no matter what poor drift and drivel they leave behind for disappointed treasure-seekers. More particularly, there is in this quotation one verse which, turned into prose by the transposition of a single word—"the vision and the divine faculty"—becomes flat and foolish enough, calling forth the immediate criticism that as the poet's *vision* is an essential part of his "faculty," the one cannot be added to the other. As prose that is bad prose; but as verse that line can be adequately described only by quoting itself; for does it not irradiate the whole passage just with "the vision and the faculty divine"?

#### IV

Let no one imagine, as everyone will, that this is the voice of envy—to wit, that of the prose-writer embittered by lack of rolling eyes and fine frenzies. Or if it be envy, then only such as Keats felt towards his nightingale: "Envy of thy happy lot, but being too happy in thy happiness." Indeed, since we are discussing the difference between prose and verse, the above may be the only, though symbolical, meaning plain prose can extract from that verse which (according to my view) Keats, inasmuch as a poet, had a right to make as obscure as ever he pleased.

Whereby I mean that, while just a little envious thereof, I am delighted that poetry should enjoy certain happinesses denied to prose, because I enjoy the spectacle of them as Keats enjoyed the song, which he could not emulate, of that nightingale. Since it is a high happiness for all of us, even for prose-writers, to be occasionally delivered, if only by proxy, from the trammels, traps, and pitfalls of logic among which our thoughts pick their timid way; and charioted by the divine winged steeds of rhythm and rhyme, to career freely in poetry's interstellar spaces, yonside of sense and nonsense.



**Helga Kaschl:  
VERNON LEE<sup>199</sup>**



Vernon Lee (Violet Paget), eine überaus produktive Schriftstellerin und Intellektuelle, war Engländerin, wurde in Frankreich (Chateau St. Leonard, Boulogne sur Mer) geboren und lebte hauptsächlich in Italien; sie wurde von ihrer Mutter, ihrem Halbbruder und von Gouvernanten ausgebildet, erwarb sich ihr großes Wissen durch autodidaktische Studien und sprach fließend Englisch, Französisch, Italienisch und Deutsch. Da sie der Meinung war, nur mit einem männlichen Pseudonym ernst genommen zu werden, nannte sie sich Vernon und nahm einen Teil des Namens ihres Halbbruders, des viktorianischen Dichters Eugene Lee-Hamilton an, der bis zu seinem Tod 1907 großen intellektuellen Einfluss auf sie hatte.

Ihre verwitwete Mutter Matilda Lee-Hamilton, geb. Adams, hatte 1855 den Lehrer ihres Sohnes, Henry Ferguson Paget, geheiratet; Vernon Lee war das einzige Kind aus dieser unkonventionellen Ehe. Die Familie führte ein Nomadenleben, zog alle sechs Monate um und wohnte an den verschiedensten Orten in Deutschland, Frankreich, der Schweiz, Belgien und Italien; 1873 ließ sie sich schließlich in Florenz nieder. Für Vernon Lee stand bald fest, dass Schreiben ihr Beruf und ihre Berufung sei. Bereits als Dreizehnjährige veröffentlichte sie im Schweizer Magazin *La Famille* eine Kurzgeschichte, einige Jahre erschienen in *La Rivista Europea* Beiträge, in denen sie sich mit SchriftstellerInnen wie z. B. Jane Austen, Charlotte Brontë, Frances Burney, Charles Dickens, Maria Edgeworth, Henry Fielding und Elizabeth Inchbald beschäftigte, und sie schrieb für Zeitschriften wie u. a. *Blackwood's Magazine*, *British Quartely Review* oder *Cornhill Magazine* Essays über Kunst und Kultur, aber auch politische Beiträge, in denen sie u. a. die Vivisektion anprangerte.

1880 veröffentlichte sie anonym "Tuscan Fairy Tales, Taken from the Mouth of the People" und es erschienen "Studies of the Eighteenth Century in Italy", Studien, für die sie bereits seit ihrem 14. Lebensjahr Material gesammelt hatte und die sie in Londons literarischen und künstlerischen Kreisen bekannt machten. 1881 besuchte sie England, traf dort ihren Jugendfreund John Singer Sargent und wurde von ihm porträtiert; vom Ästhetizismus überzeugt, nahm sie Kontakt mit Walter Pater auf, dessen Ideen für die ästhetischen Bewegungen grundlegend waren, und traf sich mit seinem berühmten Anhänger Oscar Wilde. Sie verbrachte meist den Sommer in London und Paris und lebte ab 1888 in der Villa Il Palmerino auf den Hügeln vor Florenz. 1906 kaufte sie Il Palmerino; ein kleines Farmhaus auf dem Grundstück vermietete sie einer Freundin, der Schriftstellerin und Übersetzerin Irene

<sup>199</sup> Quelle Dr. Helga Kaschl: "EIN ZIMMER FÜR SICH ALLEIN" FRAUEN IN VIRGINIA WOOLFS HOGARTH PRESS 1917-1941. Diese umfassende bibliographische Arbeit steht auf der Website <https://www.schreibfrauen.at/>. Eine auf DNB langzeitarchivierte Neuveröffentlichung bei A+C online (pdf) ist in Arbeit.  
Abbildungen: oben links: Violet Paget als Kind; rechts: um 1870

Forbes-Mosse, die 1905 Vernon Lees "Genius Loci" ins Deutsche übersetzt hatte. Vernon Lee schrieb sehr viel später (1930) das Vorwort zur englischen Ausgabe ihrer Texte ("Don Juan's Daughters, Dream Children, The Burden"); ein Briefwechsel der beiden Pazifistinnen aus dem Ersten Weltkrieg erschien 2014.

In Florenz gehörte sie der englischen Gemeinde an, zu der u. a. Reggie Turner und der Kunsthistoriker Bernard Berenson zählten, und die von Aldous Huxley, D. H. Lawrence, Ada Levenson, Norman Douglas, Ronald Firbank u. a. besucht wurde.

Vernon Lee hatte ihr ganzes Leben lang enge Beziehungen zu Frauen. Dazu gehörten Annie Meyer, die sie 1878 kennen gelernt hatte und die ihr charakterlich ähnelte: leidenschaftlich, eigenwillig, eitel. Auseinandersetzungen beendeten die Freundschaft 1881 und der Tod Annie Meyers zwei Jahre später erschütterte Vernon Lee zutiefst; sie hatte Zeit ihres Lebens ein Foto der Freundin in ihrem Schlafzimmer und widmete ihr "The Countess of Albany" mit den Worten: "To the memory of my friend Madame John Meyer, I dedicate this volume, so often and so lately talked over together, in grateful and affectionate regret."



Mit der Dichterin, Schriftstellerin und Literaturkritikerin Agnes Mary F. Robinson verband sie die Liebe zur Literatur, die beiden besuchten sich über acht Jahre lang gegenseitig in England bzw. Italien und unternahmen gemeinsame Reisen; Robinsons Heirat mit dem Orientalisten und Übersetzer James Darmesteter stürzte Vernon Lee 1887 in tiefe Verzweiflung und verursachte einen körperlichen und seelischen Zusammenbruch.<sup>200</sup>

Die Dichterin und Schriftstellerin Amy Levy traf 1886 Vernon Lee in Florenz, verliebte sich hoffnungslos in sie und schrieb ihr Briefe und Liebesgedichte. Amy Levy - literarisch durchaus erfolgreich - war ihr Leben lang depressiv und nahm sich mit 28 Jahren das Leben. Sie war die erste jüdische Studentin am Newnham College und war u. a. mit Eleanor Marx, Olive Schreiner und G. B. Shaw befreundet.

Nach Mary Agnes Robinson wurde die schottischen Autorin und Kunstkritikerin Clementina (Kit) Anstruther-Thomson (1857-1921) eine enge Freundin: Kit verbrachte sechs Monate pro Jahr in Florenz und beschäftigte sich mit den psychologischen Auswirkungen von Farbe und Kunst; sie unternahmen weite Reisen, wie z. B. 1888/89 nach Tanger und lebten öffentlich zusammen - als Liebende, Freundinnen und Co-Autorinnen: beider ästhetizistische Lebensanschauung bewirkte eine produktive Zusammenarbeit, die zur Veröffentlichung von gemeinsamen Studien führte. Der gemeinsame Essay "Beauty and Ugliness", 1897 veröffentlicht in *Contemporary Review*, verursachte eine heftige und lang andauernde Debatte



<sup>200</sup> Abbildungen: oben: Agnes Mary F. Robinson, darunter: Amy Levy.  
Unten: Kit Anstruther-Thomson

über Plagieren mit Vernon Lees Nachbarn, dem Kunsthistoriker Bernard Berenson. Irene Cooper Willis, Schriftstellerin und spätere Anwältin, wurde ab 1911 ihre Mitarbeiterin und langjährige Begleiterin und verwaltete nach Vernon Lees Tod ihren Nachlass; da Vernon Lee dominant und streitsüchtig war und Irene Cooper Willis offensichtlich darunter litt, beschloss Ottoline Morrell sie aus dieser Abhängigkeit zu befreien und verschaffte ihr Arbeit bei Bertrand Russell, die sie allerdings aufgab, nachdem ihr Russell zu nahe getreten war.

Der große Bekannten- und FreundInnenkreis von Vernon Lee umfasste - um nur einige zu nennen - Robert Browning (dessen erste Zeile eines Gedichtes "Who said Vernon Lee?" lautete), Henry James, Ottoline Morrell, Bertrand Russell, Ethel Smith, Edith Wharton und Nathalie Barney, deren Salon in Paris sie bei ihren Frankreichreisen besuchte. Als kenntnisreiche Gesprächspartnerin und unerschrockene Kritikerin wurde sie sowohl von George Bernard Shaw als auch von H. G. Wells, dessen sozialutopische Ideen sie aufgriff, überaus geschätzt. 1924 wurden ihre wissenschaftlichen Leistungen durch die Verleihung des Ehrendoktors der University of Durham gewürdigt.



<sup>201</sup>Obwohl Vernon Lee politisch nie aktiv war, unterstützte sie feministische und soziale Reformen, war eine glühende Pazifistin und Antifaschistin. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges hielt sie sich bei den Morrells in London auf und verbrachte dann die gesamte Zeit bis zum Kriegsende in England - wohl auch deswegen, weil Irene Cooper Willis in dieser Zeit für Bertrand Russell arbeitete. Sie wurde Mitglied der Union of Democrating Control (UDC), einer internationalen Anti-Kriegs-Organisation, und unterstützte die pazifistische Frauenbewegung, die 1915 zum Internationalen Frauenkongress in Den Haag führte. 1920 kehrte sie nach Italien zurück, machte weiter ihre Reisen nach Frankreich, England und durch Italien und beschäftigte sich mit neuen Werken zur Philosophie und Politik (Jane Harrison, Julian Huxley, J. B. S. Haldane, Bertrand Russell, George Santayana, Oswald Spengler); mit großer Bestürzung nahm sie gegen Ende ihres Lebens das Auftreten faschistischer Bewegungen wahr.

Die letzten Lebensjahre verbrachte Vernon Lee zurückgezogen, da sie an zunehmender Taubheit litt und ihr daher die für sie so wichtige Konversation unmöglich wurde; sie starb im Alter von achtundsiebzig Jahren an Herzversagen in ihrer Villa Il Palmarino, ihre Asche wurde im Grab ihres Bruders am Alori Friedhof in Florenz beigesetzt. Ihre umfangreiche Bibliothek wurde von Irene Cooper Willis, die den Nachlass verwaltete, dem British Institute von Florenz vermacht und kann besichtigt werden.

<sup>201</sup> Abbildung: Vernon Lee 1881, Gemälde von John Singer Sargent (1856-1935), damals der berühmteste und auch teuerste Porträtmaler.



Vernon Lee schrieb eine Reihe von Reisebüchern, darunter "Genius Loci" (1899, dt. 1905), in dem sie als Anhängerin des Ästhetizismus Gegenden und Orte wie die Toskana, die Touraine, Piemont, Ansbach u. a. sowie Begegnungen mit Kunstwerken von Simone Martini oder dem Teppich von Bayeux beschreibt. Weiters "The Spirit of Rome" (1906), für das sie die Tagebuchaufzeichnungen ihrer Rombesuche von 1895 bis 1905 heranzog, und "The Sentimental Traveller", welches einerseits von Aldous Huxley sehr bewundert wurde und andererseits Virginia Woolf, die es für *Times Literary Supplement* besprach, zur Verzweiflung brachte, da ihrer Meinung nach Lee alles "in Dunst verwandelt mit ihrer Geläufigkeit und Abgeschmacktheit" (Briefe I, S. 97).

Ihre Romane reichten von einer Satire auf den Ästhetizismus "Miss Brown" (1884) - von Henry James, der ansonsten sowohl ihre Intelligenz als auch ihre Boshaftigkeit bewunderte, als erbärmlichen Fehler bezeichnet - bis zu historischen Themen wie "Ottlilie" (1883), "Penelope Brandling" (1903) und "Louis Norbert" (1914). Ihre manieristischen Geschichten, in denen eine überbordende Sprache sich mit fantastischen Elementen und einem beeindruckenden Kunstverstand vereinten, erschienen unter anderem im *Yellow Book*, jener berühmt-berüchtigten, von Aubrey Beardsley illustrierten Literaturzeitschrift, die zum Flaggschiff des Ästhetizismus wurde. Die 1892 erschienene Kurzgeschichte "Lady Tal" - ein schlecht durchdachtes und kaum verhülltes Porträt von Henry James - schadete ihrem Ruf genauso wie "Miss Brown".



1915 veröffentlichte sie das Antikriegs-Pamphlet "The Ballet of the Nations" und widmete es Romain Rolland, dessen Pazifismus sie bewunderte; die satirisch philosophische Burleske attackiert die Untugenden der Zivilisation und den Wahnsinn des Krieges: in einem Ballet - produziert von Satan und choreographiert vom Tod - treten die Liebe, das Heldentum, die Angst, der Satan und der Tod auf sowie zeitgenössische Politiker, Gewerkschaftler, Ratsmitglieder und die Wissenschaft. Vernon Lees pazifistisches Manifest "Satan the Waster: A Philosophical War Trilogy" (1920) enthält das "Ballet of the Nations" und setzte sich mit den zerstörerischen psychologischen Auswirkungen des Ersten Weltkrieges auseinander; es wurde allgemein verurteilt, nur G. B. Shaw würdigte ihren Scharfsinn; erst die Neuauflage von 1930 fand bessere Kritiken. Vom Werk des Philosophen und Psychologen Theodor Lipps beeinflusst, führte sie den Begriff "Empathy" (Einfühlung) ein und leistete damit einen bedeutenden Beitrag zum Studium der Ästhetik: In "The Beautiful" (1913) untersucht sie die psychologische Wirkung von Schönheit, in "The Handling of Word" (1923) wendete sie ihre Ideen auf literarische Texte an. Sie interpretierte Kunst als eine mentale und körperliche Erfahrung. Zusätzlich setzte sie sich, gemeinsam mit ihrem Freund und Kollegen Henry James, kritisch mit der Beziehung des Schriftstellers zu seinem Publikum bahnbrechend im Konzept des Beurteilung zwischen allen Künsten in persönliche) Resonanz.



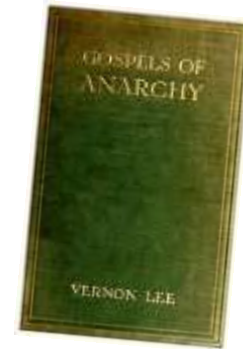
auseinander - und erweiterte Kritizismus die Idee der kritischen Bezug auf die Publikums- (und





Ihr in der Hogarth Press im Juli 1926 veröffentlichter Text "The Poet's Eye" erschien als Nr. 17 der ersten Serie der "Hogarth Essays", hatte einen Umfang von etwa 20 Seiten und eine Auflage von 1000 Stück.<sup>202</sup> Das Design für den Umschlag stammte von Vanessa Bell.

Vernon Lee wurde außerdem bekannt für ihre fantastischen Erzählungen, in der sie Spuk und Besessenheit thematisiert. Montague Summers bezeichnet sie im Vorwort des Sammelbandes zu "The Supernatural Omnibus" (1931), in der zwei Geschichten aus Vernon Lees "Hauntings" aufgenommen wurden, als eine der größten modernen Geistergeschichten-AutorInnen überhaupt. Auf Deutsch erschien "Hauntings" 1900 unter dem Titel "Schemen" im Wiener Verlag; 1990 gab Frank Rainer Schenk den Band "Amour dure. Unheimliche Erzählungen" in DuMont's Bibliothek des Phantastischen heraus. Der Romanautor und Kritiker Maurice Baring (1874–1945) beurteilte sie als die bei weitem klügste Person, die er jemals getroffen hatte.



#### Vernon Lee - Veröffentlichungen (Auswahl):

Tuscan Fairy Tales (Taken Down from the Mouths of the People). W. Satchell, London 1880.  
(Published anonymously)

Studies of the Eighteenth Century in Italy. W. Satchel, London 1880 / T. Fisher Unwin, London 1907

Ottilie: An Eighteenth Century Idyll. T. Fisher Unwin, London 1883

The Prince of the Hundred Soups: A Puppet Show in Narrative. T. Fisher Unwin, London 1883

Belcaro: Being Essays on Sundry Aesthetical Questions. W. Satchel, London 1881 / T. Fisher Unwin, London 1887

The Countess of Albany. W. H. Allen, London 1884

Miss Brown, 3 Vols. Blackwood, Edinburgh 1884

Euphorion: Being Studies of the Antique and the Mediaeval in the Renaissance. T. Fisher Unwin 1884

Baldwin: Being Dialogues on Views and Aspirations. T. Fisher Unwin, London 1886

A Phantom Lover: A Fantastic Story. Blackwood, Edinburgh / Robert Brothers, Boston 1886 (auch "Oke of Okehurst" in "Hauntings")

Juvenilia: Being a Second Series of Essays on Sundry Aesthetical Questions. T. Fisher Unwin, London 1886

<sup>202</sup> Hier zuvor dokumentiert. (MvL)

- Hauntings. Fantastic Stories. Heinemann, London 1890 / John Lane, Bodley Head 1906 / auf Deutsch: Schemen. Wiener Verlag, Wien 1900
- Vanitas: Polite Stories. Heinemann, London 1892 / Lovell Coryell, New York ca. 1892 / John Lane, London and New York 1911
- Althea: A Second Book of Dialogues on Aspirations and Duties. Osgood, McIlvaine, London 1894
- Renaissance Fancies and Studies: Being a Sequel to Euphorion. Smith, Elder & Co., London 1895
- Limbo and Other Essays. Grant Richards, London 1897
- Genius Loci: Notes on Places. Grant Richards, London 1899 (ins Deutsche übertragen von Irene Forbes-Mosse, geb. Gräfin von Flemming. Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1905)
- Penelope Brandling: A Tale of the Welsh Coast in the Eighteenth Century, T. Fisher Unwin, London 1903
- Ariadne in Mantua: a Romance in Five Acts. Basil Blackwell, Oxford 1903
- Hortus Vitae: Essays on the Gardening of Life. Bodley Head, London 1904
- Pope Jacynth - And Other Fantastic Tales. Grant Richards, London 1904 / John Lane, New York 1907
- The Enchanted Woods and Other Essays. John Lane, London 1905
- Sister Benvenuta and the Christ Child, an Eighteenth Century Legend. Mitchell Kennerly, New York 1905 / Grant Richards, London 1906
- The Spirit of Rome: Leaves from a Diary. John Lane, London 1906
- The Sentimental Traveller. Notes on Places. John Lane, London 1908
- Gospels of Anarchy & Other Contemporary Studies. T. Fisher Unwin, London 1908
- Laurus Nobilis: Chapters on Art and Life. Bodley Head, London 1909
- Vital Lies: Studies of Some Varieties of Recent Obscurantism. John Lane, London 1912
- gem. mit Clementina Anstruther-Thomson: Beauty and Ugliness. John Lane, London 1912
- In Praise of Old Gardens: Vernon Lee, A. C. Swinburne, Mrs. Boyle, Rosamond Marriott Watson, John Brown. Thomas B. Mosher, Portland, Maine 1912
- The Beautiful. An Introduction to Psychological Aesthetics. Cambridge University Press, Cambridge 1913
- The Tower of the Mirrors and Other Essays on the Spirit of Places. John Lane, London 1914 / B. Tauchnitz, Leipzig 1922
- Louis Norbert. A Two-Fold Romance. John Lane, The Bodley Head, London 1914 / B. Tauchnitz, Leipzig 1920
- The Ballet of the Nations. A Present-Day Morality. Illustrations by Maxwell Armfield. Chatto & Windus, London / Putnam, New York 1915 / archive.org
- Peace with Honour: Controversial Notes on the Settlement. Union of Democratic Control, London 1915
- Satan the Waster: A Philosophic War Trilogy with Notes and Introduction. John Lane, London 1920
- Proteus or the Future of Intelligence. Kegan Paul, Trench, Trübner & Co., London 1925
- The Golden Key. John Lane, London 1925
- The Poet's Eye. Notes on Some Differences Between Verse and Prose. Hogarth Press, London 1926
- For Maurice. Five Unlikely Stories. John Lane, The Bodley Head, London 1927
- A Vernon Lee Anthology. Selections from the Earlier Works. Ed. by Irene Cooper Willis. John Lane, The Bodley Head Ltd, London 1929
- Preface to "Irene Forbes-Mosse: Don Juan's Daughters, Dream Children, The Burden", John Lane, The Bodley Head Ltd., London / Dodd, Mead, New York 1930
- gem. mit Clementina Anstruther-Thomson: Music and its Lovers. An Empirical Study of Emotional and Imaginative Responses to Music. G. Allen & Unwin, London 1932
- Private Letters. With a Preface by Irene Cooper Willis. Privately Printed, 1937



The Snake Lady and Other Stories. Introduction by Horace Gregory (Ed.). Grove Press, New York 1954

Supernatural Tales: Excursions into Fantasy. Introduction by Irene Cooper Willis. Peter Owen, London 1955

Herward Sieberg / Christa Zorn (Hg.): The Anglo- German Correspondence of Vernon Lee and Irene Forbes- Mosse During World War I. Women Writer's Friendship Transcending Enemy Lines. Edwin Mellen Press, 2014

Amanda Gagel (Ed.): Selected Letters of Vernon Lee, 1856–1935, Volume I, 1865–1884. Routledge, London and New York 2017 / Sophie Geoffroy (Ed.): Selected Letters of Vernon Lee, 1856–1935, Volume II, 1885–1889. Routledge, London and New York 2021



#### Veröffentlichungen über Vernon Lee (Auswahl):

Vineta Colby: Vernon Lee. A Literary Biography. University of Virginia Press, Charlottesville and London 2003

Burdett Gardner: The Lesbian Imagination (Victorian Style). A Psychological and Critical Study of Vernon Lee. Garland, New York, London 1987

Peter Gunn: Vernon Lee. Violet Paget, 1856–1935. Oxford University Press, London 1964

Sandeep Kandola: Vernon Lee. Writers and their Work. Northcote House Publishers, Horndon, Tavistock, Devon 2010

Patricia Pulham / Catherine Maxwell: Vernon Lee. Decadence, Ethics, Aesthetics. Palgrave Studies in Nineteenth Century Writing and Culture. Palgrave Macmillan, 2006

Christa Zorn: Vernon Lee. Aesthetics, History and the Victorian Femal Intellectual. Ohio University Press, 2003

#### Literatur- und Quellenverzeichnis:

J. Howard Woolmer: A Checklist of the Hogarth Press. 1917–1946. Woolmer/Brotherson Ltd., Revere, Pennsylvania 1986

Joanne Shattock: The Oxford Guide to British Women Writers. Oxford University Press, 1994

Lorna Sage: The Cambridge Guide to Women's Writing in English. University Press 1999

Virginia Woolf: Tagebücher I, 1915–1919. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1990

Virginia Woolf: Briefe I. 1888–1927. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2006

Javier Marias: Vernon Lee, die Wildkatze. In: Geschriebenes Leben. Ironische Halbporträts. Klett- Cotta, Stuttgart 2001

Frank Rainer Scheck: Nachwort des Herausgebers. In: Vernon Lee: Amour dure. Unheimliche Erzählungen. DuMont Buchverlag, Köln 1990

Norbert Kohl: Nachwort. In: Ada Leveson: Liebe auf den zweiten Blick. Insel Verlag, 1998  
 Michael Holroyd: Carrington. Eine Liebe von Lytton Strachey. Rowohlt Taschenbuch Verlag, 1995  
 Gabriele Griffin: Who's Who in Lesbian & Gay Writing. Routledge, London 2002  
 Susan Brown, Patricia Clements, Isobel Grundy: The Orlando Project. 2006- 2017 / Suche: Vernon Lee  
 (orlando.cambridge.org/public/svPeople?person\_id=lee\_ve)  
 en.wikipedia.org/wiki/Vernon\_Lee  
 www.dictionaryofarthistorians.org/pagetv.htm  
 http://thesibylblog.com  
 thevictorianist.blogspot.co.at/2011\_08\_01\_archive.html  
 www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/amy-levy/  
 www.zipworld.com.au/~lnbdds/home/violetpaget.htm  
 en.wikipedia.org/wiki/Clementina\_Anstruther-Thomson

#### Bildnachweis:

*Vernon Lee als Kind*: commons.wikimedia.org/wiki/File:Violet\_Paget\_-\_Vernon\_Lee\_001.jpg  
*Vernon Lee um 1870*: commons.wikimedia.org/wiki/File:Violet\_Paget\_-\_Vernon\_Lee\_ca\_1870.jpg  
*Vernon Lee, Porträt 1881*: commons.wikimedia.org/wiki/File:John\_Singer\_Sargent\_002.jpg  
*Agnes Mary F. Robinson, Porträt*: The Collected Poems. Lyrical and Narrative Of A. Mary F. Robinson (MadameDuclaux). With a Preface and Portrait. T. Fisher Unwin, London 1902 (archive.org)  
*Kit Anstruther-Thomson, Porträt John Singer Sargent 1889*:  
 commons.wikimedia.org/wiki/File:Clementina\_Anstruther-Thomson\_1889.jpg  
*Amy Levy*: commons.wikimedia.org/wiki/File:Amy\_Levy\_1.jpg



Irene FORBES-MOSSE et Vernon LEE  
à la Villa Il Palmerino

Schnipsel aus einem Film: Christa Zorn, interviewed by Sophie Geoffroy, Chicago, 2013  
<https://vimeo.com/226554856>  
 (Links Irene Fobes-Mosse)